PRISMEN: NOVELLEN

Ida von Düringsfeld



Düringsfeld

<36616701630018

Prismen.

Novellen

von

Ida von Düringsfeld.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.



Prismen.

Novellen

von

Ida von Düringsfeld.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.



Inhalts-Verzeichniß

zum

zweiten Bande.

Seite

Ignota.

I.

In einem Zimmer nach dem Hofe des „Blauen Sternes“ in Prag saß am letzten Sonntag des Carnevals von 1861 in großer Aufregung ein junger Husarenrittmeister. Gewöhnlich geht man, wenn man in großer Aufregung ist, im Zimmer hin und her — Emmerich von Büchner indessen hatte verschiedene gute Gründe, um dieses Mal lieber am Tische sitzen zu bleiben. Erstens war das Zimmer klein und er sechs Fuß hoch und von entsprechender Breite, zweitens war er außerordentlich träge und sagte mit den Chinesen: besser sitzen als stehen! — und drittens saß er in Strümpfen, denn er war eben im Begriff gewesen, sich die Stiefeln anziehen zu lassen, als ihm der Brief gebracht worden war, den er in der Hand hielt, über den er seinen Burschen und die Stiefeln gänzlich vergessen hatte, und den er jetzt eben zum dritten Male las.

Der Brief war französisch, mit einer offenbar verstellten Hand, auf einfaches Papier ohne Abzeichen oder Wohlgeruch geschrieben, und lautete wie folgt:

„Il est des destins dans les cieux: le mien est de me sentir attirée vers vous d'une manière irrésistible. Vous m'avez vue dans le monde, peut-être même vous



savez mon nom, mais jamais nous n'avons échangé une parole, car jamais encore je n'ai eu le courage de vous aborder. Pourtant je désire si vivement causer avec vous, ne fût-ce qu'une fois, ne fût-ce qu'une heure! Pas autre chose, je vous le jure! Qui sait, peut-être serai-je désappointée en vous entendant causer, je le souhaite, je pourrais presque dire que je l'espère. Je serais délivrée alors de cette pensée qui m'obsède et me tourmente. Trouvez-vous ce soir à la Redoute: j'y serai. Attendez-moi de dix heures jusqu'à minuit. Je ne peux préciser l'heure, parceque je ne sais à quel moment je réussirai à m'échapper. J'aurai un domino bleu-pâle, un noeud violet à la manche droite, à la main gauche un bouquet de violettes. Vous me reconnaîtriez au besoin au mariage inusité de ces deux couleurs, mais pour plus de sûreté je prononcerai en vous abordant le mot dont je signe — Ignota."

„So möcht' ich doch in aller Welt wissen, wer — was willst denn du hier?" fragte der Rittmeister, als er überlegend von dem Briefe aufblickte und seinen Burschen ehrfurchtsvoll harrend sich gegenüber sah.

„Der Herr Rittmeister erlauben — der Herr Rittmeister haben die Stiefeln noch nicht an."

„Ja so. Zieh' sie mir an. So, nun geh'." —

„Der Herr Rittmeister erlauben, da draußen hör' ich den Herrn von Menzel." —

„So laß den Herrn von Menzel herein und geh'!"

„Grüß' dich Gott, Emo," sprach der Rittmeister, seine Hand, auf die er eitel war wie auf Vieles, einem jungen Manne entgegenstreckend, der hastig hereinkam. Vor zwei

Jahren hätte der Rittmeister „Servus“ gesagt, aber dieser Gruß kam eben mehr und mehr aus der Mode, und der Rittmeister war streng modern.

Der junge Mann, der Emmerich hieß gleich dem Rittmeister, nur daß er Emo genannt wurde, sagte eben so hastig, wie er hereingekommen war, guten Morgen, und dann fragte er, was der Rittmeister mache.

„Oh, ich sitz' hier und lies einen Brief, den ich eben erhalten habe,“ antwortete dieser. Der Rittmeister sagte, obgleich er ein junger Schriftsteller war, doch nie anders als: ich lies, ich gieb, ich iß; er nannte das auf dem, Oesterreich zustehenden Recht einer eigenen Conjugation beharren.

„Was für einen Brief?“ fragte Emo halb zerstreut, den Hut auf den Tisch stellend, die feinen Handschuh hineinwerfend und sich die ungewöhnlich kleinen Hände reibend.

„Setz' dich nur erst hin. Bist ja von der Kleinseite gekommen, kannst doch wohl einige Augenblicke sitzen. Eh' Du nicht sitzest, red' ich kein Wort mit Dir.“

Emo zog hastig einen Stuhl heran und setzte sich, aber nicht so, als sollte es auf lange sein. Er lief eben so gern im Zimmer herum, wie Emmerich im Lehnstuhl saß. Der Rittmeister war so gründlich träge, daß selbst die Beweglichkeit Anderer ihn störte, darum war: „Setz' Dich!“ stets seine erste Forderung an Emo. Dieser leistete ihr sonst nicht so unmittelbar Folge, aber heute war er neugierig auf den Brief, und deshalb gehorchte er. Als Belohnung seines Gehorsams hielt der Rittmeister ihm den Brief hin.

Emo hatte den Brief genommen und wollte anfangen, zu lesen, plötzlich aber hielt er inne. „Schadet's aber aber auch nichts, wenn ich ihn lese?" fragte er. Emo war kein Schriftsteller, aber er sagte: ich lese, gebe und esse.

„Das bist wieder einmal recht Du!" antwortete der Rittmeister geringschätzig. „Was soll's denn schaden, wenn ich, an den er geschrieben ist, ihn Dir gieb? Aber willst Du nicht, brauchst Du ihn auch nicht zu lesen."

„Oh, ich will ja," antwortete Emo und las, wie er Alles that, mit nervöser Unruhe, während der Rittmeister ihm behaglich gegenübersaß und wohlgefällig den Eindruck beobachtete, welchen die geheimnißvolle und schmeichelhafte Epistel auf seinen jungen Namensbruder hervorbrachte.

Nicht leicht können Namensbrüder einander unähnlicher sein, als diese beiden. Der Rittmeister, wie schon gesagt, sechs Fuß hoch und trotzdem, daß er erst sechsundzwanzig zählte, schon so stattlich und breitschultrig, wie ein wohlgenährter Major, mit einem vollen, blühenden Gesicht und einem runden Kopfe, mit schräger Stirn, auf welcher glattes, kurzes, braunes Haar sich etwas allzumethodisch scheitelte, mit trägen, hellen Augen hinter einer Brille, und einem selbstbewußten Lächeln unter einem kleinen Schnurrbart. — Emo dagegen, zweiundzwanzig, auch nicht klein, aber doch lange nicht so groß, fein, schlank, beweglich, mit einem blassen, nicht regelmäßigen, aber interessanten Gesicht, dunklem, weich über die hohe Stirn fallendem Haare, dunklen Augen, welche in ihrer Kurzsichtigkeit immer nach irgend etwas herum=

zusuchen schienen. Größere Gegensätze konnten nicht gefunden werden. Auch ihre Art zu reden war ganz verschieden: der Rittmeister sprach mit angenehmer Stimme, langsam, fast docirend, Emo mit noch unausgebildetem Organ und mit nervösem Tone, rasch, fast fliegend, als hätt' er niemals rechte Zeit, selbst nicht zu flüchtigen Worten.

Jetzt hatt' er den Brief vollendet, legte ihn hin und blickte den Rittmeister betroffen und unsicher an, während er zugleich unruhige Bewegungen auf seinem Stuhl machte.

„Nun, was sagst Du zu dem Briefe?" fragte der Rittmeister. —

„Ist er nicht sehr schön geschrieben?" antwortete Emo. Der Rittmeister imponirte ihm so, daß er mit seiner Meinung meistens nur fragweise hervorzukommen wagte.

„Ich denke, daß er schön geschrieben ist," entgegnete der Rittmeister mit seinem überlegenen Lächeln. „Es ist sehr ein hübscher Brief," setzte er nachdrücklich und mit der in Böhmen üblichen Inversion hinzu. „Siehst Du, solche Briefe erhaltet man, wenn man ein Mann ist. Du erhaltest keine — Du bist ein Mädchen." — Weil Emo weder rauchte, noch Wein trank, mit zweiundzwanzig Jahren noch keinen Katalog von Abenteuern aufzuweisen hatte, die Jagd nicht liebte und, in der Stadt erzogen, nicht reiten gelernt hatte, war er in den Augen des Rittmeisters ein Mädchen.

Viel zu sehr von seiner Inferiorität dem männlichen Rittmeister gegenüber durchdrungen, um ihm zu widersprechen oder gar zu grollen, begnügte Emo sich mit

der Frage, wer wohl den Brief geschrieben haben könne.

„Wenn ich's auch wüßte, würd' ich Dir's doch nicht sagen, das begreifst Du," sprach belehrend der Rittmeister. „Aber ich weiß es selber nicht. Ob es eine Gouvernante sein sollte? Das Französisch ist so richtig. Dazu hat der Brief aber wieder zu viel Fashion. Es wird schon eine Dame aus der Societät sein."

„Du meinst? Und Du wirst hingehen? Doch gewiß — nicht?"

Der Rittmeister lehnte sich zurück und rauchte seinen Tschibuk mit erwägendem Ernste. „Ich weiß noch nicht," sagte er dann. „Wenn man schon Erfahrungen gemacht hat, wie ich, so wird man vorsichtig. Eine Leidenschaft ist kein Vergnügen, das kann ich Dir versichern. Man sieht mir's nicht an, aber ich bin fast zu Grunde gegangen an einer solchen. Ich werde mir es erst sehr überlegen, ob ich hingehe oder nicht."

II.

Wie es sich von selbst versteht, befand der Rittmeister sich mit dem Schlage Zehn auf seinem Posten, d. h. er lehnte im Parterre des Neustädter Theaters an einer Stelle, wo er unmöglich übersehen werden konnte, gerade unter der mittelsten Loge. Die Redouten im Neustädter Theater fanden erst seit dem vorigen Winter statt.

Anfangs hatte das Publikum diesem Versuche des Theater-Directors noch nicht recht getraut. Man müßte doch erst sehen, wie die Sache ablaufen würde, hatte die Mehrzahl gemeint, und die natürliche Folge war gewesen, daß es wenig Masken und viele leere Logen gegeben hatte. Aber in diesem Winter hatte man plötzlich allgemeines Zutrauen zu den Redouten gefaßt. Die Logen waren sämmtlich schon im Voraus gemiethet, und die Damen, welche sie einnahmen, erschienen in voller Toilette. Um die Toiletten, vielleicht auch um die Damen zu sehen, kamen viele Männer; um diese zu necken, weibliche Masken, und so wurde das hübsche Theater mit jeder Redoute voller und belebter.

Auf der am vergangenen Sonntag hatte eine graziöse und elegante Marquise die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, nicht minder ein Engländer, welcher ihr überall nachgegangen war. Die Marquise hatte gut französisch gesprochen, der Engländer englisch-französisch und englisch-deutsch. Beide hatten Besuche in den Logen abgestattet und viel von sich reden gemacht.

„Und Sie wissen doch, wie es weiter geworden ist?" fragte den Rittmeister ein Provençale, der in Prag Französisch lehrte, ein braver, wackerer Mensch, der nur die einzige kleine Schwachheit hatte, in jedem brünetten Helden, den ein befreundeter Schriftsteller schilderte, sich selbst gezeichnet und mit seinem Innern gleichsam verrathen zu glauben.

„Wie was geworden ist?" versetzte der Rittmeister, der die Hände in den Hosentaschen hatte, eine Stellung, die er als die „natürlichste" jeder andern vorzog. „Bald

ein Viertel auf Elf!" dachte er und runzelte Stirn und Schnurrbart.

Der harmlose Provençale sah nicht, daß der Rittmeister, den er vom „Blauen Stern" her kannte, durchaus nicht Lust zu einem weitern Gespräch hatte. Ein Franzose faßt ja nie den Gedanken, er könne langweilig oder überlästig sein, es fällt ihm eher alles Andere ein, als diese Möglichkeit. Der Provençale fing zu erzählen und zu gestikuliren an, welch letzteres bei dem sich mehrenden Gedränge nicht immer ohne unangenehme Folgen blieb.

„Sie habben doch die Marquise gesehn vorigen Sonntag?" fragte er mit seiner eigenthümlichen Betonung des Deutschen, welches er übrigens merkwürdig gut sprach. „Oh, sie war charmante! In Blau!"

„In Veilchenblau?" fragte plötzlich interessirt der Rittmeister.

„Nein, in Himmelblau, gestreift mit Weiß. Ganz elegant. Sie wollte immer meinen Arm; vielleicht dachte sie, ich wähhre raisonnable und nicht gefärrlich."

„Wahrscheinlich," warf der Rittmeister mit der Gradheit dazwischen, die er für Originalität hielt.

„Oder es war, weill ich Franzose bin."

„Sie sprach Französisch?"

„Ausgezeichnet!"

Der Provençale that der himmelblauen Marquise zu viel Ehre an, aber wie kann denn ein Provençale nicht zu viel thun?

„Ignota!" zuckte es unter der schrägen Stirn des Rittmeisters.

„Sagen Sie mir, Durand," sprach er laut und herrisch, „haben Sie mich vorigen Sonntag gesehen?"

„In der Loge mit den zwei hübschen Schauspielerinnen? Gewiß, und Sie der Marquise gezeigt. Es war, als ich sie in die Loge von Roland führte."

Roland war der reichste Mann in Prag.

„Was wollte sie dort?"

„Charmante sein. Der Engländer kam hinter ihr her. Und da lud Fräulein Roland ihn ein."

„Warum?"

„Weil sie glaubte, er wäre ein junger Mann, dem sie auf dem Medicinerball eine Quadrille nicht hätte gewärren können. Sie sagte: „ich fordere Dich zur sechsten Contredanse auf unserm Ball auf." — „Aber ich bin nicht eingeladen," sagte er. „Dann ladet Dich mein Papa ein," sagte sie. Und Roland lud ihn ein."

„Ohne ihn zu kennen?" fragte der Rittmeister, und wechselte zwar nicht die Haltung seiner Hände, wohl aber die Stellung seiner Füße.

„Er glaubte ihn zu kennen. Er kannte ihn aber nicht; es war der Sohn von einem hiesigen Hôtel."

„O weh!" sagte der Rittmeister ironisch. „Und er ist der Einladung gefolgt?"

„Ja woll, in seiner Maske, mit Extrapost, grade zu dem Augenblick, wo die sechste Contredanse kam, mit einem ganz kleinen Groom, der ihm immer nachkroch."

„Unerträglicher Schwätzer!" dachte der Rittmeister.

„Vom wilden Kind," sprach hastig ein schwarzer männlicher Domino, indem er dem Provençalen einen goldnen Schmetterling überreichte und sich dann rasch wieder in das Gedränge zurückzog.

„Oh, que c'est charmant!" rief der Provençale. „Voyez donc, monsieur de Büchner!"

„Von wem soll's kommen?" fragte grämlich der Rittmeister. Er war neidisch. Wenn der Schmetterling etwa von Ignota kam?

Der Provençale antwortete: „Von Madame —" und nannte eine sehr schöne Schauspielerin, welche vor einigen Wochen in Prag gastirt und nicht wenig Köpfe verdreht hatte, den des Provençalen zuerst und am meisten. Seitdem hatte sie ihm geschrieben und ihn in einem Brief als „charmant papillon!" angeredet. Darauf bezog sich die Gabe. Sich selbst hatte sie in einem Gedicht „ein wildes Kind" genannt; darauf spielten die Worte des Domino an. Aber wer konnte das wissen? fragte sich der Provençale und gestikulirte durch das wachsende Gedränge dem schwarzen Domino etwas zu spät nach.

Der Rittmeister fragte sich: ob etwa „das wilde Kind" Ignota sei?

„Sollte das Ignota sein?" fragte er sich im Lauf der nächsten Stunde gewiß an vierzig Mal, so oft er nämlich einen blauen Domino sich seinem unerschütterlich behaupteten Platz nähern sah. Aber von allen blauen Domino's hatte keiner die veilchenblaue Schleife am rechten Aermel und den Veilchenstrauß in der linken Hand. Es war nun schon halb zwölf, der Schnurrbart des Rittmeisters sträubte sich magyarisch — Emmerich von Büchner war, obgleich durch Familie und Erziehung gänzlich deutsch, durch Zufall in Pest geboren und daher Magyar, wie nur ein Deutsch-Ungar Magyar sein kann, mit einem Fanatismus, der bis zum Eigensinn ging.

„Wenn Ungarn heute seine Söhne ruft," sagte er gravitätisch, „so —!" und für den Fall lernte er eifrig Magyarisch, was er bis dahin noch nicht ganz geläufig gelesen hatte.

Ungarn hatte ihn bis jetzt noch nicht gerufen, und Ignota kam nicht. Es war nun schon drei Viertel auf Zwölf. Eine Idee, welche bereits eine Stunde früher zwischen den Wolken der Möglichkeit aufgedämmert war wie ein unwillkommenes Licht, erschien jetzt häßlich wie ein rother, trüber Vollmond an einem grauen Herbstnachthimmel in widerwärtiger Deutlichkeit: die Idee einer Mystification. — Mystificirt sein — es ist nicht ganz so schlimm, wie das ehrliche deutsche „Angeführt sein", aber es ist doch immer ärgerlich, erbitternd und demüthigend genug. Und mystificirt sein, wenn man Offizier, Husarenrittmeister und sechsundzwanzig Jahr alt ist, in Mailand, Wien und Prag gestanden und überall Verhältnisse gehabt und Erfahrungen gesammelt hat, ja, wenn man schon eine große Leidenschaft durchgekämpft und überlebt hat — das ist arg, das ist unverzeihlich! „Ich warte nicht mehr," knirschte Emmerich um fünf Minuten vor Zwölf unter seinem Schnurrbart hervor. Um Zwölf sagte er sich ohne Umstände, daß er ein Narr sei. Er hatte bis zur letzten Minute gewartet und — gehofft. Ohne zu essen, und selbst ohne zu trinken, ging er nach Hause und zu Bett. Dann las er den Brief noch ein Mal. „Unmöglich!" rief er, „das muß Ernst sein!" — Und wenn es nun doch blos Spaß gewesen war? Wie sollte er sich da gegen Emo entschuldigen, gegen das Kind, gegen das „Mädchen"? — „Hätt' ich es

dem doch nur nicht gesagt!" murmelte er ingrimmig. „Vor allen Andern nur dem nicht! Was sag' ich ihm nun? Daß Ignota gekommen ist. Er glaubt mir's. Aber wenn er nun auch auf der Redoute gewesen ist — mir war's, als wäre er der Domino, welcher Durand den Schmetterling reichte. Nein, ich darf nicht lügen. Ich muß —" er schlief ein, noch ohne zu wissen, was er müßte.

III.

„Bitte, bitte, Mama!" sagte Miloslava, und faltete in ihrer etwas kindischen, aber gar allerliebsten Weise die kleinen, vollen Hände, die vor Jugend noch nicht weiß geworden waren.

„Aber Mila, es ist wirklich mit einem Male genug," sprach, schon halb überwunden, die Mutter.

„Wenn er's als Mystification angenommen hätte, wie ich's dachte, so wär's genug; aber da er immer noch an Ignota glaubt, nach ihr späht, sie in der Aristokratie sucht —!"

Die schöne Tochter des reichen Bankiers lachte fröhlich auf, aber die Fröhlichkeit war nicht ächt, das Lachen um einen Ton zu hell.

Die kluge Mutter hörte es mit Besorgniß. Sollte, was sie für einen übermüthigen Scherz gehalten hatte, ein Experiment gewesen sein, unter dem sich ein Interesse verbarg? Es war der zweite Winter, daß Emmerich

von Büchner in das Haus des Bankiers Thal kam, welches seiner Gastlichkeit und der vortrefflichen Musik wegen, die man dort hörte, gesellig einen nicht minder guten Ruf hatte, als finanziell. Bei der Familie Menzel hatten Mutter und Tochter den jungen Rittmeister kennen gelernt, der auf Kommando an der Equitationsschule in Prag war. Emo, der bei Thal's wie das Kind im Hause war, hatte seinen großen militairischen Namensbruder nicht sowohl eingeführt, als vielmehr mitgebracht. Seitdem kam der Rittmeister auf seine Art, d. h. wie es ihm beliebte, Wochen lang jeden Tag, Wochen lang wieder gar nicht.

Der Frau Thal war dieses grillenhafte Kommen und Wegbleiben nicht gerade angenehm, sie hatte lieber Bekannte, auf die man bestimmt rechnen konnte, indessen ließ sie den Rittmeister gehen, vielleicht weil ihr im Grunde herzlich wenig daran lag, daß er überhaupt kam. Für die ausgebildete Frau, welche auf Reisen viel mit bedeutenden Persönlichkeiten verkehrt hatte, konnte Emmerich, unfertig und anspruchsvoll, wie er war, allerdings nicht von eigentlichem Interesse sein. Bei Miloslawa war das anders. Sie war noch nicht zwanzig Jahr, häuslich erzogen, keine junge Dame, sondern ein junges Mädchen. Sie glaubte einem Menschen noch auf's Wort, wenn er ihr versicherte, er sei etwas, und sie hatte es auch Emmerich geglaubt. Emmerich konnte allerdings einigermaßen naive Gemüther von seiner Bedeutsamkeit überzeugen, weil er selbst so tief davon überzeugt war. Er glaubte nicht immer, daß er etwas könne oder können werde, aber er glaubte in jedem Augenblick und mit

jedem Athemzuge, daß er etwas sei, etwas Eigenes, Starkes, Schwankendes, Leidenschaftliches, Problematisches. Als ihm die vier Bände „Problematische Naturen“ von Spielhagen in die Hände fielen, fand er sich darin ganz wieder — so wie der Alles besiegende Hauslehrer war ein Mann, der ein ächter Mann war; so war auch er, Emmerich von Büchner. Auch mit dem „Hostivin“ Meißner's fühlte er tiefe Sympathie und erschreckende Aehnlichkeit. „Ja, so bin ich, so ist man, wenn man ein Mann ist!“ sagte er, wenn er, bequem in einen Lehnstuhl gelegt, sich selbst vortrug, gleichsam Collegien über seine Persönlichkeit las. „Sie kennen ja das Leben nicht,“ sagte er dann zu den Frauen, die ihm gerade zuhörten, „woher sollen Sie es denn kennen? Es gereicht Ihnen zur Ehre, daß Sie nichts davon wissen, nur dürfen Sie auch nicht davon sprechen. Wer jung ist, kann nicht über das Leben urtheilen, und Sie sind jung, viel jünger, als ich. Leider bin ich alt. Wenn Sie die Kämpfe durchgemacht hätten, die ich erfahren habe!“ —

Frau Thal hörte dergleichen Vorträge immer halb gelangweilt, halb belustigt an, und hielt es nie für der Mühe werth, dem sechsundzwanzigjährigen Alten zu widersprechen. Viele Zuhörerinnen dagegen ärgerten sich an dieser unermeßlichen Ueberlegenheit, unter andern eine der Schwestern Emo's, Betty, eine kleine lebhafte, originelle Frau von fünfunddreißig Jahren, die seit vierzehn Jahren Wittwe war und darum bei der Mutter wohnte. Sie hatte mit Emmerich die gleiche Marotte, nämlich alt sein zu wollen, und nahm es ihm daher schrecklich übel, daß

er sie von seiner Höhe herab in die Jugend und in die Unerfahrenheit verwies. Für sie war er eitel, eingebildet, anmaßend, genug, sie konnte ihn geradezu nicht leiden. Das fand bei ihm gegen sie gleichfalls statt, denn sie ließ sich von ihm nichts einreden und nie imponiren. Und allmälig hatte sie auch Miloslawa, die, drollig genug, sie Tante Betty nannte, bedenklich und stutzig gemacht. Das junge Mädchen fing an, zu überlegen, ob der Rittmeister wirklich so über alle Leichtgläubigkeit der Jugend hinaus sein möge, wie er sich immer stelle, und um es auf eine lustige Art zu erproben, hatte sie den Eltern die Erlaubniß abgeschmeichelt, den ersten Ignotabrief schreiben zu dürfen.

Der Erfolg war über alle ihre Erwartung hinausgegangen. Nicht nur daß Emmerich, wie sie aus der sichersten Quelle, durch Betty von Emo, wußte, die verlangten zwei Stunden gehorsam gewartet hatte, er entdeckte auch am Tage nach der Redoute schon die Schreiberin des Briefes in einem jungen Mädchen vom Lande, wie die Prager Alles nennen, was nicht aus Prag, sondern nur aus Böhmen ist. Dieses junge Mädchen wohnte mit ihrem Vater seit einigen Tagen im Hôtel, hatte im Speisesaal den großen Rittmeister ein oder zwei Mal angesehen, und mußte folglich Ignota sein. Augenblicklich suchte Emmerich Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen, und es gelang ihm rascher noch, als er es gehofft — natürlich, sie war ja Ignota. Aber nach geknüpfter Bekanntschaft kamen ihm bald leise Zweifel. Konnte sie so schreiben, wie Ignota schrieb, und so sein und sprechen, wie sie war und sprach? Emmerich wollte Gewißheit. Er be-

wog sie dazu, ihm etwas französisch aufzuschreiben: es war eine Schülerinnenhand und ein Französisch — vom Lande. Er hatte Ignota nicht gefunden, wohl aber ein Verhältniß, welches ihn jetzt unerträglich drückte und sich nicht eher abschütteln ließ, als bis Papa und Tochter glücklich wieder auf's Land zurückreisten. Der unglückliche Mann Emmerich klagte es dem „Mädchen" Emo, Emo trug es Frau Betty zu, Frau Betty triumphirend der Mila. Miloslawa klatschte in die Hände, und wollte durchaus Emmerich einen zweiten Ignotabrief zukommen lassen. „Aber Mila, es ist ja nun schon an sechs Wochen her, es wird wirklich schon zu spät sein," sagte die Mutter. — „Wenn du mich gelassen hättest, Mama, so wäre der Brief schon vor drei Wochen geschrieben worden," schmollte Mila.

Der Bankier trat ein. Seine Geschäfte waren für den Tag beendigt, er kam freudig zu den Seinen, wo er am liebsten war. Nie war noch die Geldaristokratie gegemüthlicher personificirt worden, als durch den Bankier Thal. In den ersten Vierzigen, beleibt, kahl, mit einem behäbigen Doppelkinn und immer freundlichen Augen, sah er aus wie die gute Stunde selber. Der zärtlichste Vater, entdeckte er augenblicklich, daß dem Augapfel, der einzigen Tochter, etwas nicht recht war. „Was hat denn die Mila?" fragte er liebkosend. — Töchterchens Wunsch und Mutters Einwände wurden ihm vorgelegt. — „Mila, warum willst Du's denn so gern?" forschte er nun. — „Weil's mich freuen würde, Papa," antwortete die Tochter mit dem ächt österreichischen Grunde. „Es freut mich, es freut mich nicht," damit werden alle Sympathien und Antipathien, alle Wünsche und Nichtwünsche erklärt.

Auch verstand der Bankier die Tochter vollkommen und sagte gutmüthig zu seiner Frau: „Nun, warum willst Du's denn nicht, da es sie freuen würde, Trauti?"

„Es ist aber doch ganz unnütz," meinte die Mutter. „Daß er sich anführen läßt, haben wir bereits gesehen, wozu es da noch ein Mal thun?"

„Wenn es sie nun aber doch freut?" entgegnete der Bankier, und sah wo möglich noch gutmüthiger aus, als gewöhnlich.

„Mit der Mila allein werd' ich schon fertig," sagte lachend die Mutter, „aber kommst Du dazu und hilfst ihr betteln — nun, so geh' und schreibe," wandte sie sich zur Tochter; „zeig' mir aber den Brief, bevor Du ihn schickst."

„Versteht sich, Mama! Vater, Dir sing' ich heute Abend Dein schönstes Lied so wie noch nie!"

Sie flog hinaus, die braunlockige, rosenfrische Jugend selbst. Der Bankier blickte ihr mit glänzenden Augen nach, setzte sich dann zur Seite seiner Frau auf das grüne Sammetsopha und fragte: „Wie hast Du nur je den Muth, ihr Nein zu sagen?" —

„Ich componire nicht, wie Du, Lieder, welche Mila nicht singt, sondern flötet," entgegnete die Frau mit feinem Lächeln, „darin mag es wohl liegen. Aber jetzt ernsthaft, lieber Rudi: ich mag es nicht gern, daß sie sich so viel mit dem langen Rittmeister beschäftigt."

„Du glaubst doch nicht —? Er hat ihr nie Aufmerksamkeit bewiesen —"

„Wissen wir's? Eltern sehen nie Alles, selbst wenn zwei Mütter wären, statt einer Mutter und eines Vaters.

Und dann, wenn eben dieser Mangel an aller Aufmerksamkeit, dessen der gute Rittmeister sich so recht absichtlich befleißigt, die Aufmerksamkeit eines so jungen Wesens wie Mila erregte? Die Koketterie der Grobheit ist oft die gefährlichste."

„Für ein so verwöhntes Fräulein wie unsere Mila auch? Daran möchte ich doch zweifeln, Trauti."

„Hm, vielleicht gerade da. Du weißt, Schwarzbrod als Abwechslung — die Kinder wollen es manchmal! Wenigstens ist es jedenfalls der Wille des Rittmeisters und auch seine Ueberzeugung, durch das Geringachten der einfachsten kleinsten Rücksichten interessant zu werden. Sieh', welchen Nachdruck er immer auf Alles legt, was er nicht thut, nicht sagt, nicht anerkennt. Wem es Natur ist, so zu sein, der ist eben ohne Bewußtsein ungeschickt; Büchner aber ist es mit Ueberlegung, mit viel Ueberlegung und nach einem früh entworfenen System, welches er immer mehr ausbildet. Und hie und da glückt's ihm auch zu imponiren, bei Menzels selbst. Wie ist er gegen die Betty, ja, sogar gegen die Mama? Emo wagt nun schon gar keine Widerrede mehr, den terrorisirt er förmlich. Du siehst also, ein solches Wesen ist nicht ohne Gefahr, und es würde Dir doch eben so empfindlich sein, wie mir, wenn es in diesem Falle für unsere Mila eine würde."

„Um Gotteswillen nicht!" rief der Bankier und sah gar nicht mehr behaglich, sondern recht beunruhigt aus; „das möchte ich gar nicht. Obwohl der Rittmeister bei Weitem nicht der Schlimmste ist, möcht' ich's doch gar nicht." Der Bankier gerieth auf dem Sopha in eine

solche Bewegung, daß der graue Papagei, welcher dicht dabei am Fenster der Gartenansicht genoß, es für eine persönliche Beleidigung nahm und gewaltig zu kreischen anfing.

„Sei still, Jaquot!“ sagte die Herrin des Hauses und des Zimmers — der Papagei war aus Frankreich und hieß daher Jaquot — „sei still, Jaquot, der Herr meint nicht dich, sondern den Rittmeister — obwohl Du ganz Recht hast, Rudi: er ist nicht der Schlimmsten einer. Er hat einen Fond von ursprünglich honetter Gesinnung, der aus ihm einen ganz tüchtigen Menschen werden ließe, vielleicht sogar einen ganz ausgezeichneten, wenn — er sich nur entschließen könnte, er selber zu sein. Aber das geht nun einmal nicht. Er theilt auch den unglücklichen Irrthum, daß, wer genial sein will, nicht ordentlich oder fleißig sein darf, sondern wo möglich ein Bischen verrucht sein muß. Er hat aber nicht die mindeste Anlage zur Verruchtheit, der gute Rittmeister, eben so wenig wie es ihm eigentlich melancholisch zu Muthe ist; aber er kann doch nicht einfach gut und brav sein, oder vergnügt, er muß sich im Leben wie auf dem Papier zu Abgründen hingezogen fühlen. Eine vernünftige Frau könnte ihn allerdings von dieser Narrheit kuriren, aber die Kur dürfte langwierig sein, und so möcht' ich nicht, daß Mila sein Arzt würde.“

„Du möchtest nicht, daß es wie in Amerika hieße: Dr. Miloslawa Thal,“ sprach lächelnd der Bankier, den seine Frau, wie sie beabsichtigt, schon wieder ruhig geredet hatte. „Aber sage mir — wir sitzen gerade so vertraulich zusammen, und das Kind kommt jetzt nicht —

sag' mir also, Trauti, hast Du Dir noch nie einen Schwiegersohn ausgesucht?"

„O ja, den Emo," antwortete Frau Thal freimüthig und ohne Zögern.

„Den Emo?" wiederholte der Bankier so erstaunt, daß er fast zweifelte, ob er recht gehört habe. „Das Kind?"

„Der arme Emo!" versetzte lächelnd Frau Thal. „Ob man sich bei ihm allein denn nie an den Gedanken gewöhnen wird, daß aus Kindern Leute werden?"

„Allerdings," meinte der Bankier überlegend, „er muß an zweiundzwanzig Jahre alt sein."

„Er ist's sogar schon."

„Und folglich dem Alter nach ein junger Mann, Du hast Recht. Aber dem Charakter nach, Trauti?"

„Ist er eben auch ein junger Mann," antwortete Frau Thal. „Genau zweiundzwanzig."

„Und das möchtest Du für Mila?"

„Mein lieber Freund," sagte Frau Thal, indem sie aufstand, denn sie hörte draußen die Köchin, die zur Herrin kam; „mein lieber Freund," sagte sie, beugte sich zu ihrem Manne nieder und legte ihre Hand auf seine Schulter, „wer mit zweiundzwanzig Jahren zweiundzwanzig Jahr ist, von dem darf man hoffen, daß er naturgemäß und normalmäßig zu vierundzwanzig Jahren und so weiter und so weiter kommen werde. Wer sich aber mit sechsundzwanzig Jahren durchaus die Erfahrung eines Vierzigers anmaßen will, von dem ist sehr zu fürchten, daß er, ist er erst wirklich ein Vierziger, sich bedenklich verjüngen könnte, selbst bis zu zwei-

undzwanzig.“ — Hier klopfte die Köchin, Frau Thal nickte ihrem Manne zu und ging hinaus; der Bankier blieb nachdenklich auf dem Sopha sitzen, und der Papagei, der ihm so gut das übel nahm wie Alles, quarrte ihn höchst entrüstet an.

IV.

Frau Thal hatte sehr Recht: Niemand aus Emo's Familie, Niemand auch von allen seinen Bekannten schien sich an den Gedanken gewöhnen zu wollen oder zu können, daß er so gut wie andere junge Männer von zweiundzwanzig Jahren kein Kind mehr sei, sondern eben ein junger Mann. Er war immer der Jüngste gewesen, immer der Schwächlichste. Der Vater war gestorben, als er noch ein Knabe war; so war er unter der Obhut einer liebenden, sorglichen, schüchternen Mutter in einem Hause aufgewachsen, das von Schwestern, Tanten, Cousinen und selbst Nichten förmlich wimmelte — wie sollte da aus ihm ein Mensch werden, der sich gerade durch sogenannte männliche Eigenschaften auszeichnete? — Er besaß andere, die wohl ihren Werth und auch ihre Seltenheit hatten: Mäßigkeit, Bescheidenheit, Einfachheit, Familienliebe, Wahrhaftigkeit, Ernstlichkeit in Allem, wofür er sich interessirte, und er interessirte sich nur für das Beste, dabei keinen Neid, keine Kleinlichkeit, viel Verstand und einen natürlich richtigen und feinen Geschmack, daher Anlage zur Kritik, endlich in allen Geldverhältnissen

eine große Vorsicht — man konnte schon mit Emo zufrieden sein, wenn man nicht grade Emmerich von Büchner, d. h. ein ganz einziges und unübertreffliches Menschenexemplar war.

Emmerich war, wie wir schon wissen, nicht zufrieden. Er besserte an Emo herum, wie ein Wegearbeiter an einer Chaussee, immerfort mit kleinen Kieseln und kleinen Schlägen. Hauptsächlich ärgerte er sich an Emo's vernünftiger Oekonomie. „Philisterei!“ sagte er verächtlich; „weiter ist's nichts, wenn man reich ist und rechnet.“ — Emo antwortete sehr vernünftig: „Wenn man nicht rechnet, bleibt man nur nicht reich.“ Was diesen Punkt betraf, ließ Emo sich von des Rittmeisters Einreden nie bewegen, da hielt er unerschütterlich an seiner Meinung fest. Aber in allen andern Stücken beunruhigte Emmerichs unaufhörliches Spötteln und Tadeln ihn bis zur Qual. Er wurde gänzlich unsicher und unzufrieden, unsicher über das, was er anfangen sollte, unzufrieden mit dem, was er war. Da er, selbst unfähig jeder Aufschneiderei, alle die wunderbaren Thaten, Empfindungen und Erfahrungen, welche der Rittmeister von sich erzählte, für lautere Wahrheit nahm, so kam er sich gegenüber dieser complicirten und completten Wesenheit in seiner schlichten, unverkünstelten Natur dermaßen unbedeutend und unzulänglich vor, daß er es beinah als eine Anmaßung angesehen hätte, überhaupt zu existiren. Es entstand in ihm ein wahrer Heißhunger nach Vervollständigung seiner selbst, ein wirklich peinigendes Bedürfniß, sich auch äußerlich zu einem Ultimatum zu entschließen. Eine materielle Nothwendigkeit zu einem solchen lag nicht vor, Emo war

durch sein angeerbtes Vermögen in unabhängiger Lage. Zugleich war die Familie so zertheilt in Individuen und so zusammengedrängt in ihren Interessen, daß die Wahrnehmung dieser mit unparteiischer Berücksichtigung jener allein schon eine Thätigkeit darbot, welche genügend beschäftigen konnte. Zu dieser Thätigkeit hätte Emo sich in Ruhe seinem Naturell nach entwickeln können, aber sie lag zu nah, war zu einfach, als daß er sie in seiner jetzigen Aufregung nicht hätte übersehen müssen. Was er von sich und von seinem Zustande heischte, das war nicht Entwickelung, sondern Anderswerden.

Er brachte mit seiner eigenen Unruhe auch all' die Seinigen aus der Sicherheit und Sorglosigkeit, worin sich wohlzubefinden ihre leichte und berechtigte Bestimmung war. Fast komisch war es, in was für ein Planmachen und Vorschlägethun alle Tanten, Schwestern und Cousinen Emo's wegen hineingerathen waren. Man hätte denken sollen, er sei von den verwickeltsten und schwierigsten Verhältnissen umgeben, aus denen er um jeden Preis und in möglichster Schnelligkeit herausgeholt werden müsse, und doch war nicht das Mindeste geschehen, was irgend welche Beunruhigung nöthig machte. Der Familie ging es wohl, das Haus stand, wo es immer gestanden hatte, Emo war nach wie vor der gute Sohn und Bruder. „Der Rittmeister ist's doch allein, der Euch in dieses Chaos von Eventualitäten hineingewirbelt hat," sagte Frau Thal, welche die Jugendfreundin der ältesten Menzel'schen Töchter gewesen war und so gut wie zur Familie gehörte. „Die Mama ängstigt sich, Emo ärgert sich, die Andern stecken die Köpfe zusammen und berathen

sich, und das Alles blos, weil's dem Herrn Rittmeister einfällt, zu verlangen, der Emo soll auf einmal etwas Anderes werden. Ich wüßte wohl, was er werden und dabei doch bleiben könnte, was er ist." — „Nun, so sag's doch, Trauti!" ermahnte Emo's Mutter, halb hoffend, halb zweifelnd; aber Frau Thal schüttelte den Kopf und antwortete: „Nein, wenn's der Emo nicht selbst findet, ich kann es ihm nicht rathen." — Frau Thal traute dem vorsichtigen und besonnenen jungen Manne Begabung für die höhere Finanz zu, sie hätte in ihm gern den künftigen Compagnon ihres Mannes gesehen, aber da sie ihn sich zugleich zum Schwiegersohn wünschte, so hielt ein sehr natürliches Zartgefühl sie ab, ihre Meinung auch nur andeutend zu äußern.

Emo dachte an Nichts weniger, als an die Möglichkeit von dergleichen Plänen. Mila hatte er lieb wie eine seiner jüngeren Cousinen. Daß er sie lieben könne, war ihm noch nie eingefallen; folglich auch nicht, daß er sie je heirathen könne. Davor hatte er überhaupt eine große Scheu. Er mochte denken, daß es in seinem Leben gerade Frauen genug gäbe, ohne daß er sich noch eine mehr zu suchen brauche. „Noch lieber Wein trinken, als heirathen," antwortete er ehrlich, als er einst scherzhaft zu Beidem ermahnt wurde.

Jetzt saß er bei Emmerich und las den zweiten Ignotabrief, von dem es unbegreiflich gewesen wäre, wie ein so unschuldiges Kind wie Miloslawa ihn habe schreiben können, wäre es nicht eine alte Erfahrung, daß die Unschuld in ihrer instinctiven Naivetät sehr oft mit der raffinirtesten Koketterie zusammentrifft. — Die zweite Composition Mila's lautete:

„M'avez-vous attendue et m'avez-vous pardonné de ne pas être venue? — C'est que je ne le pouvais pas, c'est que quelqu'un se trouvait chez moi et que ce quelqu'un ne s'en allait pas. Une femme est si rarement libre. On pourrait se demander: l'est-elle jamais? Moi, du moins, on m'enchaîne. Qui sait, peut-être me sauve-t-on en même temps.

„Ce soir, où je voulais aller vers vous — mon Dieu! bien tremblante, bien timide — qui peut dire ce qui serait arrivé si nous avions causé ensemble, seuls au milieu de la foule? Ce que je peux dire, c'est que j'avais la fièvre, et que j'ai dû faire des efforts héroiques pour ne pas pleurer lorsque j'ai entendu sonner minuit. Vous voyez, monsieur, que vous me coûtez déjà des larmes. — Depuis j'ai été malade. N'allez-pas vous imaginer pourtant, que c'était encore à cause de vous. Non, non, nous n'en sommes pas encore là. J'ai été tout simplement souffrante, comme on l'est quand il fait mauvais dehors, mais en me sentant faible par le corps, je n'ai pas eu assez de courage moral pour vous demander mon pardon. Je vous le demande aujourd'hui. Si vous me l'accordez, écrivez deux mots sous le chiffre J. G. N. Kleinseite, bureau restant à —

Ignota."

Emo wurde nach dem Lesen dieses zweiten Briefes ungemein nachdenklich.

„Sie schreibt doch eigenthümlich gewandt, diese Ignota," sagte er, „sie muß gewiß interessant sein. Wenn sie an mich schriebe, ich hätte nicht Ruhe, bis ich sie aufgefunden hätte."

„Du siehst, ich habe diese Ruhe,“ bemerkte Emmerich majestätisch.

„Ja, ich bewundere Dich. Du nimmst das so kühl —“

„Erfahrung, mein Freund!“

„Und am Ende wirst Du ihr gar nicht ein Mal antworten?“

„Denke nicht daran. Hat sie die Laune gehabt, mich zwei Mal warten zu lassen, erst auf der Redoute und dann auf ihre Entschuldigung, so habe ich jetzt die Laune, sie warten zu lassen.“

„Und wenn sie Dir nicht mehr schreibt?“

„Sie wird schon, und was noch mehr ist, sie wird kommen.“

„Du glaubst?“

„Ich bin dessen sicher.“

„Wirst Du — wirst Du es mir mittheilen, wenn Du sie kennen gelernt hast?“

Der Rittmeister neigte mit verheißender Herablassung den Kopf.

„Guten Morgen!“ sagte Emo abgebrochen, raffte seinen Hut auf und lief von dannen.

V.

Vierzehn Tage später kam Miloslawa Thal in das Zimmer der Tante Betty gerauscht. Ganz in lila Seide und schwarzem Sammet sah das junge Mädchen reizend aus, zugleich sehr vornehm und würdevoll, als käme sie

mit dem Bewußtsein von etwas Ernsterlebtem. Und so war es auch. Sie hatte in ihrer Tasche die Antwort des Rittmeisters an Ignota — diesen Morgen erst abgeholt, weil bis dahin Frau Thal immer Spioniren von Seiten Emmerich's gefürchtet hatte. Dagelegen hatte die Epistel schon seit zwölf Tagen, Emmerich hatte unmittelbar geantwortet. „Und jetzt sollst Du diese Antwort lesen und — den Herrn Rittmeister kennen lernen,“ sagte Mila mit einem sonderbaren Blitzen in den dunklen Augen, mit einem seltsamen Schwingen in der frischen Stimme.

Betty hielt den Brief überrascht in der Hand, sah das Mädchen an und sprach: „Mila, Ignota hat sich ja gezeigt!“

Miloslawa machte ihre Augen groß auf; sie wurden finster. „Ignota hat sich gezeigt? Wo, wenn ich fragen darf?“

„Bei Büchner.“

„In welcher Gestalt?“

„In der eines schönen, jungen Mädchens.“

Mila loderte auf wie eine drohende Flamme. „Hat er es gewagt, mich zu nennen?“ fragte sie, Betty hastig bei der Hand fassend.

„Nein; überhaupt hat er keinen Namen genannt, nur Emo erzählt und zwar mit Details, die es unmöglich machten, es könnte eine Person sein, welche Du etwa im Scherz gesandt hättest. Der Besuch ist bis über alle Grenzen hinausgegangen und wiederholt worden. Emo war ganz aufgeregt, Ignota spukte auch ihm im Kopfe. Ich glaube, er hat Büchner ihre Briefe beneidet, und

nun ein solcher tiefer Fall von einem Wesen, das er sich so idealisch geträumt hatte!“

Mila lächelte. „Das freut mich von Emo, daß er sich Ignota geträumt und lieb geträumt hat. Der Herr Rittmeister aber — indessen lies nur zuerst den Brief.“ Und Betty las:

„Vous m'excuserez, madame, que j'écris dans la langue dont je me serve par prédilection et dans laquell j'ai le droit de l'auteur pour moi. — Also deutsch! — Sie verlangen von mir Verzeihung, die ich Ihnen um so leichter angedeihen lassen kann, als ich an die ganze Geschichte schon längst nicht mehr gedacht habe. Nehmen Sie meinen Glückwunsch zur Genesung von Ihrem sechswöchentlichen Leid. Denn so lange waren Sie ja krank.

„Was soll ich Ihnen sonst noch schreiben? Daß ich Ihre Thränen sehr schmeichelhaft finde, mir jedoch die Erlaubniß von Ihnen erbitte, nicht daran glauben zu dürfen? — Uebrigens, warum sagen Sie mir solche Liebenswürdigkeiten? Warum schreiben Sie mir überhaupt? Sie wollen mich kennen lernen, Sie wollen eine Stunde mit mir verplaudern. — Ich weiß zwar nicht, welcher von meinen zahlreichen außerordentlichen Eigenschaften ich diese Theilnahme zu verdanken habe, aber ich geruhe, mich bewogen zu fühlen, mich Ihnen zur Disposition zu stellen. Nur mache ich Sie auf folgende Punkte aufmerksam. 1) Bleibe ich nur mehr vierzehn Tage hier, wir haben also nicht mehr viel Zeit, zu correspondiren und krank zu sein. — 2) Werde ich keinem Rendezvous mehr folgen, außer ich hätte vollkommene

Garantieen, daß Sie wirklich zu kommen gesonnen sind, denn ich gehöre nicht zu jenen eitlen Einfaltspinseln, die sich überall eine romantische Eroberung einbilden, bin vielmehr geneigt, Ihre beiden Briefe als eine kleine Mystification anzusehen. — 3) Habe ich gar keine Lust, mein Herz mit einer grande passion abzumartern. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer.

„So, und wenn Sie jetzt noch Lust haben, mich kennen zu lernen, so ist es an Ihnen, schleunigst Mittel zu finden, uns zu treffen. Ich stehe Ihnen eine volle Stunde zu Diensten, wie Sie es wünschten, und werde mich die ganze Zeit über erinnern, daß Sie mit mir blos plaudern wollten. — Neugierig bin ich wohl ein wenig geworden. Ihr ausgezeichneter Stil und die zeitweilige feine Ironie mußten diesen Effekt machen, aber Interesse fühle ich vorderhand noch keines für Sie, und somit werden Sie mich entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie eben so sehr verbinden, wenn Sie kommen, wie wenn Sie nicht kommen

Ihren
ergebensten Büchner."

Betty hatte fertig gelesen, ließ die Hand mit dem Briefe sinken, blieb in einer für die lebhafte Frau seltenen Ruhe des Erstaunens sitzen und blickte Miloslawa an. Diese glühte jetzt wie eine zornige Rose, wenn nämlich eine Rose zornig werden kann. „Nicht wahr," fragte sie, und um die schwellenden Lippen spielte ein „souverainer" Hohn, „ein Mädchen, ein Weib überhaupt, kann Gott danken, wenn sie nicht im Ernst Liebesbriefe vom

Herrn Rittmeister zu empfangen hat? Was müßte sie fühlen, wenn sie ihn wirklich liebte und er schriebe ihr in dieser Art?“ Sie warf den Brief, den Betty ihr hingereicht hatte, verächtlich von sich wie ein unreines Blatt.

Wenn sich je eine Spur von Neigung in der Tochter des Bankiers für den Rittmeister geregt, so hatte er sie so gründlich vernichtet, wie einen Funken, auf welchen er mit dem Fuß getreten wäre. Und er würde in derselben unritterlichen Weise geschrieben haben, wenn er gewußt hätte, daß die Briefe von einer ernsthaft guten Partie herrührten. Frau Thal hatte ihn mit dem Worte: er habe die Koketterie der Unhöflichkeit, vollkommen charakterisirt. Es war nun ein Mal seine Manie, sich unangenehm zu machen, seine Einbildung, daß er dadurch bedeutend werde und sich als besonders hinstelle. Er verglich die Frauen mit Pferden, und behauptete, um von ihnen geliebt zu werden, müsse man sie maltraitiren. Da er, wie alle Menschen mit solcher schrägen Stirne, eine absolute Unfähigkeit hatte, sich in andere Individualitäten divinatorisch hineinzudenken, so war es auch nicht möglich, ihm diese glorreiche Ueberzeugung zu nehmen; er hatte sie gefaßt, hielt sie fest, und handelte danach, als gält' es, ein Märtyrer zu werden. Auch wurde er es, wenn gleich ohne Bewußtsein. Er war im Grunde die ihres Gleichen bedürftigste Menschenseele, die es gab, fühlte ein förmlich rührendes Verlangen nach Liebgehabtwerden, fand sich in der Welt oft so verlassen, wie ein Kind allein in einem dunklen Zimmer, wurde in solchen Stunden sentimental zum Erbarmen und zum

Lachen, war, so viel er es vermochte, miserabel unglücklich, schoß sich todt, begrub und beweinte sich, natürlich Alles nur in der Phantasie; aber darauf kam er nicht, daß seine thörichte Methode, mit den Menschen zu verkehren, allein Schuld an den schmerzlichen Erfahrungen sei, die er unaufhörlich machte, obgleich er sie nie eingestand. Wenn er nach kurzer Bekanntschaft Theilnahme, die er erweckt, mehr und mehr erkalten, freundliches Entgegenkommen sich in fremdes Zurückziehen verwandeln sah, so war nicht seine prahlerische Anmaßung und Ueberhebung die Veranlassung, sondern es war Schicksal.

Es giebt Privilegirte unter der Alltagsmasse der Menschheit, die nie Unrecht, sondern immer nur Schicksale haben: zu diesen gehörte Emmerich. Wie er es trieb, war ihm vorauszusagen, daß er noch viel ähnliche Schicksale erfahren würde. Emo z. B., der so treu an ihm gehangen, ihn so naiv bewundert hatte, Emo mußte für ihn als Freund verloren sein, sobald Betty ihrem Bruder das Räthsel mit den Ignotabriefen löste, und das zu thun autorisirte Mila sie aus freien Stücken. „Emo darf nicht länger so belogen werden,“ sagte sie, und so stand es denn Emmerich ein Mal mehr bevor, von jedem Nimbus entkleidet, in seiner Wahrheit eine nicht gerade glänzende Figur zu spielen. „Es geschieht ihm ganz recht, wenn der Emo es ihm übel nimmt und ihn verläßt,“ sagte Mila trotzig. Es geschah ihm recht, wenn es geschah, aber es war eben wieder ein unangenehmes Schicksal.

Mit der Literatur ging es ihm nicht besser. Er hatte mit einem Buche, in welchem er die Erfahrungen

seines bisherigen Militärlebens resumirt, einen glücklichen Wurf gethan, es war frisch, natürlich, aus dem Leben, es gefiel. Emmerich war im Stillen „unmenschlich" eitel darauf, brannte auch vor Begier nach weiterem literarischem Ruhm, wäre gar zu gern schon ein Autor gewesen, den man zu sehen wünscht, den zu sehen man es sich sogar Mühe kosten läßt, aber hätte er das eingestanden, freundliche Bemühungen, ihn zu fördern, anerkannt, ernstliche Rathschläge zu seiner Ausbildung und Entwickelung angenommen? — Behüte, er spielte auch hier den Großen und Gleichgültigen. Eine Kritik war ihm so unbedeutend, wie eine Liebesgeschichte. Studiren, arbeiten, es sich ernst sein lassen mit der Production — wozu? Er schrieb, wenn „es ihn freite", d. h. wenn er gerade nichts Besseres zu thun hatte. — Trotz dieser Reden schrieb er unermüdlich, machte, wie es oft nach dem ersten glücklichen Versuche zu gehen pflegt, diesen Winter Nichts, was irgend taugte, sah es an dem geringen Erfolg, den seine Sachen hatten, fühlte es selbst, war innerlich in Verzweiflung darüber, aber wenn er davon sprach — bah! was lag ihm daran? — Mit einem Worte: hätte Emmerich sich gelassen, wie er geschaffen worden war, er wäre kein extraordinärer Mensch, aber ein netter, braver, gescheiter Junge geworden, dem ein Freund gut sein und den ein Mädchen lieb haben konnte. Aber leider hatte er sich verbessern wollen. —

VI.

Das Menzel'sche Haus war eines von denen, welche am Hradschin den Berg hinauf gebaut sind und gleichsam wie edle und stolze Vasallen der Kaiserburg zu Füßen ruhen. Es stand ruhig, vornehm patriarchalisch auf seinem seit Jahrhunderten behaupteten Platze. Die Stürme, welche von dem Berge Libussa's über die Prager Städte hingebraust waren, hatten an dem hohen Bau in der stillen Straße, die trotzig steil hinanging, als wollte sie es Menschen und Thieren schwer machen, zu diesem, dem letzten ihrer Häuser, zu gelangen, keinen Stein gerückt. Wenn man neue Scheiben in den Fenstern ausnimmt, so hatte auch das Haus selbst Nichts an sich gethan, zufrieden, sich würdig zu erhalten, keinen modernen Tand und Putz an sich gewandt. Es schämte sich nicht, so bejahrt auszusehen, wie es war. Vielleicht empfand es sein Alter sogar mit Selbstgefühl. Man konnte dem Hause diesen Verstand zutrauen, hatte es doch auch den gehabt, comfortabel zu sein, lange bevor der Comfort erfunden war. Mit großen, hohen, tiefen Zimmern, die nicht zu viel und nicht zu wenig hatten, weder an Raum noch an Licht, lag es auf bedeckte Galerien hinaus, die es nach dem Hofe zu umgaben und einen bequemen Umlauf des häuslichen Verkehrs vermittelten.

Im dritten Stock war ein ganz einzeln liegendes Gemach, aus dessen vier Fenstern man auf den Quadernboden des Hofes und auf den Brunnen in der Mitte hinabsah, der reichhaltigen Bibliothek des Hauses ein-

geräumt. Dort befand sich an einem hellen Nachmittag gegen Ende April Emo mit dem für ihn unerhörten Entschluß, Ordnung in die Verwirrung der Bücher zu bringen. War ihm das gelungen, wollte er auch einen Catalog anfertigen. Ob es ihm gelingen würde? Daran zweifelte nicht nur er selbst, sondern die ganze Familie. Seit drei Tagen stürzte er jeden Morgen mit den heftigsten Vorsätzen hinauf und kam dann nach einer Stunde in der heftigsten Verzweiflung wieder hinabgestürzt. Es war nicht möglich, die Geduld eines Menschen konnte das nicht bewältigen, Alles lag drüber und drunter, über- und untereinander — wie sollte da Ordnung hineinkommen? Und ein Staub — die Hände wurden gar nicht mehr rein, wenn man eine Stunde zwischen den Bänden herumgewühlt hatte!

Emo schrie nach Wasser, Seife, Kölnischem Wasser, rieb sich fast die Haut von den Händen, zog alte Handschuh an, steckte in jede Tasche ein Paar als Reserve und rannte wieder hinauf. Die Schwestern folgten ihm, ebenfalls in alten Handschuhen, die Kleider unter Schürzen und Shawls versteckt, bereit, dem Bruder zu helfen, unter seiner Anleitung zu arbeiten. Emo dankte ihnen, freute sich, kommandirte sie, wurde unzufrieden, ärgerlich, schickte sie fort und quälte sich allein weiter, wollte aber um keinen Preis die Bibliothek in dem Zustande lassen, in welchen sie allmälig gerathen war. Umsonst machte ihm die Mutter die sanftesten und eindringlichsten Vorstellungen, sich zu schonen; er wurde nur um so eifriger in seinem Amt als selbsternannter Bibliothekar.

Jetzt wischte er sich eben zum vierten oder fünften

Mal seit einer halben Stunde den Schweiß der Arbeit von der glatten Stirn, wirrte sich damit das Haar noch mehr durcheinander, als gewöhnlich, und suchte, die Arme über einander geschlagen, mit seinen träumerischen Augen in der confusen Welt von Einbänden, Titeln und Zahlen nach Anhaltspunkten für einen rechten Angriff der Arbeit, da wurde die Thür leise geöffnet und herein kam mit komischer Feierlichkeit Mila als die hübscheste kleine Scheuerfrau, die man sich denken konnte. Ihr Kleid war aufgesteckt, der scharlachne Unterrock — Mila hatte bisweilen den „Whim," diese schöne englische Erfindung zu „protegiren" — der rothe Unterrock machte prächtigen Staat, eine niedliche rosa Schürze war einem jungen Dienstmädchen abgeborgt worden, der Betty eine „geniale" schwarze Jacke, und das blühende Gesicht blickte mit gut gespielter Verschämtheit aus einem böhmisch umgeknüpften bunten Kopftuch hervor.

Emo empfing Mila mit fröhlichem Gelächter. Betty sagte: „Sie hat durchaus kommen und Dir helfen wollen, obgleich wir Alle ihr vorausgesagt haben, sie würde nach einer Viertelstunde wieder hinuntergeschickt werden. Nun sieh zu, wie Du mit ihm fertig wirst," sprach sie dann zu Mila.

„Emo, bist Du denn gar so schlimm?" fragte Mila liebreich.

Die Gewohnheit des Duzens hatten Beide aus der Kindheit mit in die Jugend genommen.

Emo erklärte ihr eifrig, was seine Schwestern Alles gethan und nicht gethan hätten. Es war ein ganzes Sündenregister.

Mila sagte scheinheilig: „Du armer Emo! Da sieht man, wie sie Dich ärgern, und Du sollst nicht ein Mal böse werden! Nun, ich will sehen, ob ich's besser machen kann."

„Versuch's," sprach lachend Betty, „ich leg' keine Hand mehr an."

„Ich und Mila, wir werden schon ohne Dich fertig werden," rief Emo trotzig und unendlich vergnügt und geschmeichelt, daß Mila unter ihm „funktioniren" wollte. Seit ihm durch Betty in ihr die Schreiberin der Ignotabriefe offenbart worden war, sah er die Gespielin plötzlich in einem ganz neuen Licht oder mit ganz anderen Augen. „Ich hätt' es nimmer gedacht, daß Mila so schelmisch sein und so gut französisch schreiben könnte," sagte er, als Betty ihm Alles erzählt und zum Beleg Emmerichs Brief mitgetheilt hatte. Er vergaß selbst, sich über die Lüge zu ärgern, welche der bewunderte Freund ihm mit den beiden Besuchen einer nicht existirenden Ignota aufgebunden hatte. „Das heißt, existiren wird sie schon," meinte er, „nur in einer Sphäre, die eigentlich nicht existirt. Es ist nicht recht von Emmerich, daß er mich so hat aufsitzen lassen, ich hätt' es ihm nicht zugetraut, aber der Mila so viel feine Intrigue auch nicht. Da sieht man recht, was in den Mädchen steckt!" Genug, Emo war auf ein Mal in voller Bewunderung der Mila. Sie war für ihn wirklich eine „Ignota," d. h. eine Unerkannte gewesen, und überraschte ihn wie etwas unerwartet Liebliches, welches man da trifft, wo man gar nicht darauf gerechnet hat.

Selbst im Kleinen ging es ihm so mit ihr. Sie

hatte vergessen, Handschuhe anzuziehen, er bot ihr das Paar an, welches er in der Rocktasche stecken hatte, sie zog es an, es war ihr viel zu groß. „Was Du für kleine Hände hast, Mila!" sagte er da. Er sah es zum ersten Male, wie er es zum ersten Male aussprach. Als er es gesagt hatte, sah er sich unruhig nach Betty um, ob die es auch nicht gehört hätte. Sie stand unbekümmert an einem der Fenster, welches des Staubes wegen geöffnet war, und telegraphirte auf die Galerie hinab. Offenbar hatte sie gar nicht auf den Bruder und Mila geachtet. Emo wandte sich beruhigt zu dieser zurück und sah mit Befremden eine glühende Röthe auf ihren Wangen. „Warum ist sie so roth geworden?" dachte er, „und wie hübsch sieht sie aus, wenn sie es ist!" Aber er sagte ihr das nicht, er blickte sie nur mit einer träumerischen Befangenheit an, als vergäße er über sie selbst, warum sie gekommen sei.

Sie erinnerte ihn daran. „Wollen wir denn nicht arbeiten? Ich will mich nicht umsonst als Arbeiterin verkleidet haben."

„Ja, was meinst Du, wobei wir anfangen?" fragte Emo zerstreut. Ihn beschäftigte das rosige Gesichtchen unter dem bunten Tuch bereits mehr, als die ganze Bibliothek.

Mila fing einen Untersuchungsgang durch das Gemach an. Ueberlegend, langsam begab sie sich von Schrank zu Schrank, hob sich auf den Zehen empor, um besser die obern Bücherreihen überblicken zu können, und hielt die kleinen Hände auf den Rücken gelegt, während die ineinander verschränkten Finger leise spielten. Emo er=

innerte sich, wie sie als kleines Mädchen diese Gewohnheit gehabt, oft deswegen ausgelacht und dann immer so komisch böse geworden war. „Sie ist doch allerliebst," dachte er, „noch ganz wie sie als Kind war. Ich glaube, auch noch etwas kindisch. Aber das macht nichts. Sie ist ja volle zwei Jahre jünger, als ich." Emo sah sehr selbstzufrieden auf Miloslawa herab: er fühlte sich mit seinen zwei Jahren mehr.

Sie wandte sich jetzt zu ihm, und sagte, den Schelm, der ihr in den Mundwinkeln saß, möglichst unter einer geschäftlichen Miene verbergend: „Wenn wir mit den Zeitschriften anfingen?"

„Sie sind so schwer zu heben!"

„Desto besser, dann werden wir mit dem Schwersten zuerst fertig."

„Du hast Recht, Mila!" rief Emo eifrig und griff bereits die Reihe an, in welcher das Morgenblatt stand.

„Emo!" sagte Mila in einem Tone, der Einhalt gebot.

„Was willst Du noch?"

„Wir müssen sie gleich notiren, wie viel Jahrgänge, ob sie vollständig sind und so weiter."

„Du meinst?"

„Versteht sich, wir haben sonst doppelte Mühe, müssen sie noch ein Mal nachsehn."

„Ich hole Tinte!" rief Emo und wollte fort.

„Bleib'," sagte Betty, „ich gehe doch hinunter; die Mama winkt mir — Tante Karoline ist gekommen — ich werde Euch Tinte schicken."

Sie ging. Daß der Bruder mit Miloslawa allein

blieb, konnte ihr nicht als etwas Bedenkliches einfallen, Mila war bis jetzt für ihn nur eine Schwester mehr gewesen.

Emo stürzte Betty nach, als sie eben die Thür geschlossen hatte. „Betty, auch Papier! — Sie ist sonst im Stande und vergißt das Papier,“ setzte er weise hinzu, als er zu Mila zurückkam, um ihre weiteren Verordnungen entgegenzunehmen. Sie bestanden zuvörderst darin, daß er auf einen Stuhl steigen und ihr die schweren Bände, in welchen die Zeitschriften nach Viertel- oder Halbjahren zusammengebunden waren, hinabreichen solle.

„Mit Ruhe, Emo, mit Ruhe, damit Du Dich nicht erhitzest,“ warnte sie ihn von Zeit zu Zeit.

„Kannst Du denn die großen Bände gut tragen, Mila?“ fragte er liebevoll besorgt.

„Bis zum Tisch? O ja, Emo,“ entgegnete sie schnippisch, als nähme sie den Zweifel an der Kraft ihrer jungen runden Arme ein wenig übel.

„Hübsche Arme hat sie,“ bemerkte Emo für sich, als Mila sie ihm auf's Neue entgegen streckte, um eine andere graue Bürde damit zu umfassen. Mila's Arme zeigten sich auch, aus den weiten Aermeln der schwarzen Jacke herauslangend, sehr zum Vortheil, und ganz frei, denn die weißen Unterärmel hatte Mila als gute kleine Wirthin aus Ehrfurcht vor dem Bibliothekstaub abgelegt, die Aermel des Kleides aber um derselben Ursache willen in die Höhe geschlagen.

Betty schickte, noch bevor Emo ungeduldig werden konnte, Papier und Tinte, und nun wurde zum ersten Male, seit Emo sich in die Bibliothek geworfen hatte,

zwei Stunden lang wirklich gearbeitet. Einige Minuten war Mila unsicher, ob sie bei den Zeitschriften die alphabetische oder die chronologische Reihenfolge annehmen sollte, aber sie entschied sich bald für die alphabetische.

„Sie ist die natürlichste und bequemste," sagte sie. „Nachher können wir die Journale ja unter verschiedenen Rubriken, je nach dem Inhalt und den Jahren des Entstehens, genauer specificiren."

„Wie Du das gut verstehst, Mila!" rief Emo lächelnd. „Wo hast Du's denn gelernt?"

„Man hat ja doch schon Cataloge gelesen," meinte Mila mit Ueberlegenheit.

Emo fand diesen Tag ein so neues Vergnügen an der Arbeit, daß er auch nach zwei Stunden noch nicht aufhören wollte. Darauf bestand indessen Mila. „Man darf nicht gleich Anfangs zu viel thun," sprach sie.

„Aber morgen kommst Du doch wieder, mir zu helfen?" fragte Emo bittend.

„Muß es schon morgen sein?"

„Mila, ja, ich bitte Dich!" rief er, bereits ungeduldig.

„Gut, gut," sagte sie, ihn beschwichtigend, „ich will's mit Mama schon abmachen, daß sie mich wieder herüberläßt."

„Gehen wir nicht ein Bischen in den Garten hinauf?" fragte sie dann, „ich bin so lange nicht oben gewesen." Emo warf einen bedenklichen Blick auf ihren rothen Rock. Sie ließ ihr Kleid darüber fallen und nahm die Schürze ab. „So," sagte sie lachend, „jetzt kannst Du Dich mit mir sehen lassen. Betty's Jacke läßt von Weitem noch sehr schön, und das Tuch um den Kopf schadet nichts."

„Gewiß nicht," bestätigte Emo aufrichtig; „Du bist reizend als böhmisches Mädchen."

Die Häuser, welche den Hradschin hinauf liegen, theilen mit den genuesischen die Eigenheit, daß sie die Gärten neben oder über dem Dach haben. Folglich stiegen Mila und Emo noch eine kleine Treppe hinan, um aus dem Thurm, der hier die Ecke des Gebäudes bildete, in den Garten zu treten. Er war ziemlich geräumig, mit glatten Rasenstücken und kleinen Beeten wohl versehen, rein und zierlich gehalten. Einige Bäume versprachen für später Schatten, ein offener Pavillon, mit Camelien und Azaleen reich besetzt, hätte ihn schon jetzt geboten, wär' er nöthig gewesen. Aber das war nicht der Fall; an dem lichten Aprilhimmel hatte der Sonnenschein immerfort mit weißen Wölkchen zu schaffen, die um ihn herschwebten und ihn halb oder ganz einfingen. Mila athmete rasch und freudig die starke Luft ein, die über den blühenden Mosaik des Gartenbodens wehte.

„Oh, wie schön ist es hier!" rief sie, bis an die Mauer eilend, von wo man Prag in der Tiefe sah. „Eigentlich brauchtet Ihr auch im Sommer nie auf's Land, Emo."

Emo war ihr langsamer nachgekommen; er stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Mauer und schaute überlegend auf das Thurmgewirr der drei Städte, auf den blitzenden Lauf der Moldau, auf das wonnige Grün der Ufer und Inseln, denn das Alles war unten, in der Nähe die feste, dunkle Struktur alter Paläste. Aus der Höhe leuchteten die unzähligen Fenster der Kaiserburg herab.

Mila zeigte rechts über den Fluß hin, nach der alten Königsburg. „Sieh nur, wie es am Wyssehrad auch schon grün wird," sagte sie.

„Ich bin noch nie auf dem Wyssehrad gewesen," sprach Emo bedenklich.

„Ich auch nicht," entgegnete Mila. „Man sieht stets das Nächste nicht, das ist bekannt."

„Aber man sollte es sehen, es ist höchst unrecht, daß man es nicht thut."

„Darin stimme ich Dir vollkommen bei," erwiederte Mila ernsthaft.

Emo dachte nach, dann sagte er plötzlich: „Weißt Du was, Mila, überrede Du Deine Eltern, ich will Mama überreden — wir gehen diesen Sommer nicht auf's Land, sondern bleiben hier und reisen in Prag."

„Das läßt sich hören," meinte Mila. „Wir würden in unserer Vaterstadt mit weit mehr Interesse wohnen, wenn wir sie studirt hätten. Eigentlich kann sie es verlangen, von uns gekannt zu werden."

„Wollen wir's also versuchen, ob wir hier bleiben dürfen?" fragte Emo.

Mila nickte bekräftigend mit dem Kopfe. „Da können wir zugleich mit aller Ruhe die Bibliothek ordnen."

„Und ich nehme meinen englischen Unterricht fort."

„Und ich überhöre Dir die Vocabeln."

„Die lern' ich nicht gern."

„Das mußt Du. Und jetzt müssen wir hinunter."

Sie gingen bis zu einem Hyazinthenbeet. Da kauerte Mila sich auf den Kies und bewunderte die glänzenden Dolden. Emo stand hinter ihr und blickte auf sie hinab. Auf einmal sagte er neckend und leise: „Ignota!"

Mila wandte den Kopf und sah ihn schelmisch an. Ihr Gesicht färbte sich wieder mit hoher Röthe. Emo gefiel ihr so gut, seit sie wußte, daß Ignota ihm so gefallen habe.

„Es war so hübsch, was Du da gemacht hast,“ sprach Emo schmeichlerisch.

„Der arme Rittmeister!“ lachte Mila. „Hast Du ihm ein Kompliment über seine Virtuosität im Lügen gemacht? Ich ließ mich verläugnen, als er Abschied zu nehmen kam, ich hätte nicht ernsthaft bleiben können, wenn ich ihn angesehen hätte.“

„Ich,“ entgegnete Emo lächelnd, „fragte ihn einmal, ob Ignota schon wieder bei ihm gewesen sei? Er wollte Ja antworten, da sah er mich an, sah mein Lächeln und antwortete Nein. Ob er gemerkt hat, daß ich etwas wußte?“

„Gleichviel,“ antwortete aufspringend Mila, „komm jetzt, es wird kühl.“ Sie gingen aus dem hellen Garten in das alte, heimliche Haus.

Einige Wochen später erhielt der Rittmeister in seinem Cantonnirungsquartier, einem vom Himmel und von den Menschen vergessenen Neste, die Verlobungsanzeige Emo's mit Ignota. Dieser Name war neben den von Miloslawa Thal mit Bleistift geschrieben und eingeklammert. Der Rittmeister erkannte Emo's Hand.

Einige Stunden lang hatte er das unbehagliche Gefühl, sich zu schämen, hauptsächlich vor dem „Mädchen“ Emo. Dann fuhr er nach Teplitz. Die Saison war noch nicht gerade im Flor, aber doch schon im Knospen.

Emmerich fand junge Damen, Kameraden, welche ihn diesen jungen Damen vorstellten, und gegenüber solchen untergeordneten Geschöpfen bekam er sein Selbstgefühl wieder. Eine Eitelkeit, wie die seine, wird nicht durch eine Gabe Demüthigung geheilt, wenn sie überhaupt heilbar ist. Er trug bereits an demselben Abend seine Lieblingsaxiome vor: die Frau müsse maltraitirt werden, eine schöne Frau sei für ihn eine Cotelette à la Kaunitz, eine kluge Frau möge er gar nicht, und was dergleichen mehr waren. Man hat nicht erfahren können, ob er damit Eroberungen gemacht habe.

Ein kleines Bad im Winter.



I.

„Dem Himmel sei Dank, da geht der letzte Russe!“ sagte Eva und blickte triumphirend nach dem Ende der Straße, wo ein Wirklicher Geheimer Staatsrath in dem Tunnel verschwand, welcher unter der Eisenbahn durchführte.

„Warum dankst Du dem Himmel?“ fragte die lange, blasse Nanine. „Der Himmel wird sich wenig darum bekümmern, ob Ihr noch Russen habt oder nicht.“ — „Du hast Recht,“ antwortete Eva. „Man muß consequent sein. Wenn man nicht an eine höhere Einmischung in die irdischen Angelegenheiten glaubt, soll man nicht reden, als glaubte man daran, und so sag' ich denn jetzt ohne Redensart aus der Kinderstube: ich bin fürchterlich froh, daß die Russen fort sind.“

„Ich dachte, Eure Russen wären nett gewesen,“ bemerkte Nanine halblaut. Nanine war kränklich, daher leise und langsam in Sprache und Bewegungen.

Eva sah gerade auch nicht aus, als ob sie eine Gesundheit von Eisen hätte. Sie war klein und fast dürftig von Gestalt, und auf den schmalen Wangen wechselte die Farbe unaufhörlich. Aber dabei war sie durch und

durch lebendig, ihre Stimme klang hell, ihre Augen blitzten, ihre Art zu reden war emphatisch, ihr Gehaben nachdrücklich, oft sogar theatralisch, und wie sie nie Sparsamkeit in ihren Mitteln kannte, so antwortete sie auch jetzt mit dem ganzen Aufwand ihrer quecksilbernen Individualität: „Die Russen waren nicht blos nett, sie waren reizend, besonders der kleine Junge, der immer so gut roch, daß er mir regelmäßig Kopfweh machte, und das junge Mädchen im ersten Stock, Nadja. Nebenbei — warum heißest Du Nanine und nicht Nadine?" fragte sie herausfordernd ihr Ideal, denn dafür galt Nanine. Bevor diese jedoch zu der Antwort gelangen konnte, sie sei nun eben Nanine getauft worden, war Eva bereits wieder im Fortfahren begriffen, und erklärte energisch: „Gegen unsere Russen speciell also habe ich Nichts, wohl aber gegen die Russen überhaupt und nicht nur gegen sie, auch gegen die Engländer, die kommen könnten, gegen die Deutschen, die kommen, gegen die Italiener, die nicht kommen —"

„Genug, gegen alle Fremden," vollendete Nanine, weil Eva der Athem ausging. „Gegen die Italiener wohl hauptsächlich, weil sie nicht kommen, nicht wahr, Evy? Denn wenn Rosenfelde schon von Italienern besucht würde, da käme am Ende auch Garibaldi einmal her, und dann, Evy —"

„Ja, dann!" sprach Eva, drückte die Hände auf die Brust, richtete ihre kleine Person in die Höhe, blickte empor zum Octoberhimmel, kurz, sah so leidenschaftlich begeistert aus, wie möglich, und hauchte: „Garibaldi!"

„Dein Held," sagte Nanine lächelnd.

„Der Held Italiens, der Held des Jahrhunderts, der Held der Menschheit!“ rief Eva. „Oh, und Deiner auch, Nine, sag' es, Deiner auch!“ bat sie und hing sich schmeichelnd an die Freundin.

„Meiner auch, sicherlich, ich schätze den Mann von Caprera hoch,“ entgegnete Nanine, welche gern in Schlagworten redete. „Ich wünschte sehr, er käme, schon Deinetwegen, aber er kommt nicht, Evy.“

„Nein, Nine, er kommt nicht,“ wiederholte Eva niedergeschlagen, fast weinerlich, „er nicht und nichts Großes überhaupt, auch nichts Interessantes.“

„Nun, Ihr habt doch voriges Jahr Angerstein gehabt,“ erwiederte Nanine, einen bekannten Schriftsteller nennend.

„Bah, der hält nicht aus,“ sagte Eva geringschätzig. „Die ersten vierzehn Tage ist er reizend, die nächsten vierzehn wiederholt er sich, und man ist verwundert; die dritten vierzehn wiederholt er sich nochmals, und man ist gelangweilt. Nein! ich möchte etwas wirklich Großes haben, wie Garibaldi, oder etwas wirklich Interessantes wie —“ sie nannte einen „berühmten“ Geologen, welchen von den Millionen Deutschen etwa fünfhundert Gelehrte und Halbgelehrte kannten. „Oder“, fuhr Eva fort, die, wie man sehen wird, mit sich handeln ließ, „eine rechte Schönheit. Weißt Du, ein recht schöner Mensch ist noch viel seltener zu finden, als ein großer oder ein interessanter. Es ist gräulich, was die Schönheit wenig zur Vollendung kommt. Erinnerst Du Dich, schon einen recht vollkommen schönen Menschen gesehen zu haben, Nine? Aber auch einen durch und durch schönen?“

„Männlich oder weiblich?“ fragte Nanine.

„Gleichviel, darauf kommt es nicht an, blos auf die Thatsache überhaupt,“ rief Eva ungeduldig. „Nun, Nine, besinn' Dich.“

Nine besann sich gelassen, wie sie Alles that, und nannte dann verschiedene Namen, sowohl männliche, wie weibliche. Eva jedoch wollte keinen anerkennen. „Der? Die?“ fragte sie bei jedem neuen mit großartigem Hohn. „Nine, wie wenig weißt Du noch, was wirklich schön ist!“ setzte sie dann mit dem vollen Ueberlegenheitsgefühl einer kleinen Gelehrten hinzu, die Winckelmann gelesen und nicht ganz verstanden hatte. „Lass' mich Dir die Theorie der Schönheit einmal ordentlich vordemonstriren.“

Sie packte Naninens Arm — Eva packte immer Alles, was sie ergriff; bloßes Anfassen genügte ihrer Energie nicht. Nanine war schon daran gewöhnt, gelegentlich rothe, auch wohl blaue Flecken als Beweise von Eva's Liebe davonzutragen; sie ließ sich geduldig oder auch nur abgespannt packen und in den Garten schleppen, welcher hinter dem Hause lag. Die bisherige Conferenz war auf dem Schattenplatz vor dem Hause abgehalten worden, wohin die Familie die Russen bei ihrem Abgang begleitet hatte. Die Eltern waren in's Haus zurückgekehrt, Eva war noch draußen geblieben, mit ihr Nanine, die sich gerade zum Besuch bei ihr befand und daher in Hut und Mäntelchen war. Eva hatte auf dem Kopf nichts, als das leichte braune Netz, in welchem ihr glattes, weiches Haar hing, aber der Tag war nicht im Mindesten kalt, und vor der Mittags-

sonne gab die Halle Schutz, um deren Holzpfeiler der wilde Wein herhing. Dorthin also transportirte Eva ihr Ideal und ihr Opfer, drückte es kräftig in einen Lehnstuhl aus Weidenruthen, einen von den anhänglichen Sitzen, welche sich so gern in die Falten der Kleider haken, und in Stellungen vor ihr paradirend, die auf jede Rednerbühne gepaßt hätten, demonstrirte sie der armen Nanine, welche anerkanntermaßen nicht schön, ja weit eher häßlich, als hübsch war, die Schönheit nach Winckelmann vor.

Es geschah das nicht zum ersten Male, Eva hatte Winckelmann bereits mit achtzehn Jahren gelesen. Jetzt zählte sie vierundzwanzig, Nanine wußte folglich schon seit sechs Jahren, daß Eva sie eigentlich abscheulich finden müsse. Aber so ausführlich, so eindringlich, wie heute, hatte Eva noch nicht über die Nothwendigkeit der Schönheit gesprochen, und Nanine würde vorgezogen haben, daß sie es auch heute nicht gethan hätte. Zu einem häßlichen Mädchen von Schönheit reden und vollends beredt darüber werden, das ist eben eine neue Version vom Strick im Hause des Gehängten. Eva sprach jedoch nicht blos in diesem besondern Falle von besagtem Strick, sie hatte überhaupt eine Vocation, davon zu reden. Mit Frauen, welche in dem gewissen ungewissen Alter waren, sprach sie von den weißen Haaren, die man bereits sähe, allenfalls auch von ihren eigenen vierundzwanzig Jahren, die sie klingen ließ, als wären es ihrer nicht mehr als achtzehn. Mit jungen Leuten, denen die Examina zu schwer wurden, sprach sie von der unumgänglichen Nothwendigkeit, einen guten Kopf zu haben. Gegen Personen

von Stande ließ sie sich über die Anmaßung des Adels und über das erbärmliche bischen Form aus, welches seinen einzigen Vorzug ausmache. Aehnliche angemessene Gegenstände wußte sie bei jeder Gelegenheit ausfindig zu machen, und jetzt, wie gesagt, demonstrirte sie Naninen die Schönheit vor. Nanine antwortete wenig oder lieber nichts, sie begnügte sich, geduldig zu lächeln und Alles anzuhören, was Eva gegen die Häßlichen auf dem Herzen hatte. Erst ganz zuletzt erlaubte sie sich die kleine boshafte Bemerkung: „Sieh einmal, Evy, alle Welt kann nicht so reizend sein, wie Du.“ Eva indessen war durch Schmeichelei nicht von ihren Stelzen herunterzubringen. Sie nahm es als vollkommen selbstverständlich an, daß sie reizend sei, aber sie fand, es sei das weiter nichts Besonderes. Reizend — was war man, wenn man auch reizend war? Nichts. Die Verpflichtung, schön zu sein, hatte man, und der kam man nicht nach, Eva so wenig, wie die übrige Menschheit, in Deutschland mindestens. „Das macht, in Deutschland haben wir keine Race,“ sagte sie zum Abschluß ihrer Declamation sehr wegwerfend. „Ja, wenn wir die hätten! Aber wir haben sie nicht, wir gehören zu den Mischvölkern. Die Juden haben welche, deshalb war auch die Jüdin aus Wien — Du entsinnst Dich, Nine? — die einzige wahrhaft schöne Frau, die ich bisher gesehen habe.“ Nine entsann sich mit einiger Mühe der Wiener Banquiers-Frau, welche vor drei Jahren bei den Steinthals gewohnt hatte. „War sie nicht sehr anmaßend und immer sehr auffallend gekleidet, Evy?“ fragte sie. „Of course war sie anmaßend,“ entgegnete Eva, die

gern Englisch einmischte, aber noch lieber ihr Deutsch verenglisirte. „Warum sollte sie nicht? Sie hatte Geld, Nine. Und sich overdressen (überputzen), warum sollte sie das nicht auch? Ihre Schönheit vertrug Alles, selbst Scharlach und Diamanten zu Mittag. O, was für ein Weib, was für Blut! Aber freilich, sie hatte Race.“ — Und Eva gestattete der armen Nanine endlich, sich aus ihrem unbiegsamen Lehnstuhl herauszuschälen.

Eva hatte auf beiden Backen einen wahren Rothenrübenpurpur, der weder schön, noch reizend war. Nanine dagegen war noch bleicher, als gewöhnlich, denn sie fühlte sich gekränkt. Als sie über die Brücke auf die Höhe gekommen war, wo das Haus ihrer Familie stand, traf sie ihre jüngste Schwester vor der Thür und konnte sich nicht enthalten, sogleich über Eva's lieblose Art zu reden. „Ja,“ sagte Elsbeth, die mit zwanzig Jahren die naive Weisheit des Hauses vorstellte, „es ist Schade um Eva. Sie ist gut und lieb, wirklich, wie ich sie immer nenne, Eva vor dem Sündenfall; hübsch ist sie auch, wenigstens meistens, wenn sie nicht gar zu roth wird, aber rücksichtslos ist sie und Zeug schwatzen thut sie, daß es ein Erbarmen ist.“

Das hatte Fräulein Eva Steinthal von der Mühe, die sie sich gegeben, Fräulein Nanine Klar die Schönheit nach Winckelmann vorzudemonstriren.

II.

Wie man bereits errathen hat, war Rosenfelde ein Badeort, früher ein kleiner, um so zu sagen häuslicher, wo nur alte Fräulein und aufopfernde Mütter mit kränklichen Kindern hingingen, ein Mann eine naturhistorische Seltenheit, und von Vergnügungen keine Rede war. Jetzt allmälig so weit in die Mode gekommen, daß es anfangen konnte, groß zu thun und seine Preise zu steigern. Engländer kamen noch nicht, selbst nicht von Dresden oder von Leipzig, auch Franzosen sah man blos sehr vereinzelt und dann immer nur allein, nie mit Familie, aber Russen kamen von Dresden, nicht nur mit Familie, sondern sogar mit Dienerschaft, und zwar lauter Wirkliche Geheime Staatsräthe. Leipziger nahmen die Vorsaison von April bis Mitte Juni in Beschlag, dann wichen sie den Berlinern, welchen die eigentliche Saison ausschließlich zu gehören schien, indem nur wenige Dresdener und Thüringer sich zwischen sie hineinwagten. Oesterreicher hatten sich bisher auch immer blos in einzelnen Exemplaren sehen lassen und daher stets Epoche gemacht. Die Berliner bestanden größtentheils aus Excellenzen und aus Juden. Auch die jüdische Literatur begünstigte Rosenfelde. Am wenigsten vertreten war der active Militärstand.

Jetzt aber, Mitte October, waren nicht nur sämmtliche Badefremde, sondern selbst die Traubenesser der Nachsaison fort. Der Wein war dieses Jahr so zeitig und so gut gewesen, daß er bereits aufgegessen war und Rosen=

felde zu seinem Normalstand zurückkehren durfte. Nur eine einzige alte Excellenz weiblichen Geschlechtes wohnte noch bei einem Schmiede und wanderte in einem runden braunen Hut zwischen den Stoppelfeldern herum, aber an diese alte Excellenz war man in Rosenfelde dermaßen gewöhnt, daß es sich ganz gleich blieb, ob sie da war, oder nicht.

Die Rosenfelder also wurden wieder Rosenfelder, nahmen wieder Besitz von ihrem Ort, ihren Häusern und sich selbst. Vom Frühling bis zum Herbst gehörte ihnen Nichts, da war Alles der Fremden, sie selbst, die Rosenfelder, mit inbegriffen; aber vom Herbst bis zum Frühling, da waren sie Herren daheim oder vielmehr Herrinnen, denn die Rosenfelder bestanden fast ganz aus Rosenfelderinnen. Die Männer waren blos einzeln zwischen das weibliche Element eingestreut und verloren dadurch, es muß gesagt werden, viel von ihrem eigentlichen Charakter. Gewiß ist es wenigstens, daß in ganz Rosenfelde auch nicht eine einzige hervorstechende männliche Persönlichkeit anzutreffen war. Es gab einige pensionirte Majors, welche ihre Frauen vermiethen ließen und dabei doch die Aristokraten spielen wollten, es gab einige liberale Schwätzer, welche das große Wort führten, und weiter — ja weiter gab es keine Männer. Der Doctor Steinthal, Eva's Vater, war ein vollkommener Gentleman, aber: „ein Mann macht keine Stadt,“ sagt das lateinische Sprichwort, und so dürfte Rosenfelde ausschließlich ein Frauenort genannt werden.

Wie viel Frauen eigentlich in den Häusern und Häuschen steckten, das konnte man jetzt sehen, wo sie

nach der Fremdenüberschwemmung wieder zum Vorschein kamen. Eine Mutter mit drei Töchtern, drei alte Schwestern auf ein Mal, das war gar nichts bei einem Besuche. Sehr häufig kam noch eine Cousine, eine Schwägerin oder eine Freundin mit. Die Rosenfelderinnen waren überall nach Thüringen, nach Sachsen, nach Berlin hin verwandt oder befreundet, und ihre Verwandte und Freundinnen kamen alle im Herbst, wenn Platz wurde. Aber auch ohne diesen Zufluß waren der Frauen ameisenhaft viele. Wittwen besonders — Rosenfelde besaß eine eigenthümliche Anziehung für Wittwen. Die Wittwen waren von jedem Alter und von jedem Stande, am häufigsten von Professoren, Superintendenten und Räthen. Einige hatten Söhne, welche jedoch nie da waren, die meisten hatten Töchter irgend welcher Art: Stieftöchter, Enkeltöchter, verwittwete Töchter, sogar verwittwete Schwiegertöchter. Alle vermietheten den Sommer hindurch, alle siedelten jetzt aus den Stübchen, wo sie sich geduldig zusammengedrückt, in die Winterquartiere, d. h. in die Zimmer über, welche die Fremden frei gelassen, und alle machten und empfingen den ganzen Tag Besuche. Es half nichts, Rosenfelde hatte im Herbst viel von einem Ameisenhaufen, wo unaufhörlich hin und her gelaufen wird.

Vorzüglich fleißig besucht wurden zwei Schwestern, welche das sogenannte „Haus am Berge“ besaßen. Sie hatten das einer Gewohnheit zu danken, die gleichsam wie ein Recht oder eine Ueberlieferung an dem Hause haftete. Es war das erste gewesen, welches zur Aufnahme von Fremden gebaut worden war, als man die

Quelle von Rosenfelde entdeckt hatte. Beinah dreißig Jahr lang war es im Besitz derselben Familie geblieben, dann hatte die Wittwe des Erbauers es verkauft, um zu ihrem einzigen Sohne zu ziehen, welcher der Mutter nicht länger entbehren und seinerseits das Grundstück nicht übernehmen wollte. Das Kleinleben in Rosenfelde sagte ihm, dem großen Fabrikanten in Magdeburg, nicht zu, und obgleich seine Mutter Rosenfelde vorgezogen hätte, so gab sie es doch aus Liebe zu ihm auf, und Rosenfelde verlor in der würdigen Frau gleichsam seine Patriarchin, welche heimzusuchen, um Rath zu fragen, um Dienste oder um Trost anzugehen die Rosenfelderinnen dermaßen gewöhnt gewesen waren, daß selbst jetzt, wo sie nicht mehr dort wohnte, kein Haus so selten ohne Besucherinnen war, wie das „am Berge."

Die beiden Schwestern, ihre Nachfolgerinnen, waren nach Kräften bestrebt, dieser Art Erbschaft Ehre zu machen. Es waren Meißnerinnen: die ältere, Ottilie Bitter, die Wittwe eines kleinen Steuerbeamten, welcher sie früh ohne Vermögen, ohne Pension, glücklicherweise aber auch ohne Kinder zurückgelassen hatte; die zweite, Mathilde oder Clotilde Klemm, noch unverheirathet und wohl auch ohne Aussicht, sich je zu verheirathen. Obwohl Madame Bitter sie noch immer als „Kleine" behandelte, konnte sie doch kaum weniger zählen, als fünfzig. Dreiundvierzig gestand sie selbst zu. Madame Bitter, die ebenso groß, voll und blond war, wie ihre Schwester klein, behend und brünett, bekannte sich zu zehn Jahren mehr und war in Wirklichkeit sechszig. Die anwachsenden Jahre hatten es ihr auch unmöglich gemacht, das Geschäft, mit welchem

sie nicht nur sich und die Schwester ernährt, sondern sogar ein recht hübsches Vermögen erworben, ferner fortzusetzen. Vermietherinnen von Meßlocalen in Leipzig müssen wo möglich erst fünfundzwanzig Jahre zählen, keinesfalls dürfen sie älter sein, als vierzig. Madame Bitter nun konnte selbst mit dem besten Willen die Fünfzig nicht länger verleugnen, und hatte daher, wenn gleich schweren Herzens, Leipzig mit Rosenfelde und die Sorge für einzelne Herren mit der für Familien vertauscht. Da das „Haus am Berge“ fast ausschließlich von Stammgästen besucht wurde, so hatte Madame Bitter gleich eine Kundschaft vorgefunden und nichts zu thun, als sich dieselbe zu erhalten. Anfangs wollte das nicht ganz gelingen. Mehrere Familien wählten, nachdem sie eine Saison hindurch sich der Aufmerksamkeit von Madame Bitter erfreut, eines der andern ältern Häuser zu ihrem jährlichen Sommeraufenthalt; doch geschah das nur nach dem ersten Jahre, im zweiten bereits hatte Madame Bitter die große Wahrheit begriffen, daß Familien in einem Bade nach andern Grundsätzen verpflegt werden müssen, als einzelne Herren bei der Messe, und seitdem verlor sie keine Stammgäste mehr, sondern bekam nur noch neue dazu.

In Rosenfelde selbst hatte sie gleich nach ihrer Niederlassung ihren Platz, nämlich den durch die alte Dame freigewordenen, eingenommen, obgleich sonst eigentlich fünfundzwanzig Jahre dazu gehörten, um unter den Rosenfeldern einzubürgern. Wenn die Rosenfelder sich dieser ganz ungewöhnlichen Concession ein Mal bewußt wurden, so hatten sie, um sie gegen sich selbst zu ent-

schuldigen, eine Menge Gründe, welche alle aus der Persönlichkeit der Madame Bitter entsprangen. „Sie ist so gut," sagten sie, „so sanft, so gefällig, so theilnehmend, so selbstverleugnend." — „Sie ist sehr klug," pflegte Doctor Steinthal hinzuzusetzen. — „O ja, klug ist sie auch," wurde ihm dann geantwortet, „aber hauptsächlich ist sie so gut — es hat sie noch Niemand je böse gesehen."

III.

Madame Bitter hatte Besuch von der Frau Doctorin Klar und deren beiden jüngsten Töchtern, die wir schon kennen. Die älteste, Fanny, ein sehr strebsames gutes Kind von sechsundzwanzig Jahren, spielte zu Hause Klavier, was sie, immer bestrebt, sich auszubilden, bereits oft um fünf Uhr Morgens that.

Die Doctorin Klar selbst war eine Frau zwischen achtundvierzig und fünfzig, aber noch sehr wohl erhalten. Eine elegante Schönheit war sie nie gewesen, nur eine robuste, doch von dieser Art stattlichen Reizes war ihr genug übrig geblieben, um sie noch immer zum Gegenstand der Winterbewunderung für die Rosenfelderinnen zu machen. Bedauert wurde nur, daß sie keiner ihrer Töchter von ihrer Schönheit mitgetheilt hätte. Wäre es auf sie angekommen, sie hätte es sicherlich gethan, denn sie war eine sehr gute Mutter. Eine wackere Hausfrau ebenfalls, im Ganzen eine achtbare Person und durch-

aus nicht eingebildet auf ihre wirklichen Verdienste und Vorzüge, aber, leider, voll von ungerechtfertigten Ansprüchen auf geistige Ueberlegenheit, und daher keineswegs ohne Lächerlichkeiten. Nur an einer war sie unschuldig: an der, daß sie frisch darauf los jedem Fremden als Frau Doctorin vorgestellt wurde, ohne doch die Gattin eines Doctors zu sein. Ihr Mann hatte nämlich weder Grad noch Titel, weder Amt noch Gewerbe. Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, etwas zu werden und zu thun, hatte er wohlweislich seiner Frau die Sorge für die Familie übertragen und war nur noch Privatpolitiker. Nebenbei hatte er einen poetischen Sparren und machte Verse, welche man sogar in Rosenfelde nicht unbedingt bewundern wollte. Im Uebrigen war er ein guter Vater, ein guter Mann und ein guter Mensch, und auf seinen Karten stand einfach: Klar; den Doctor hatten ihm die Rosenfelder angehängt. „Er ist nun doch ein Mann in den Fünfzig, er kann doch nicht mehr ohne jeden Titel bleiben," sagten die Rosenfelder, und so kam es, daß Madame Bitter die Frau „Doctorin" Klar zum Besuch hatte.

Die Doctorin Klar sprach über die Aufregungen der Saison. Es war das ihr beliebtes Herbstthema: hörte man sie von Mitte October bis Mitte November, so hätte man wirklich glauben sollen, die Saison in Rosenfelde sei an Staub, Tumult und Fashion ganz eins mit einer Londoner Season. Madame Bitter hörte mit ihrem stereotypen, sanften Lächeln zu. Madame Bitter lächelte immer, wenn Besuch da war.

Da kam Tilda Klemm den mittelsten Gang herauf=

geschoben. Wenn Madame Bitter, angeboren oder angeeignet, eine große, Einige sagten, würdevolle Ruhe besaß, so hatte dafür Tilda Klemm die ganze Schiebefähigkeit, welche die echten Sächsinnen sich noch mit siebzig Jahren zu erhalten wissen. Auch in der Sprache und, äußerlich wenigstens, im Charakter war Tilda Klemm mehr Sächsin, als die Schwester. Madame Bitter hatte von den vielen einzelnen Herren, an welche sie während und auch außer der Messe vermiethete, etwas mehr Allgemeindeutsches angenommen, selbst im Accent und in der Ausdrucksweise. Nur wenn sie allein mit ihrer „Kleinen" war, ließ sie sich gehen und sagte „mir" statt „wir," und „Siehst de, das kann ich der nich sagen."

Jetzt sagte sie, der Schwester liebevoll entgegenlächelnd: „Nun, Kleine, was bringst Du denn?"

„Einen Brief," antwortete die Kleine. „Guten Morgen, Frau Doctorin, guten Morgen, Nanine und Elsbeth," sagte sie dann mit einer gewissen bissigen Freundlichkeit zu den Besucherinnen.

Die Doctorin Klar ließ sich von der Höhe ihrer stattlichen Schönheit zu einem „Guten Morgen, liebe Tilda!" herab. Die beiden jungen Mädchen begrüßten sie als Fräulein Tildchen; Tilde, Tilda oder Tildchen, das waren die drei Namen für Fräulein Klemm. Niemand, weder in Rosenfelde, noch in Leipzig, ja, sogar nicht in Meißen, ihrer Geburtsstadt, hatte je Gewißheit darüber erlangt, ob sie Mathilde oder Clotilde getauft worden war.

Worüber man weniger in Ungewißheit war, das waren ihre Eigenheiten, zu denen auch eine gewisse stoßweise Schweigsamkeit gehörte. Hatte sie die, so

konnte sie eine halbe Stunde lang einem gegenüber sitzen, ohne von selbst auch nur den Mund aufzuthun. Heute schien sie in dieser Laune zu sein, denn nachdem sie einen grünen Gartenstuhl herangezogen und sich hastig hineingesetzt hatte, sah sie den Besucherinnen steif in's Gesicht und sagte kein Wort.

Da Madame Bitter noch ihren Brief las, so konnte das Schweigen doch etwas zu lange dauern. Die Doctorin Klar fragte daher: „Sie sind nun auch wieder frei?“

Tilda nickte und sagte kurz: „Ja.“

„Wir auch,“ fuhr die Doctorin fort, „und ich bin recht glücklich. Ich war wirklich ganz erschöpft. Die Saison ist doch gar zu aufregend.“

Tilda nickte und sagte: „Ja.“ Dazu lächelte sie ironisch, nicht gerade mit den Lippen, obwohl auch die sich etwas verzogen, aber mit ihren lebhaften schwarzen Augen.

„Die Fremden müssen es uns wirklich Dank wissen, daß wir uns so für sie aufopfern,“ nahm die Doctorin abermals das Wort.

„Aber, Mama, was sollten wir denn anfangen, wenn wir die Fremden nicht hätten?“ fragte Elsbeth.

„Anfangen?“ wiederholte die Doctorin. „Nun, es würde sich wohl noch etwas Anderes anfangen lassen. Aber ich gebe zu, daß die Fremden uns ebenso nützlich sind, wie wir ihnen; nur, mein Kind, brauchten wir ihnen mit weniger Aufopferung, mit weniger Hingebung nützlich zu sein.“

„Wir könnten's uns bequemer machen und ihnen weniger bequem?“ meinte Elsbeth.

„Wir könnten sie — vernachlässigen," erläuterte Nanine mit der gewissen Vornehmheit, die sie sich von der Mutter abgesehen hatte.

„Würden sie sich vernachlässigen lassen?" fragte Elsbeth, deren Naivetät nicht immer ohne Bosheit war.

„Man müßt's probiren," warf Tilda hinein.

„Was?" fragte Madame Bitter, von ihrem Briefe aufsehend, oder vielmehr von ihren Briefen, denn es hatte in dem erhaltenen ein zweiter gelegen.

„Die Fremden zu vernachlässigen," erklärte Tilda.

„Warum sollten wir die Fremden vernachlässigen?"

„Weil es zu sehr angreift, wenn man sich für sie aufopfert, wie die Frau Doctorin sagt."

„Oh, das hat unsere liebe Frau Doctorin doch gewiß nur im Scherz gesagt," sprach Madame Bitter und wandte der Doctorin Klar den vollen Schein ihres Lächelns zu.

Die Doctorin Klar war ganz beschämt durch dieses unbedingte Zutrauen. Sie versicherte eifrig, daß sie es verdiene. Die gute Frau konnte sich dieses Zeugniß geben: Niemand dachte weniger daran, sich zu schonen, als sie. Sie war die aufmerksamste Wirthin, die man finden konnte, that eher zu viel, als zu wenig, und zog mit solcher Mäßigung Nutzen von ihren Fremden, daß sie immer wieder kamen. Indessen geklagt über Aufregung und Aufopferung mußte doch werden: man mußte doch sich selbst und den Rosenfeldern interessant erscheinen.

Madame Bitter sprach, immer mit ihrem vollen Lächeln: „Sie sehen, liebe Frau Doctorin, wenn Sie

sich auch selbst verläumden wollten, wir würden Ihnen nicht glauben." Dann wandte sie sich an die Schwester und sagte: „Kleine, was wirst Du nur sagen? Wir bekommen einen Wintergast."

Wintergäste zu haben, war schon seit Jahren die stille fixe Idee der Rosenfelderinnen. Sie hatten zu oft von den Pensionen in der Schweiz, hauptsächlich von denen am Genfersee gehört, um nicht zu wissen, daß die Nomaden der modernen Gesellschaft oft auch im Winter gern wo anders sind, als zu Hause. Warum konnten da nicht auch einige nach Rosenfelde kommen? Versteht sich, die Rosenfelderinnen wollten nicht ganze Häuser voll, wie im Sommer, aber so eine oder zwei angenehme Personen, welche die langen Abende etwas belebt, keine Ansprüche gemacht und sich mit den Familien eingerichtet hätten, das wäre ihnen ganz recht gewesen. Leider gehörten bis jetzt noch Wintergäste dieser Art, Wintergäste überhaupt, zu den unverwirklichten Einbildungen. Nur in der Zeit, wo die alte Madame Wahl das Haus am Berge besaß, hatte ein Mal eine Präsidentin, ein anderes Mal eine Räthin und ein drittes Mal ein Doctor mit seiner Frau die Wintermonate über dort gewohnt. Seit die Patriarchin aber Rosenfelde verlassen, war noch nie wieder etwas Aehnliches vorgekommen, und jetzt plötzlich, ganz unvermuthet, kündigte Madame Bitter einen Wintergast an. Das Erstaunen war allgemein. Die Doctorin Klar, ihre Töchter, Tilda, Alle wiederholten wie aus einem Munde: „Einen Wintergast!"

„Noch dazu ein ganz junger Mann," vervollständigte Madame Bitter lächelnd ihre Ankündigung.

„Was kann ein ganz junger Mann hier in Rosenfelde im Winter thun?" fragte die naive Elsbeth; „mit uns tanzen?" Elsbeth tanzte leidenschaftlich; das arme Kind — in Rosenfelde!

Madame Bitter lächelte nachsichtig und sprach: „Unsere Elsbeth denkt immer gleich an's Tanzen. Aber, mein liebes Kind, ich fürchte sehr, unser Wintergast ist kein Tänzer. Er kommt blos hierher, um seine Nerven wieder herzustellen. Es scheint, daß sie gänzlich zerrüttet sind."

„Der arme junge Mann!" sagte Elsbeth mitleidig. Ihre Mutter fragte theilnehmend: „Also ein Kranker? Sie arme Madame Bitter, da werden Sie diesen Winter zu pflegen haben, anstatt sich zu erholen."

„Ja, ich möchte lieber Ihnen diese Mühe aufbürden, liebe Frau Doctorin: Sie sind jünger, als ich, und dann Ihre lieben Töchter, die könnten mehr zur Erheiterung des jungen Herrn thun, als ich und meine Kleine. Aber Madame Wahl legt ihn ganz speciell mir an's Herz." Um Tilda's Mund zuckte es, als ihre Schwester das mit ihrer feierlichen Sanftmuth sagte; Madame Bitter bemerkte jedoch nichts, sondern fuhr wohlgefällig ungestört fort: „Er hatte sich an sie gewandt, er wußte nicht, daß sie Rosenfelde verlassen hätte, und hatte ihr hierher geschrieben."

„Wie ist denn da der Brief zu ihr gelangt?" erkundigte Elsbeth sich neugierig

„Er ist ihr nachgeschickt worden," belehrte Madame Bitter die Fragerin. „Es kommen noch oft Briefe an sie hier auf der Post an, man scheint sie sich nirgends anders denken zu können, als im Haus am Berge.

Dieser junge Mann — Gregor Lupinski heißt er, der Sohn eines Finanzrathes in Berlin — gut, er ist als Knabe von zwölf Jahren ein Mal mit seinen Eltern hier gewesen, und hat seit der ganzen Zeit eine so gute Erinnerung an unsere liebe Madame Wahl behalten, daß er zu ihr wollte, um sich zu erholen. Sie schickt mir seinen Brief mit — er schreibt (Madame Bitter las): „„Es ist mir, als müßt' ich bei Ihnen, die mir noch immer als eine gute Fee vorschwebt, nicht nur körperlich, sondern auch geistig vollkommen genesen."" Rührend, nicht war?" fragte Madame Bitter, den Brief wie etwas zart Kostbares zwischen den Fingerspitzen haltend.

„Sehr," antwortete die Doctorin Klar, „nur ist der Brief an Madame Wahl und —"

„Und ich bin nicht sie," ergänzte Madame Bitter. „Niemand fühlt es besser, als ich, daß ich niemals Madame Wahl sein kann, aber —" sie lächelte noch inniger, „bei diesem jungen Manne hat sie mich als Stellvertreterin vorgeschlagen, und er — hat es angenommen."

„Das konnte wohl nicht anders kommen. Und wann erwarten Sie ihn, liebe Madame Bitter?"

„Sobald ich zustimmend geantwortet habe, trifft er ein, und ich werde noch heute schreiben. Er scheint ungeduldig, und Madame Wahl seinetwegen auch."

„So daß er in vier, fünf Tagen hier sein kann?"

Madame Bitter neigte bestätigend das Haupt. Tilda sagte kurz: „Da müssen wir uns also daran machen, für den jungen Herrn ein Quartier einzurichten."

„Sehr wahr," bemerkte die Doctorin Klar, „und ich

will Sie nicht stören.“ Sie stand auf, reichte der Wirthin die Hand und sagte: „Einen schönen guten Morgen, liebe Madame Bitter; wenn Sie es erlauben, komm' ich bald wieder. Es thut gar zu wohl, wenn man mit Ihnen einmal ungestört plaudern kann; es ist immer ein wahres Labsal, so'n Stündchen. Nicht wahr, ich darf es mir recht bald wieder verschaffen?“

IV.

Es ist zu seiner Zeit im heiligen deutschen Reiche wohl kaum so viel von dem Winterkönig luftigen Angedenkens geredet worden, wie die nächste Woche in Rosenfelde von dem zu erwartenden Wintergast bei Madame Bitter.

Man betrachtete ihn nicht ausschließlich als den ihrigen. Er kam zu ganz Rosenfelde. Er war ein Collectiveigenthum. Man fragte sich scherzend: „Ist unser Wintergast schon eingetroffen?“ oder: „Wann kommt denn endlich unser Wintergast?“ Jede Rosenfelderin — die Rosenfelder hatten, um die Wahrheit zu gestehen, die große Neuigkeit mit Gleichgültigkeit aufgenommen — „Die Männer sind immer solche Schildkröten!“ sagte Elsbeth — jede Rosenfelderin also fühlte sich um so und so viele Grade höher auf der socialen Stufenleiter, wenn sie an „ihren“ Wintergast dachte. Wer wollte nun noch zu behaupten wagen: Rosenfelde sei im Winter ein Nest, ein Loch, kurz, das langweiligste aller kleinen Oertchen

unter der Sonne? Ein Berliner, ein reicher junger Berliner aus guter Familie noch dazu, kam ganz besonders nach Rosenfelde, um den Winter hier zuzubringen. Das gab Rosenfelde auf einmal eine ganz andere Stellung. Von einem Orte, wo man nur hin kam, um sich zu waschen, d. h. zu baden, wurde es mit einem Schlage zu einem Orte, wo man auch ohne sich zu baden wohnen und leben konnte. Die ganze Welt mußte das einsehen. Wenn sie es nicht einsah, so — war das nicht die Schuld des Wintergastes.

Und dann war es eben ein junger Mann. Man muß in solchen abgelegenen Oertlichkeiten gelebt haben, um zu wissen, was für ein Ereigniß die Ankunft eines jungen Mannes für einen großen Mädchenkreis ist. In Rosenfelde nun gar, wo der Mädchenkreis ein ungewöhnlich, ja, fast betrübend großer war, und wo sich bis jetzt nur ein einziger junger Mann befunden hatte, nämlich der Pastor!

Wenn wir ihn „jung“ nennen, so wollen wir damit nicht gerade von der ersten Jugend sprechen. Der Pastor zählte ganz gut seine vier- bis fünfunddreißig Jahre. Aber er trug sie auf seinen breiten Schultern mit solcher Leichtigkeit, sein volles Gesicht blickte mit solcher rosigen Frische aus seinem massenhaften weißen Halstuche hervor, daß es den Rosenfelder Mädchen vollkommen zu verzeihen war, wenn sie den Pastor als jungen Mann betrachteten und behandelten, um so mehr, da der glückliche Mensch Vermögen besaß und jeden Augenblick heirathen konnte.

Der junge Pastor wußte seine Sultansstellung ge-

bührend zu schätzen. Er blickte sich unter den jungen Mädchen seiner Gemeinde immer mit einer Miene um, als hätte er ein unsichtbares Schnupftuch in der Hand und überlegte es sich, welcher und ob er es überhaupt einer aus der zitternden Schaar zuwerfen solle. Hätte er nicht so entschieden zu den frömmsten und strengsten Seelsorgern gehört, so viel und so heftig gegen alle irdische Eitelkeit gepredigt, die Demuth nicht stets als die erste aller christlichen Tugenden hervorgehoben, man hätte beinah sich erlaubt, zu sagen: daß er ein Geck sei. Hin und wieder erlaubte man es sich sogar. Elsbeth erzählte eines Tages: „Neulich Abends ging ich mit Eva und Martha Arm in Arm über die Brücke — wir hatten blos Tücher über den Kopf — da begegnete uns der Pastor, und als er an uns vorbeiging, da sah er uns so von der Seite an, als wollt' er sagen: Na, von euch Dreien könnt' ich auch jede haben, wenn ich wollte. Ich war so wüthend, ich hätt' ihn können in's Wasser werfen," schloß Elsbeth ihre Erzählung.

Elsbeth war es auch, die am Meisten über den Wintergast, den zweiten jungen Mann in Rosenfelde triumphirte. „Jetzt wird der Herr Pastor doch nicht länger mit dem Bewußtsein herumstolziren, daß er der Einzige ist," sagte sie.

„Das wird dem Herrn Pastor sehr einerlei sein," erwiederte ziemlich heftig Martha, die Tochter des reichen Holzhändlers Schabe, bei der die Mädchen, d. h. die, welche mit ihr die bürgerliche Aristokratie von Rosenfelde ausmachten, Eva und die drei Klars, zum Kaffee waren.

Die Mädchen lächelten sich verstohlen zu, während die

junge dicke Wirthin, um sowohl ihren Verdruß, wie ihre Verlegenheit zu verbergen, hastig nach Tellern und Tassen auf dem Kaffeetisch herumgriff. In Orten wie Rosenfelde bleibt Nichts verborgen; von allen großen und kleinen Rosenfelder Fräuleins gab es kein einziges, welches nicht gewußt hätte, wie es in Bezug auf den Herrn Pastor mit Martha's Herzen stünde. Sämmtliche junge und selbst mehrere ältere Rosenfelderinnen hätten ihn geheirathet, Martha liebte ihn. Für sie war er ein Apostel, ein Heiliger, ein Engel in Priestergestalt. Sie glaubte an ihn, wie nur je ein Fanatiker an seinen Propheten. Wie oft weinte sie um ihn die halbe Nacht und holte sich dadurch um die Augen tiefe blaue Ringe, welche bei der unvertilgbaren Röthe ihrer vollen Backen geradezu lächerlich ungehörig erschienen. Warum sie weinte? Das unglückliche Kind war die einzige Tochter des reichsten Rosenfelders, und ihr Vater war der gewaltigste Demokrat der Umgegend, folglich der entschiedenste Feind aller „Schwarzröcke“ oder „Bonzen,“ wie er die Geistlichen abwechselnd zu tituliren pflegte. Martha vermochte viel über ihn, sie war sein Gut und sein Stolz, ihre Fehler übersah er, ihre Ungezogenheiten ertrug er, ihren Grillen und Launen gab er nach, aber das wußte Martha: nie, so lange es noch ein Scheit in seinem Holzhof und noch einen Thaler in seiner Geldkiste gäbe, würde er in ihre Heirath mit einem Pastor willigen. Nicht einmal in's Haus durfte ihm der, um den es sich hier handelte. Pastor Borchardt suchte auch durchaus nicht die nähere Bekanntschaft mit dem anmaßenden und keineswegs höflichen Gelddemokraten, er war sich zu gut dessen

bewußt, was er seiner geistlichen Würde schuldig war, aber die arme dicke Martha grämte sich, und ihre Freundinnen kannten ihre Schwäche und telegraphirten einander jetzt mit den Augen lächelnd zu, daß sie dieselbe wieder einmal verrathen habe.

Ihr gegenüber indessen mußten sie sich stellen, als hätten sie nichts bemerkt, denn Martha hatte das heftige Naturell des Vaters geerbt und ließ nicht mit sich scherzen. Darum sagte auch Fanny mit der kleinen überzierlichen Manier, welche sie sich allmälig als Modus ihres Betragens zusammenstudirt hatte: „Ich weiß auch nicht, Elsbeth, was dem Herrn Pastor daran liegen sollte, ob dieser junge Mann in Rosenfelde ist, oder nicht. Nebenbei — hat ihn denn schon eine von uns gesehen?“ setzte sie dann hinzu.

Der Wintergast war nämlich eingetroffen, wie Alles, wovon vorher so viel die Rede gewesen ist, erwartet und unerwartet zugleich. Am späten Abend, sehr stumm, sehr ermüdet und außergewöhnlich vermummt und eingewickelt. Nicht mehr als die drei Worte: „Zu Madame Bitter,“ hatten die Packträger von ihm vernommen, und weiter Nichts von seinem Gesicht erblickt, als die Nasenspitze. Viel Gepäck hatte er gehabt, aber keinen Bedienten. Des Weges mußte er sich noch erinnert haben, denn er hatte ihn ohne Weiteres gleich eingeschlagen, aber sehr langsam, wie es geschienen hatte, sogar mühsam zurückgelegt. Dann war er in dem Haus am Berge verschwunden, welches zu dieser „nachtschlafenden“ Zeit still und dunkel dagelegen hatte, wie nur immer das verhängnißvollste Geheimniß, und seitdem — seitdem hatte Niemand mehr

etwas von ihm gesehen, trotzdem daß seit seiner abendlichen Ankunft bereits drei volle Tage vergangen waren.

„Ob er bei Bitters eingeschlossen zu bleiben gedenkt?" fragte Nanine.

„Oder ob Bitters ihn eingeschlossen zu halten gedenken?" wendete Eva die Frage.

„Er ist leidend, und es hat diese Tage sehr genebelt," meinte Fanny.

„Vielleicht wird er im Nebel schlapp," sprach Eva.

„Wie ein gesteifter Unterrock," vollendete Elsbeth.

„O Elsbeth!" lispelte Fanny.

„For shame, Elsbeth! so improper!" stimmte Eva bei.

„Warum?" fragte die Naivetät.

„Weil —" Fanny wagte nicht zu vollenden.

„Weil man nicht von Unterröcken spricht," entschied Eva.

„Aber da man sie trägt —" wandte Elsbeth ein.

„Man trägt sie schweigend," dekretirte Eva.

Alle lachten, sogar Martha. Dann fragte sie: „Wo ißt er denn?"

„Martha denkt immer zuerst an's Essen," bemerkte Eva geringschätzig.

„Unideal, Martha," sprach Nanine, welche das Dichtertalent des Vaters hatte.

„Thut doch nicht, als äßet Ihr nicht, wenn Ihr was habt," entgegnete Martha. „Und dann — muß der junge Herr doch hingehen, wo er ißt, und Ihr habt so eine Gelegenheit, ihn zu sehen."

„Als ob uns daran etwas gelegen wäre!" rief Eva

mit heller, verdrießlicher Stimme. Nanine begnügte sich, vornehm die Achseln zu zucken, Elsbeth aber sagte: „Du hast sehr Recht, Martha, es liegt ihnen ebenso viel daran, den jungen Herrn zu sehen, wie allen unsern jungen Damen, und darin hast Du auch Recht, daß man ihn sehen könnte, wenn er zum Essen ginge, die Sache ist nur die: er geht nicht zum Essen.“

„Lebt von der Luft,“ lispelte Fanny.

„Vom Anschauen Tilda's,“ gab Nanine dazu.

„Von der Süßigkeit der Madame Bitter,“ fuhr Eva fort.

„Seid doch nicht dumm,“ schalt Elsbeth. „Er läßt ganz einfach aus dem Mönch holen.“

„Der blutige Mönch,“ welcher seinen romantisch gräulichen Namen einer alten Lokaltradition verdankte, war das vornehmste, oder um es gleich heraus zu sagen, das einzige eigentliche Hôtel in Rosenfelde und zugleich der einzige Ort, wo außer der Saison gekocht wurde, d. h. auch für andere Leute, als die Hausbewohner. Aber wie mochte gekocht werden? das fragte die hausfrauliche und gutmüthige Martha im gastronomischen Interesse des jungen Wintergastes. „Abends ist's gut, auch jetzt, Vater sagt's,“ sprach sie; „aber wie's Mittags sein wird — sie haben ja nur zwei Abonnenten, und der Mönch ist noch obendrein von Bitters so weit — der arme Mensch wird vielleicht recht schlecht zu essen kriegen.“

„Ich frage abermals: Was geht's uns an?“ schrillte es in Eva's schönstem Nasenton.

„Na höre, Evy, wenn unser Wintergast hier Hungers

stürbe — es wäre gerade keine Empfehlung für Rosenfelde," meinte Elsbeth drollig.

„Er könnte selbst abreisen, wenn er sich dieser Gefahr bewußt würde," sagte Fanny zierlich.

„Und ich frage zum dritten Male: Was geht es uns an?" rief Eva noch lauter. „Und was ich noch frage: Warum sprechen wir überhaupt so viel von diesem unbekannten jungen Manne, der wenigstens mich gar nicht interessirt?"

„Weil wir nichts Besseres zu besprechen haben, Evy," antwortete Elsbeth weise. „Wirklich, man muß dem Himmel ja dankbar sein, wenn er uns in Rosenfelde einen Gesprächsstoff schickt. Weißt Du nicht, die Nicolovius —"

„Ach, Euer albernes russisches Fräulein! Nun, was sagte sie?"

„Sie sagte mit Heine:

Ach Gott, was einem die Tage
Langweilig hier vergehn!
Nur wenn sie einen begraben,
Bekommt man was zu sehn.

Und nun begraben sie nicht einmal oft."

„For shame, Elsbeth! Aber der Fact ist, daß man hier mit Bequemlichkeit geistig starven kann."

„Was sprichst Du nur wieder für ein Kauderwälsch, Eva!" murrte Martha. Die gute dicke Seele war zwei Jahre in einem sehr theuern Pensionat gewesen, hatte aber gewissenhaft kein Wort Englisch gelernt und vom Französischen auch genau nur so viel, daß sie mit Wörter=

buch und Mühe La petite Fadette hatte lesen können. Eva's Sucht, zu englisiren, war deshalb ihr von allen Freundinnen des kleinen Feuerwerks am Unbequemsten.

In diesem Falle kam Elsbeth ihr zu Hülfe und erklärte ihr: „Wenn man starvt, Martha, so stirbt man auf Englisch Hungers." Eva zog die Augenbrauen in die Höhe und sprach mit dem echtesten Berliner Commisaccent: „'s ist jelungen! Seit wann verstehst denn Du Englisch, Elsbeth? Ich hab's nicht in Deinen Schädel bringen können, so viel weiß ich."

„O, Evy, Deine Redensarten kenn' ich — Du wiederholst sie oft genug, um sie einem geläufig zu machen."

Eva sah Elsbeth einen Augenblick lang durchdringend an, und fiel dann über sie her, um sie wüthend abzuküssen. Das begegnete allen weiblichen Wesen, welche mit Eva näher befreundet waren, von Zeit zu Zeit, aber: „Mir passirt's selten," bemerkte Elsbeth, als sie wieder zu Athem und Stimme kam. „Was verschaffte mir denn heute so unerwartet die Ehre, Evy?"

„Du warst so himmlisch boshaft, Du Rothkopf Du," versicherte Eva. Elsbeth hatte nämlich das prächtigste rothe Haar, welches man sehen konnte.

„Ob unser junger Wintergast Englisch verstehen mag?" fragte die zierliche Fanny.

Wenn Er, d. h. der Wintergast, Englisch verstand, so verstand er dafür gar nicht, sich im Hause am Berge einzurichten. Er ging darinnen herum, wie ein Geist am Tage. Hätte man ihn näher beobachtet, so würde man in seinen Zügen etwas wie einen ängstlichen Wunsch

wahrgenommen haben, so bald wie möglich wieder fort zu sein. Es war deutlich, daß er sich nicht in seine Wirthinnen schicken konnte, und überhaupt in Nichts. Wurde das Essen aus dem Mönch vor ihn hingesetzt, so spähte er in jede Schüssel mit mißtrauischen Blicken hinein, als argwohne er Fliegen oder sonst etwas Entsetzliches. Legte er sich nieder und fühlte mit den Füßen die handbreite Lücke, welche sich zwischen der wackelnden Matratze und der knasternden Bettstelle befand, so schnitt er ganz erbärmliche Gesichter und stöhnte wie ein Gefangener auf einer Kerkerstreu. Den Morgenkaffee beroch er immer erst so lange, bis das Getränk kalt geworden war, dann schüttelte er sich, goß es hastig hinunter und schüttelte sich wieder. „Cichorie!" seufzte er, „reine, unverfälschte Cichorie. O mein Gott! Wohin bin ich gerathen! O Madame Wahl, meine liebe Madame Wahl, die gab niemals Cichorie. Und die hätte mir auch gekocht. Ich soll doch nicht den ganzen Winter aus der Schüssel dieses Mönches essen? Aber was thun? Diese beiden — Schwestern können unmöglich kochen. Ich erinnere mich noch mit Entsetzen der Tage, wo wir bei unserer Leipziger Cousine ächt sächsische Hausmannskost bekamen. Petersilie, Muskatnuß, Pfefferkraut, Lorbeerblätter und Citrone — daraus bestand die ganze Küche. Die jungen Hühner waren mit Lorbeerblättern gebraten, und auf den Kohlrabi war Muskatnuß. Und dann die Klöße und die Nudeln! Es wäre nicht zum Hinunterbringen, wieder so essen zu müssen. Der Mönch aber ist auch absolut ungenießbar. Welche Alternative: Mönch oder sächsische Hausmannskost! Ich habe schon

viel gelitten in meinem Leben, aber so schlecht, wie jetzt, ist mir's doch noch nie gegangen. Hungern zu müssen, weil man effektiv nichts Genießbares hat — das übersteigt doch alle Begriffe."

Diesen Monolog hielt Gregor Lupinski am vierten Morgen seines Winteraufenthalts in Rosenfelde. Die andern Tage hatte er sich damit begnügt: „Cichorie, o mein Gott, Cichorie!" zu seufzen, aber im wirklichen Selbstgespräch brach seine Verzweiflung erst am vierten Morgen hervor. Er hatte ausgehalten wie ein Held — jetzt indessen war er überwunden. Nachdem er jedes Mal dem Mädchen das Kaffeegeschirr mit dem dringend bescheidenen Flüstern hingeschoben hatte: „Ich lasse Madame Bitter sehr bitten, mir den Kaffee noch etwas stärker zu schicken, recht stark, weil ich ihn ungewöhnlich stark gewöhnt bin," nachdem er das genau sechs Mal, nämlich des Morgens und des Nachmittags wiederholt hatte, bekam er zum siebenten Male dieselbe „reine, unverfälschte Cichorie." Das war geradewegs nicht zum Aushalten. Gregor hatte bis jetzt auf dem Sopha gesessen, nun aber stand er auf und ging mit großen Schritten in seinen Zimmern auf und ab. Er hatte ihrer drei, die größere Hälfte der Nordfront im ersten Stock. Im zweiten gab es nur noch Giebel- und Dachstuben. Madame Bitter hatte ihm von diesen mehrere angeboten, die nach Süden gingen, Gregor jedoch hatte gedankt. Seine Brust war zu schwach, um das Steigen von zwei Treppen vertragen zu können, hatte er versichert. „Und zu lang ist er, würde mit dem Kopf an die Decken oben stoßen," hatte Tilda spöttisch gegen ihre Schwester be-

merkt. „So 'ne Stange und will schwach auf der Brust sein!"

„Vielleicht eben deswegen," entgegnete Madame Bitter, welche auch mit ihrer Kleinen allein stets die Milde in Person war. „Ueber Krankheit läßt sich nicht absprechen, das muß einer selbst am besten wissen."

„Wenn er es sich nicht einbildet," schnappte Tilda. „Dieser junge Herr hier thut's sicherlich. Schwach auf der Brust!" wiederholte sie spöttisch. „Ja, ja, er ist es, aber nur wie in Leipzig."

Fräulein Klemm hatte nicht umsonst so lange in Leipzig gelebt, um nicht zu wissen, daß „Schwach auf der Brust" dort — schwach im Kopfe bedeutet.

Darin that sie indessen Gregor Unrecht; er war keineswegs im Leipziger Sinne „schwach auf der Brust," im Gegentheil, ein sehr aufgeweckter und befähigter Mensch, der nur das Unglück hatte, der einzige Sohn einer reichen und absurden Mutter zu sein, welcher durch einen wohlmeinenden, aber indifferenten Vater kein Gegengewicht gehalten wurde. Wie der Name besagte, war die Famile ursprünglich polnisch. Die Nationalität war zwar durch allmäliges Germanisiren bedeutend abgeschwächt, indessen nie ganz ausgelöscht worden, um so mehr, da sie durch Gregors Großmutter, eine Polin von ächtem Vollblut, wieder aufgefrischt und erneuert worden war. Wie es häufig geschieht, reproducirte die Großmutter sich im Enkel, und Gregor hatte nicht nur in seinen langen Gliedmaßen viel von der nachlässigen äußern Grazie, sondern auch in seinem Charakter nur allzuviel von der beweglichen Indolenz des liebenswürdigsten und

untüchtigsten aller slavischen Stämme. Die krankhafte Neigung, an welcher die männliche Jugend der Gegenwart auf eine betrübende Weise laborirt, die Neigung, Alles zu wollen und Nichts zu thun, war bei Gregor in wirklicher Virtuosität ausgebildet. Er hatte zuerst Jura studiren wollen, dann es sich überlegt, daß er zum Juristen zu menschlich fühle. Ein anderes Fachstudium sagte ihm nicht zu, auch brauchte er nicht Beamter zu sein, um zu leben. Wozu aber, wenn er nicht studiren wollte, erst das Gymnasium absolviren? Gregor ging aus Secunda ab, er war achtzehn Jahre und hatte sich beim Lernen dermaßen angegriffen, daß er sich erst ein Jahr ausruhen mußte. Diese Ferienzeit benützte er dazu, sich für den Irvingianismus zu passioniren: bei näherer Betrachtung indessen war ihm diese Sekte nicht aristokratisch genug. Dann dachte er an die Handelsschule, aber wiederum — ein Krämer werden? — Nein, dazu war Gregor zu poetisch — er ging nicht auf die Handelsschule. Landwirth wollte er werden — auf dem Lande war Poesie. Man that ihn auf das Gut eines Verwandten — nach drei Monaten kam er wieder, gänzlich nervenkrank von der entsetzlichen Prosa der praktischen Landwirthschaft. Das Knarren der Pflüge, das Brüllen der Kühe, das Knallen der Peitschen, das Schreien der Knechte, ach, und vor Allem der Dünger, diese entsetzlichste aller Nothwendigkeiten — Gregor schauderte noch in Berlin, so oft er an seine ländlichen Erfahrungen dachte. Auch war er so ruinirt, daß er augenblicklich in die Pfalz zur Traubenkur mußte. Die Kur bekam ihm gut; leider lernte er dabei einen katholischen Geistlichen

aus Münster kennen, der gern Bekehrungen machte. Gregor hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich auf's Leidenschaftlichste in den Gedanken des Katholicismus zu werfen und dadurch seiner ultraprotestantischen Mutter eine wahre Seelenangst zu bereiten. Nichts half, weder Zorn, noch Bitten, Gregor bestand auf dem Heil seiner Seele und befand sich unterwegs nach Münster, da machte er bei der Rheinfahrt die Bekanntschaft eines ächten No-popery-Engländers und ließ sich von ihm eines Andern belehren und zugleich überreden, als clerk in ein Londoner Bankgeschäft zu treten, bei welchem sein neuer Bekannter als junior-partner betheiligt war. Die Freude, welche dieser neue Entschluß Gregors in der Familie hervorrief, währte nur kurz, denn wenige Tage darauf vertrat er sich beim Aussteigen aus einer Droschke den rechten Fuß so gründlich, daß er mehrere Wochen hindurch liegen und dann noch über sechs Monate an Krücken gehen mußte. Er that wenigstens ein Mal etwas Vernünftiges und wandte die Zeit seiner Lahmheit zum Erlernen des Englischen an. Auch ging er, als er genesen war, nach London und trat dort wirklich in das betreffende Geschäft.

Kaum waren jedoch abermals drei Monate verflossen, als er gleich dem bekannten schlechten Pfennig im Sprichwort glücklich wieder da war. Die Londoner Luft erstickte ihn, der englische Sonntag vernichtete ihn, und die Zahlen waren zu viel für einen so phantasievollen Menschen, wie er. Dieses Mal schlug seine Zurückkunft selbst die sonst so hoffnungsreiche Mutter nieder, und ihr Bruder, ein bedeutender Banquier, erklärte geradezu:

Der Junge sei der langweiligste Narr, der je in Berlin großgewachsen sei. Der Vater war der Ansicht, man möge ihn ein für alle Mal Nichts sein lassen. Gregor half sich wie immer, wenn er eine Dummheit gemacht hatte: er wurde „sterbenskrank.“ Als Sterbenskranker mußte er natürlich von Neuem geliebt, gepflegt und geschont werden. Es geschah, und der Herbst des Jahres 186* fand ihn ein Mal mehr in der Wiederherstellung begriffen, dagegen noch immer gänzlich ungewiß über sich selbst sowohl, wie über seine Zukunft. Er stand nun bereits im dreiundzwanzigsten Jahre, und fühlte zum Glück, daß er allmälig anfange, so lächerlich zu werden, wie ein hübscher, gescheidter und reicher junger Mann nur werden kann. „Wenn ich nur irgendwo einige Monate ganz allein mit mir selbst leben könnte,“ dachte er, „da müßt' ich zuletzt über meine Bestimmung in's Reine kommen.“ Plötzlich fiel ihm Rosenfelde und die alte Madame Wahl ein. Ja, ihr Haus war das rechte: bei ihr konnte er einsam und ungestört wohnen und sich dabei doch verhätscheln lassen, wie die Mutter es ihm nun ein Mal angewöhnt hatte. Als er dieser seinen neuen Plan mittheilte, wollte sie Anfangs durchaus nicht einwilligen. Was, ihr Greg — so wurde Gregor von dem weiblichen Theil der Familie abgekürzt — ihr Greg sollte sich einen ganzen Winter über in einem Loche begraben, wo sich „die Füchse gute Nacht sagten?“ Auch die Schwestern — Gregor war nicht das einzige Kind, nur der einzige Sohn — auch seine Schwestern also erhoben ein gewaltiges Geschrei. Der Vater dagegen verhielt sich indifferent, wie immer, und da Greg fest blieb,

oder wie sein Onkel es nannte, starrköpfig, und da überdies der Onkel sehr richtig bemerkte, man müsse dem Jungen noch sehr dankbar sein, daß er sich nur auf Einsiedeln in Rosenfelde und nicht in Meran, oder gar in Madeira gesetzt habe, so geschah, was regelmäßig geschah, d. h. Greg setzte seinen Willen durch und kam mit drei ungeheuren Koffern nach Rosenfelde, nur leider, wie wir gehört haben, nicht zu seiner lieben Madame Wahl, sondern zu der ihm bis jetzt noch gänzlich unsympathischen Madame Bitter.

VI.

Es war ihm nicht bald eine Frau so instinktiv zuwider gewesen, wie die gegenwärtige Inhaberin des Hauses am Berge. Ihre süße, singende Stimme, ihre feierlichen Bewegungen, ihre salbungsvolle Freundlichkeit, vorzüglich aber das unveränderliche, holdselige Lächeln, welches vom Morgen bis zum Abend auf ihren Lippen war, das Alles quälte den reizbaren, verwöhnten Menschen bis zur höchsten Ungeduld. „Und mit ihr drei, vier, selbst fünf Monate in einem Hause, noch dazu in *ihrem* Hause — und das in Rosenfelde, wo es keine Menschenseele zu weiterem Verkehr giebt — nein, es ist nicht möglich!“ erklärte Greg sich, während er in seinen kalten Zimmern auf und abstürzte. Denn sie waren kalt, selbst jetzt schon, wo es noch Spätherbst war. Sie lagen nicht

umsonst gegen Norden. Greg haßte Nordzimmer, Kälte überhaupt. Eiserne Oefen waren ihm, dem Berliner, ebenfalls ein Gräuel, „und wie man mit Torf, d. h. eigentlich mit Gestank heizen oder vielmehr nicht heizen kann, das zu begreifen, muß man im Winter nach Rosenfelde kommen," sagte Greg. Er hätte zu diesem Zwecke auch im Sommer kommen können, denn der Torfrauch der Privatbäder bildete in Rosenfelde den Sommer hindurch förmlich eine zweite Atmosphäre. Das wußte indessen Greg nicht, in seiner Einbildung war der weichliche Geruch, welcher sich beim Brennen von Torf entwickelt, eine exclusive Winterplage von Rosenfelde, und Greg, der so empfindlich gegen alle schlechten Gerüche war, mußte sich ganz expreß hierher begeben, um den Torf zu riechen und die Cichorie zu trinken, welche Fräulein Tilda Kaffee zu taufen für gut fand.

Wenn diese Cichorienspenderin wenigstens etwas Angenehmes gehabt hätte, etwas, wodurch man für die lächelnde Widerlichkeit der Schwester entschädigt worden wäre. Aber sie war in ihrer schwarzen Eigenthümlichkeit ebenso „fatal," wie jene in ihrer blonden. „Mir ist's, wenn ich sie sehe, jedes Mal zu Muth, als bisse ich auf ein recht hartes, scharfes Pfefferkorn," wehklagte der arme Greg, indem er sich an diesem vierten Morgen von allen unleidlichen Empfindungen Rechenschaft geben zu wollen schien, welche ihn in dem unglücklichen Hause „angefallen hatten, wie Moskitos einen Reisenden im Sumpfe." — „Und es ist mir so entsetzlich, auf Pfefferkörner zu beißen," setzte der arme Dulder kläglich hinzu.

Was jedoch ärger, als Alles war, was Madame

Bitter noch blonder, Tilda noch schwärzer, und den Kaffee noch dünner machte, als in der Wirklichkeit, was Greg ganz und gar demoralisirte, dermaßen demoralisirte, daß — daß er absolut nicht tiefer demoralisirt werden konnte, das war der Nebel. Am Abend der Ankunft schon hatte er es „schrecklich nebelig" gefunden, indessen Rosenfelde noch entschuldigt — man kannte ja die schlechte Gewohnheit der Flußthäler. Als es aber auch am nächsten Tage, am zweiten ebenfalls und am dritten nicht minder „schrecklich nebelig" blieb, da ward unser Greg immer bedenklicher und immer mißtrauischer gegen das Klima von Rosenfelde. Und als er nun gar am vierten Morgen den Nebel nicht verschwunden, sondern im Gegentheil noch um Vieles dicker fand, so dick, daß man kaum die Häuser sah, welche hundert Schritt weiter den Fenstern gegenüber lagen, da wurde dem armen Selbstverbannten der Nebel zu viel, wie ihm schon die Cichorie zu viel geworden war. Es gab Leute, und zwar Leute, welche es verstanden, die zogen das Thal von Rosenfelde vor, wenn es durch den weißen Nebel phantastisch verhüllt war. Die Umrisse der Hügel erschienen dann bedeutender, sagten sie, die Ferne erstreckte sich weiter, und die Einzelheiten der Nähe verlören ihre prosaische Deutlichkeit. Aber Greg war anderer Meinung: Nebel hieß für ihn Nebel, und Nebel mocht' er nicht. Was hatte ihn denn aus London vertrieben, als die Furcht vor den zukünftigen fogs, von denen er so viel gehört hatte? Und nun sollte er hier zu Rosenfelde mitten in dem Nebel sitzen bleiben? Nein, das konnte ihm Niemand, das durfte selbst er sich nicht zumuthen.

Er hatte sich mit Rosenfelde getäuscht; am Ende — wer täuscht sich nicht? Die Thorheit würde nur darin bestehen, aus bloßer Scham darauf zu beharren, was er in einem Irrthum gewählt. Er wollte folglich über einen neuen Winteraufenthalt nachsinnen, und, bot sich ihm kein passender, lieber tapfer nach Berlin zurückkehren. Wenn er einige Bestimmtheit anwendete, konnte er dort ebenso gut sich abschließen und sammeln, wie in diesem — „in diesem Nebelloche.“ Der Onkel freilich — aber was konnte er schlimmsten Falls ihm anhaben? Sich über ihn lustig machen? Nun, das that er so wie so; es war bekannt, daß Onkel Reginald den schlechten Ton hatte, sich über seine Familie zu moquiren, sie mochte ihm Grund geben, oder nicht. Hatte er nicht bis jetzt bei jedem Projekt Gregs mit höhnischem Mitleid gelächelt? Gewiß, des Onkels wegen würde man nicht hier in der Rosenfelder Einöde miserabel zu Grunde gehen. Wenn bis Mittag die Sonne nicht schien — sie schien bis Mittag nicht, aber Greg ließ mit sich handeln, gab nicht gleich den ersten Eindrücken nach und gewährte der Sonne großmüthig Zeit bis zum Abend. Die Sonne schien aber auch am Abend nicht, der Nebel war zu hartnäckig für sie — er ließ sich nicht bewältigen. Greg, der, am Fenster lehnend, starren Blicks das Thal betrachtete, von welchem er in der doppelten Dunkelheit des Nebels und des Abends jetzt so gut wie gar Nichts mehr sah, Greg richtete sich würdevoll in die Höhe. „Ich habe gethan, was einem Menschen möglich war,“ sprach er; „länger Widerstand leisten zu wollen, wäre ein Verbrechen an mir selbst,“ und entschlossen ging er durch den kleinen Vor-

saal, welcher seine Zimmer von denen der Hausfrau trennte, und klopfte bestimmt, um so zu sagen entscheidend, an die Thür der Wohnstube.

Sie war groß und mit Epheugewinden, Familienbildern, Photographieen und alltäglich eleganten Möbeln auf die kleine Leipziger Art behaglich eingerichtet. Individualität war nicht da, wohl aber ein guter Ofen, der einzige im ganzen Hause. Vor den vier Fenstern, deren jedes im Sommer eine erquickende grüne Aussicht bot, waren die Vorhänge herabgelassen, auf dem Tisch brannte eine Lampe. Die Schwestern arbeiteten an Weihnachtsgeschenken. Es hatte Alles einen friedlichen, freundlichen Anschein, aber Gregor fühlte sich von einem dumpfen Unbehagen gleichsam an der Kehle gepackt. So rasch wie möglich wollte er daher aussprechen, was ihn hergeführt, und kaum hatte er auf dem Sopha neben der Wirthin Platz genommen, als er auch schon anfing: „Ich komme“ — um Ihnen zu sagen, daß ich übermorgen wieder abreise — wollte er hinzusetzen, aber Madame Bitter ließ ihm nicht Zeit dazu.

„Es freut mich so, daß Sie kommen,“ sprach sie mit ihrem süßesten Lächeln. „Sie müssen sich so allein fühlen, besonders jetzt, wo Sie noch nicht ausgehen können. Ich habe mich die ganzen Tage über deßwegen bekümmert und würde Ihnen gern unsere Stube zur Verfügung gestellt haben, nur getraute ich mich nicht. Ich dachte: was soll ein so junger feiner Mann bei Dir und Deiner Kleinen?“

„Sie sind sehr gütig,“ unterbrach Gregor sie, indem er die erste Pause benutzte, wo sie Athem schöpfte, „es

würde mir gewiß ein großes Vergnügen gewesen sein, nur bin ich in meinem jetzigen Gesundheitszustand ein sehr schlechter Gesellschafter, und deshalb komm' ich auch heute blos —"

„Gleichviel, weshalb Sie kommen, uns genügt es, daß Sie da sind," fiel Madame Bitter ihm abermals in die Rede. „Nicht wahr, Kleine?" fragte sie die Schwester zärtlich.

„Gewiß," murmelte Tilda. Für sich dachte sie: „Was will er nur? Wegen was Guten ist er nicht herübergekommen."

In der That nahm Gregor, völlig ungerührt durch Madame Bitter's süße Reden, den dritten Anlauf, um endlich anzukündigen, was ihn zu den Schwestern geführt habe, da ging eine Seitenthür dem Sopha gegenüber rasch und doch geräuschlos auf, und herein schlüpfte Eva.

Eva war als die Pathe der Madame Wahl früher so gut wie das Kind vom Hause gewesen, und die Gewohnheit war bei ihr so stark, daß sie auch jetzt noch sich selten zu förmlichen „Visiten" entschließen konnte, sondern meistens blos „auf ein Huschchen in der Dunkelstunde" herübergelaufen kam. Da ihrer Eltern Haus nur wenige Schritte unten in der nächsten Straße lag, so gab sie sich bei solchem „Husch" gewöhnlich nicht erst die Mühe, den Hut aufzusetzen, sondern begnügte sich damit, ein großes weißes Filettuch über den Kopf zu werfen und unter dem Kinn durchzuschlingen. So kam sie auch jetzt hereingelaufen, und wollte eben auf Madame Bitter zu, da erblickte sie Greg auf dem Sopha,

blieb mitten im Zimmer stehen, machte ihre braunen Augen groß auf, wurde sehr roth, und grüßte den jungen Fremden, welcher sich natürlich erhoben hatte, mit ernster Verbindlichkeit.

Wenn Eva natürlich war, so erschien sie stets am meisten zu ihrem Vortheil. Leider war sie es selten: sie hatte sich im Umgang mit einigen schöngeistigen Jüdinnen eine übertriebene, theatralische Weise angeeignet, welche sie, wie wir bereits wahrgenommen haben, selbst im Verkehr mit ihren Jugendfreundinnen nicht recht los werden konnte. Auch jetzt hätte sie ihr Erstaunen nicht so deutlich zu bezeigen brauchen, aber wenigstens war das Erstaunen selbst nicht gespielt. Sie war, bemeistert von ihrer Neugier, in's Haus am Berge herübergerannt, um endlich ein Mal an der Quelle selbst Erkundigungen über den geheimnißvollen Gast einzuziehen, und nun saß er plötzlich in eigener langer Person vor ihr auf dem Sopha — da konnte sie wohl ehrlich überrascht sein.

Gregor war ebenfalls überrascht, aber nur angenehm. Die kleine Rosenfelderin mit ihrem weißen Tuch über dem lichtbraunen Haar, in dem anliegenden grauen Paletot, welcher die sylphengleiche Schlankheit ihres Wuchses zeigte, mit den unwillkürlich neugierigen Augen und dem schicklich angenommenen Ernst um den kleinen rothen Mund gefiel ihm sehr, hauptsächlich weil sie eine so ganz unerwartete Erscheinung war. Anderswo hätte Gregor sie vielleicht als unbedeutend übersehen, vielleicht selbst als kleinörtlich kritisirt, hier zwischen den beiden Schwestern wurde er durch ihren „Styl" betroffen. Auf Styl aber

hielt Greg als ächter Sohn einer eleganten Finanzräthin am allermeisten, mehr selbst als auf Schönheit oder Anmuth, und überdies konnte Eva zu gewissen Stunden, von denen diese eine war, trotz einer bedeutend zu großen Nase, positiv hübsch sein. Desgleichen hatte sie auch ihre gewissen Stunden — und diese war ebenfalls eine solche — in denen sie nicht vorlaut war, alten Bekannten nicht das Wort vom Munde wegschnappte, neuen keine unangenehmen Dinge sagte. Genug, eine Thatsache war es, daß Gregor, nachdem er eine halbe Stunde lang an Eva's Gespräch mit seinen Wirthinnen Theil genommen, sich diesen sehr höflich empfahl, ohne sie von seiner Absicht, Rosenfelde rasch zu verlassen, in Kenntniß zu setzen.

VII.

Auch am nächsten Morgen ersparte er ihrem Gefühl oder ihrer Eitelkeit diese Kränkung, im Gegentheil, er sprach von den „Explorationen," welche er in der Gegend zu unternehmen gedenke, und lobte sowohl diese, wie das Haus.

„Man kann sich keine bessere Lage denken," sagte er. „Sie hat den einzigen Fehler, daß der Berg dort sich nicht, statt im Süden, im Norden befindet."

„Da hätten wir ja aus den Nordzimmern keine Aussicht," wandte Madame Bitter ein.

„Wenn man sie dafür aus den Südzimmern hätte —"

„Die sind im Sommer viel weniger begehrt, und unser Haus ist doch eigentlich nur für den Sommer."

„Sie haben Recht, wenigstens seiner Bestimmung nach. Sonst ist's auch für den Winter. Die Aussicht bei mir ist wirklich reizend. Ich konnte sie diese Tage über nicht so würdigen, weil ich sie vor Nebel nicht sah, aber heute, wo die Sonne scheint —"

Die Sonne schien nämlich, glänzend, und doch nicht zu heiß, mit der schönen Mäßigung des Herbstes. War es vielleicht das, was Gregor's Stimmung so verändert hatte? Sicher ist es, daß er ein ganz anderer Mensch war, als am vorigen Abend, und daß Madame Bitter ihn unendlich angenehm fand, während er mit ihr im Hofe auf und ab spazierte und sich nach Diesem und Jenem erkundigte.

„Sie haben viele Familien hier?"

„Nicht gerade viele, aber doch genug, um einen sehr hübschen Kreis zu bilden." Madame Bitter zählte mehrere her, darunter die Schabes, die Klars, die Steinthals.

„Oh, war die junge Dame gestern nicht ein Fräulein Steinthal?"

„Ganz recht, die älteste Tochter des Medicinalrathes. Der Herr Doctor Steinthal ist in diesem Frühling zum Medicinalrath ernannt worden," fügte Madame Bitter mit einem Ausdruck hinzu, als ob durch diese Ernennung ihr eine persönliche Ehre widerfahren wäre.

Gregor sah interessirt aus. „Verdienstlicher Arzt?"

„Ein sehr wackerer Mann. Außerordentlich gewissen=

haft — auch wird er allgemein geachtet. Als Arzt ist er ebenfalls sehr gewissenhaft. Man sagt, daß ihm nicht alle Kuren glücken, aber —"

„Wem glücken alle Kuren? Ich kann mich ihm doch jedenfalls anvertrauen, wenn ich in den Fall käme, ärztlicher Hülfe zu bedürfen?"

„Hoffentlich wird das nicht nöthig sein."

„Ich hoff' es auch, aber man kann es nicht wissen — meine Gesundheit ist, leider, seit Jahren schon sehr schwankend." Gregor sagte das mit der leidenden Miene eines erfahrenen Kranken, Madame Bitter versicherte ihm holdselig, daß der Herr Medicinalrath gewiß alles nur Mögliche für ihn thun werde, „denn was Sorgsamkeit betrifft, da sucht er Seinesgleichen," schloß Madame Bitter.

„Und — ist er auch so umgänglich?"

„Umgänglich? Nun — nein, das kann ich eigentlich nicht sagen. Er ist immer sehr höflich, gewiß, und wo er gefällig sein kann, da ist er gleich bereit, aber, daß er ein guter Gesellschafter wäre, nein, das kann ich nicht sagen. Er ist Hypochonder, daher mag es wohl kommen, aber — die Fremden beschweren sich bisweilen über ihn, und seine Frau selbst sagt's — wenn er es mehr verstände, sich gesellschaftlich angenehm zu machen, so würde er viel mehr Praxis unter den Kurgästen haben, und — sie könnten's brauchen, denn Vermögen ist nicht da — sie haben nur das Haus und was er als Arzt verdient, und dazu vier Töchter —"

„Vier Töchter und alle zu Hause?" fragte Greg mit Entsetzen. In seinen Vorstellungen gab es nichts Schreck-

licheres, als ein Haus voll lauter unverheiratheter Töchter.

Bei den Steinthals war es indessen nicht ganz so arg. Die beiden mittelsten waren verheirathet, zu Hause nur noch Eva und die kleine Adeline.

„Woher kommt es, daß zwei jüngere Töchter vor der ältesten verheirathet sind?“ fragte Greg. „Und nebenbei — sie müssen ungewöhnlich jung geheirathet haben, denn das Fräulein gestern — für älter, als zwanzig hätt' ich sie nicht gehalten, kaum für so alt.“

„Ja, Evy sieht sehr jung aus, das macht ihre kleine Figur,“ entgegnete Madame Bitter. „Und die Schwestern haben sich sehr früh verheirathet, aber darum ist Evy doch schon — Kleine, wie alt ist unsere Evy?“ frug sie die Schwester, die eben aus dem Garten getreten war.

„Fünfundzwanzig nächsten Weihnachtstag,“ war die Antwort Tilda's.

„Weißt Du das bestimmt?“

Jetzt begnügte Tilda sich mit einem bloßen Nicken.

„Also gerade zu Weihnachten,“ sprach Greg gedankenvoll vor sich hin.

„Ein ächtes Christkindchen,“ stimmte Madame Bitter lächelnd zu.

„Ich hätt' es nicht gedacht — fünfundzwanzig schon. Und warum da noch nicht verheirathet?“

„Nicht wahr, es ist sonderbar?“ fragte Madame Bitter.

„Es läßt sich da allerlei sagen,“ brummte Tilda zwischen den Zähnen.

Greg runzelte seine blonden Augenbrauen; ihm kam

es vor, als beabsichtigten „die beiden Vogelscheuchen das arme Geschöpf zu verleumden,“ und Greg haßte alle Verleumdung, besonders wenn es sich dabei um hübsche Mädchen handelte. Madame Bitter bemerkte den üblen Eindruck, den Tilda hervorgebracht, und sagte zur Schwester liebreich strafend: „Du bist recht häßlich, Kleine; warum sprichst Du denn, als wäre unserer Evy etwas vorzuwerfen? Du weißt doch, daß sich nur Gutes von ihr sagen läßt.“

„Nu, es ist aber doch wahr, daß sie nicht gefällt, weil sie zu klug ist,“ fuhr Tilda heraus. Tilda konnte nicht anders als die Wahrheit sagen, sie mochte wollen oder nicht, bemerkte immer Madame Bitter, wenn sie auf diese hastige Art etwas verrieth, was besser ungesprochen geblieben wäre.

Gregor lächelte überlegen. „Zu klug?“ wiederholte er. „Wahrscheinlich den hiesigen jungen Herren?“

„Oh, sehr klugen und gebildeten jungen Männern,“ erwiederte Tilda beleidigt. „Ich weiß mehrere vom Gymnasium“ — sie nannte die nächste Stadt — „die sich, als sie noch jünger war, ihr mit Absichten genähert haben, denn sie war damals sehr hübsch —“

„Sie ist es sogar noch,“ bemerkte Gregor mit einiger Betonung.

„Kein Vergleich mehr gegen früher,“ sagte Madame Bitter sanft.

„Nein, bei Weitem kein Vergleich gegen früher,“ fuhr Tilda, sich vergessend, mit feindlicher Lebhaftigkeit fort, „damals hatte sie ein ganz rundes Gesicht und war nicht so hochroth wie jetzt, die Backen waren nicht so eingefallen, und die Nase trat nicht so spitz hervor —“

„Ist sie spitz?“ unterbrach Gregor nachdenklich fragend die Skizzistin von Eva's jetziger Physiognomie.

Tilda lachte unangenehm. „Haben Sie das nicht bemerkt?“

„Nein, mir ist sie nur etwas lang und groß vorgekommen,“ antwortete er mit einem glücklichen Anschein von Einfalt.

„Viel zu lang, sollte ich meinen,“ rief Tilda, „besonders im Verhältniß zu ihrer Stirn, die viel zu niedrig ist.“

„Ja, die Stirn ist etwas niedrig,“ sprach Gregor immer in demselben Tone träumerischen Ueberlegens, „aber die Nase ist mir deshalb doch nicht allzu lang vorgekommen. Es kann das aber sein, weil ich mit der Meinung meiner Großmutter aufgewachsen bin, daß alle schöne Frauen große Nasen haben.“

„Ihre Frau Großmutter hatte wohl auch eine?“ fragte süßsäuerlich Madame Bitter, der eine platte Nase in einem flachen Antlitz saß.

„Eine sehr große.“

„Größer, als die von der Evy?“ fragte Tilda mit unverstelltem Hohne.

„Bedeutend größer noch,“ entgegnete Gregor ernsthaft. „Indessen störte das weder sie, noch Andere. Bei den Andern galt sie trotzdem für eine sehr schöne Frau, und sie selbst war, wie gesagt, mit dem französischen Sprichwort der Meinung: Jamais long nez n'a gâté beau visage.“

„Oh!“ sagte Madame Bitter, die kein Wort Französisch verstand.

„Es wäre nur zu wünschen, daß die jungen Herren derselben Meinung wären," fügte Tilda hinzu, welche Greg's Citat ebenfalls nicht verstanden hatte, sich indessen wohl dachte, es müsse etwas für Eva Schmeichelhaftes sein.

„Wenn Fräulein Steinthal an der Meinung der jungen Herren gelegen ist —" meinte Greg.

„O ja, es ist ihr schon daran gelegen," entgegnete Madame Bitter lächelnd.

„Sogar recht viel," fügte Tilda hinzu.

„Nun," sagte Greg gelassen, „das ist am Ende bei einer jungen Dame sehr natürlich. Uebrigens will ich die schöne Zeit benutzen, um zum ersten Male spazieren zu gehen." Er lüftete seinen noch sommerlichen Hut und ging mit raschen Schritten durch das Thor an der einen Seite des Hofes auf die Chaussee, und auf dieser den Berg hinan, dessen waldige Spitze mit ihren halbentlaubten Buchenkronen so malerisch in den Hof herabdämmerte. Tilda blickte ihrem Wintergast nach, bis er hinter den Bäumen verschwunden war, dann sagte sie: „Nun, für einen Kranken kann er recht hübsch laufen."

Sie sah die Schwester an, Madame Bitter lächelte ihr in's Gesicht und fragte: „Was meinst Du, Kleine?"

„I nu, es wäre ja recht gut für die Evy," sprach Tilda, und machte sich an den Rosenbäumen zu thun, welche auf dem großen runden Beete vor der Halle ihre letzten Knospen entfalteten.

„Ob wir sie nicht übermorgen zum Kaffee bitten?"

„Sie allein?"

„Mit der Steinthal."



„Nein, das geht nicht. Das fiele auf. Aber gieb doch gleich Deinen großen Kaffee, da kann der Herr Lupinski ja alle unsere jungen Damen auf einmal kennen lernen.“

„Glaubst Du, daß er kommen wird?“ fragte Madame Bitter zweifelhaft.

„Ich glaub's,“ antwortete Tilda mit ihrem kurzen Kopfnicken.

VIII.

„Einen schönen guten Morgen von der Madame Bitter, und sie läßt fragen, ob die Frau Medicinalräthin und Fräulein Eva nicht übermorgen so gut sein wollen und zum Kaffee kommen?“ So ertönte am Nachmittage die Stimme des Bitter'schen Hausgeistes alias Dienstmädchens im Wohnzimmer der Steinthals.

Eva saß mit ihrer Mutter am Fenster, neben sich einen hohen Korb mit zu stopfenden Strümpfen. Stopfen, hauptsächlich Strümpfe stopfen, war für Eva ein für alle Mal „gräulich;“ sie saß dabei wie ein Opfer. Man kann sich also denken, mit welcher Begierde sie auf das Mädchen horchte, welches mit „etwas Neuem“ kam.

Die Medicinalräthin schien ängstlich und ungewiß. Warum? Weil sie beides war, sobald es für sie etwas zu entscheiden gab, mochte es selbst nur die Wahl der Abendsuppe oder die Annahme eines Kaffee's sein. „Haben wir etwas vor für übermorgen, Eva?“ fragte sie auf Französisch. Sie war von der französischen Kolonie in

Berlin, und bediente sich daher mit ihren Töchtern unwillkürlich der Sprache, in welcher ihr bester Freund, ihr Papa, mit ihr sprach und correspondirte. In Rosenfelde, wo man gewissenhaft nur deutsch sprach und verstand, war das Französisch der Steinthals ein Gegenstand häufiger und ernstlicher Beschwerden. „Warum können sie nicht Deutsch reden, wie „mir"? fragten die drei dicken Schwestern Rettig, Fräuleins zwischen fünfzig und sechzig, welche von einem galanten Zeitgenossen bisweilen noch als „junge Damen" bezeichnet wurden. Im Steinthal'schen Hause gingen sie ein und aus, liebten die Familie sehr, nahmen sich ihrer an, nannten die Töchter Du und ließen sich von ihnen Tanten nennen, aber das ewige Französischgerede der Steinthals wollte ihnen deshalb doch nicht in die runden dicken Köpfe, welche bei Bällen noch immer mit Blumen prangten. Sie gewöhnten sich nicht an dieses unglückliche Französisch, es war eine unaufhörlich wiederkehrende Beleidigung ihrer Unwissenheit, obwohl sie dieselbe sich gleichsam zur Ehre anrechneten. „Mir" sind Deutsche," sagten sie; „mir" brauchen kein Französisch, es ist genug, wenn „mir" Deutsch reden können, und die Steinthal könnte auch mit Deutsch auskommen." — „Sie ist an's Französisch gewöhnt," entschuldigte Madame Bitter, „unsere Steinthal." — „Sie ist nu 'mal 'was Apartes," gab Tilda dazu. — „Sie will's sein," entgegneten die dicken Hausfreundinnen. — „Es wäre freilich besser, wenn sie's nicht wäre," stimmte Madame Bitter zärtlich betrübt bei.

Sie war's auch nicht. Es gab keine Frau, die natürlicher, unbefangener, naiver gewesen wäre, als Vir-

ginie Steinthal. Aeußerst wohlerzogen, die ächte Tochter eines durchgebildeten Schweizers aus der ernstlichen akademischen Periode des Wissens, dabei von einer fast sprichwörtlich gewordenen Schüchternheit, hielt sie mit den Aeußerungen ihrer Wesenheit sehr Haus, und man konnte Jahre lang neben ihr hinleben, ohne sie ein einziges Mal zu sehen, wie sie wirklich war. Aber sobald sie sich gab, that sie es mit einer mädchenhaften Unwillkürlichkeit, welche sehr leicht bis zur Unbesonnenheit ging. Die Art oder Unart, sich zu verschanzen, hatte Eva von ihr, nur daß Eva diese Eigenheit nie zu mäßigen wußte, und, wenn sie sich einigermaßen zurückhalten wollte, gleich steif und langweilig wurde, während die Mutter selbst in ihrer Einhüllung anmuthig und anziehend blieb, versteht sich, für Diejenigen, welche überhaupt Menschen und Frauen insbesondere zu beurtheilen verstanden.

Ein anderer mädchenhaft liebenswürdiger Zug der Medicinalräthin war das Vergnügen, mit welchem sie noch immer an den einfachen Vergnügungen von Rosenfelde Theil nahm. Sie zog eine Oper, ein Trauerspiel oder einen interessanten Abend bei den Eltern vor, sie war überhaupt lieber in Berlin, als in Rosenfelde, aber wenn sie hier sein mußte, so ließ sie sich gern einladen, und wenn es auch nur zu einem Kaffee mit Strickzeug und Kaisertorte war. Darum fragte sie auch heute mit dem aufrichtigen Wunsch, annehmen zu dürfen: „Haben wir etwas vor für übermorgen, Eva?"

Eva entgegnete, ebenfalls auf Französisch: „Nicht daß ich wüßte, Mama, die Strümpfe werden ja wohl bis übermorgen gestopft sein."

„Ich hoffe, sie werden schon morgen fertig sein," sprach mit einiger Schärfe die Mutter, welche es nicht leiden konnte, daß Eva ihre Abneigung gegen häusliche Arbeiten immer so unumwunden aussprach. Dann wurde sie wieder die schüchterne Frau und sagte: „Es ist mir nur wegen deines Vaters —"

„Und warum sollte Papa sich widersetzen? Glaubst Du, er wird uns übermorgen gerade vorzugsweise vermissen?" fragte Eva. „Uebrigens wenn Du Furcht hast, so nimm doch nur mit dem Vorbehalt an, daß Dein Mann es erlaubt."

Die Räthin wandte sich zu der Bitter'schen Abgesandtin. „Wenn uns nichts dazwischen kommt, so werden wir das Vergnügen haben," sagte sie auf Deutsch. Sie sprach mit dem feinen Accent der guten Berliner Gesellschaft, und da ihre Stimme ebenso weich war, wie die Eva's hart und hell, so klang ihr Deutsch allerliebst.

„Das muß ein Monstrekaffee sein, da sie heute schon einladen," bemerkte Eva, als das Mädchen wieder aus dem Hause war.

„Es ist der, welchen sie alle Jahre geben," sagte die Räthin, welche schon wieder ruhig mit ihrer Nätherei fortfuhr.

„Verzeihung, Mama," widersprach Eva bestimmt, „ihren großen Kaffee geben sie immer erst im December."

„Nun, so wird dieses wohl ein kleiner sein."

„Das glaub' ich keineswegs, Mama. Wie ich sagte, zu einem kleinen lüden sie nicht heute schon ein."

„Wenn wir's abwarteten, Eva?" fragte die Mutter etwas satyrisch.

„Oh, mir ist's vollkommen einerlei," entgegnete Eva schnippisch, und stopfte mit glühenden Wangen wüthend Strümpfe.

„Evchen!" rief Adeline, welche aus einer Musikstunde bei der zierlichen, strebsamen Fanny zurückkam und mit ihren Notenheften unter dem Arm in das Wohnzimmer stürmte.

„Nun, was gibt's?" fragte Eva kurz. Zwischen der ältesten und der jüngsten Schwester war, wie es auf Englisch heißt, keine Liebe verloren. Eva lebte der süßen Ueberzeugung, daß sie Adeline drei Jahre lang erzogen habe, Adeline liebte sie dafür wie — nun, wie eine Gouvernante, und Eva sagte würdevoll: „Das ist mein Dank." Adeline war, wie alle Welt sagte, „ein bildhübsches Kind," aber sehr oft auch „ein dummes Mädel;" wie Elsbeth versicherte, „ein reizender Backfisch." Eva ließ den Backfisch gelten, nur das Prädikat veränderte sie; bei ihr hieß Adeline je nach den Umständen ein alberner, oder ein unerträglicher Backfisch.

Bildhübsches Kind oder dummes Mädel, reizender oder unerträglicher Backfisch — Adeline brachte Neuigkeiten. Neuigkeiten über den Kaffee bei Bitters und Neuigkeiten über den Wintergast bei Bitters. Der Kaffee sollte so groß sein, wie nur je Madame Bitter einen gegeben hatte, und der Wintergast sollte dabei sein. Ihr könnt mir's glauben," versicherte Adeline, „Elsbeth hat mir's und Fanny versischert, sie hat Tilda beim Conditor getroffen, und Tilda hat's ihr gesagt, er kommt, und Alle werden ihn sehen, blos isch nischt," schloß der Backfisch, welcher fanatisch Deutsch sprach, aber den Kehllaut des

Ch hinter dem J nur in der bezeichneten Form herauszubringen vermochte.

„Wozu braucht denn ein Backfisch wie Du einen jungen grown-up Mann zu sehen?“ fragte Eva.

„Um ihn zu sehen,“ erklärte Adeline.

„Und um mit ihm zu flirten,“ sagte Eva.

„Was ist flirten, Evchen?“ fragte Adeline mit der unverschämten Naivetät, welche aus den Backfischen die Schrecken der ältern Schwestern macht.

Eva wurde roth, die Mutter konnte sich des Lächelns nicht erwehren, sagte indessen mit möglichster Autorität: „Das verstehst Du noch nicht, Abby — Eva weiß nicht, was sie sagt.“ Mit ihrer jüngsten Tochter mußte selbst die Räthin Deutsch sprechen, die Kleine wehrte sich gegen das Französisch mit einem unbesiegbaren Eigenwillen. Englisch ließ sie sich gefallen, und betrieb es sogar mit Eifer; auch jetzt wollte sie gleich im Dictionnaire nachsehen, was flirten hieße, „denn isch muß doch verstehen, was Eva zu mir sprischt,“ meinte der gar zu gründliche Backfisch.

„Du brauchst deswegen nicht erst zum Dictionnaire zu greifen, ich kann Dir meine Meinung ganz gut selbst erklären,“ sagte Eva, die sich gesammelt und der Mutter einen strafenden Ermahnungsblick zugeworfen hatte. „Flirten, da Du es durchaus wissen willst, oder im wirklichen Englisch to flirt, bedeutet, daß ein Mädchen die Aufmerksamkeit eines Mannes courts, d. h. auf sich zu ziehen sucht. Wir haben im Deutschen das Wort nicht.“

„So hast Du nie — geflirtet, Evchen?“ erkundigte

sich der Backfisch, vertraut genug mit den Wortbildungen der Schwester, um sie gelegentlich selbst zu versuchen.

Eva wurde noch einmal roth; die Räthin mußte sich geradezu auf die Lippen beißen, um nicht herauszulachen. Abdy aber wollte keineswegs der Schwester ihr Bekenntniß schenken, sondern sagte ermunternd: „nun, Evchen?“

Evchen erwiederte endlich sehr ungnädig: „Wenn ich geflirtet habe, so war es in einem Alter, wo dergleichen sich schickt.“

„So,“ meinte Backfisch, „es gibt also ein Alter, in welchem dergleichen sisch schickt? Aber in meinem Alter, Evchen —“

Eva wußte, was kommen würde, und hatte nicht Geduld genug, es anzuhören. Sie unterbrach daher Abdy ohne Umstände und sagte heftig: „In Deinem Alter habe ich meine ältere Schwester nicht so geplagt, wie Du mich plagst.“

„Weil Du keine hattest, Evchen,“ schloß triumphirend Backfisch Adeline.

IX.

In Adelinens Alter — es war nun bald elf Jahre her, daß Eva in Adelinens Alter gewesen war. Elf Jahre sind eine lange Zeit, besonders wenn man in ihnen vom Kinde zum Mädchen wird, welches nicht mehr ganz jung ist. Der alte Zschokke macht in seinem „Ge-

heimnißvollen Gast," d. h. in seiner besten Novelle die schlaue Bemerkung: „eine Frau von Zwanzig," das habe etwas Zartes, aber „ein Mädchen von Zwanzig" das klinge bedenklich. „Man frägt sich unwillkürlich: wie lange soll denn das noch jung bleiben?" setzt der Alte hinzu, und er hat Recht: von Zwanzig kommt man sehr rasch zu Fünfundzwanzig, und wenn eine Frau von Fünfundzwanzig noch ganz jung ist, so kann ein Mädchen von diesem Alter höchstens auf das Prädikat „noch jung" Anspruch machen, wenn sie nämlich das Glück hat, sich, gleich Eva, ein jugendliches Aussehen bewahrt zu haben.

Eva war besonders seit dem letzten Frühling gleichsam desperat jugendlich geworden. Während der drei Jahre, wo sie Adeline in Sprachen und Wissenschaften unterrichtete, hatte sie, um der Kleinen gegenüber ihre Autorität aufrecht zu erhalten, eine Aufgabe, die nicht zu den leichten gehörte, eine Art Gouvernantenwesen annehmen müssen, welches sie älter gemacht hatte. Mit der Confirmation im Frühjahr war Adelinens Erziehung als vorläufig beendigt angesehen, und Eva von ihren Schwesterpflichten entbunden worden. Und nun schien sie das Versäumte nachholen zu wollen. Nie war sie so die Wege und Stege hinabgetanzt, anstatt sie gesetzt hinabzugehen, nie hatte sie so viel von Putz geschwatzt und so viel mädchenhafte Eitelkeit verrathen, nie sich so die Kreuz und die Quer enthusiasmirt, nie so viel Kleinmädchen-Dummheiten herausgesprudelt und vor Allem nie so viel „geflirtet", wie diesen Sommer. Das „Flirten" war überhaupt ihre große Fähigkeit, sie konnte es darin mit

jeder Miß aufnehmen: sie „flirtete“ bei jeder Gelegenheit und ohne allen Unterschied, mit jungen Leuten und mit alten Herren, mit Junggesellen und mit Ehemännern, mit allen Nationen und allen Religionen, so viel deren nur irgend in ihren Bereich kamen. Machte man gegen sie eine Bemerkung darüber, so antwortete sie keck: „of course“ hab' ich mit dem oder mit dem geflirtet — warum sollte ich denn nicht?“ Sie betrachtete das als ihr Recht, oder gab sich doch die Miene, es so zu betrachten, aber so toll wie diesen Sommer hatte sie es noch nicht getrieben. Im Frühjahr hatte sie „ihr Letztes“ mit einem Russen „geflirtet,“ welcher schon zum dritten Male nach Rosenfelde und zu Steinthals gekommen war, sich indessen trotz allen „Flirtens“ vorsichtig auf der Defensive gehalten und dieses Jahr definitiv Abschied genommen hatte. Dann kam ein Professor israelitischen Stammes an die Reihe, in Eva's Beschreibung „Mathematiker — reich — klug — vornehm — ältlich — kränklich — jüdisch schönäugig, von angenehmsten Formen und ausgezeichnetem Charakter.“ — „Après?“ fragte Eva herausfordernd, als Nanine sich erlaubt hatte, über diese Beschreibung ein wenig zu lächeln. „Oh, Nichts,“ entgegnete Nanine sich entschuldigend. Leider hieß es nur auch bei dem „jüdisch schönäugigen“ Professor: „Oh, Nichts,“ und nicht: „Après,“ denn er reiste vierzehn Tage später gelassen ab, ohne etwas anderes zu thun, als sich dem „geistreichen und liebenswürdigen Fräulein“ auf das Artigste zu empfehlen. Eva ersetzte ihn augenblicklich durch einen Deutsch-Yankee, welcher „temporär“ zu Hause war, Eva beim Vordemonstriren von „Calkulationen“

vertraulich auf die Schulter klopfte, und sie einst, als sie aus dem Tanzen in's Gleiten gerathen und in der wirklichen Gefahr war, auf dem geradesten, wenn auch in diesem Falle nicht auf dem besten Wege unten im Fluß anzulangen, mit einer „Eisenfaust“ aufgehalten und so vor einem kalten Bade und einiger Zerschmetterung bewahrt hatte. Weiter indessen that auch er nichts, sondern begnügte sich, zu lachen, wenn Eva vor ihm „als ihrem Retter“ in unerschöpflicher Dankbarkeit herumflatterte. Sechs Wochen nach der Abfahrt des Professors kam er ebenfalls Abschied nehmen, schüttelte mit seiner „Eisenfaust“ Eva's kleines Pfötchen, und fuhr gemüthsruhig und geschäftseifrig nach New-York zurück, ohne des little girl, welches ihn so well amused hatte, öfter zu gedenken, als zwei oder drei Mal, und dann auch nur gelegentlich. Nun sollte man doch meinen, Eva hätte des mißglückten „Flirtens“ für diesen Sommer wenigstens genug gehabt, aber nein; kaum acht Tage nach dem Verschwinden der „Eisenfaust“ war sie schon wieder in Extase über den Besuch ihres Vetters Fedor, eines ernsten, jungen Mannes, der wirklich war, was Greg zu sein sich einbildete: von der zartesten Constitution, und daher erst jetzt, d. h. mit dreiundzwanzig Jahren, die Universität beziehen konnte. Auf dem Wege dahin kam er zu seinem Onkel Steinthal, wo er zuletzt als würdevoller Primaner gewesen war. Eva hatte ihn später noch bei seinen Eltern gesehen, wo sie einen Besuch von einigen Monaten gemacht hatte. Fedor war damals eben sehr krank gewesen, und sie hatte ihn gepflegt und lieb gehabt, ohne jedoch an ihn als einen möglichen Mann zu denken. Jetzt, wo

sie ihn wiedersah, dachte sie an ihn als einen solchen: er war so improved. Zum Unglück fand Fedor nicht das Gleiche von ihr. Sie discutirte noch immer Dinge, von denen sie kaum die Anfangsgründe verstand, sie war noch immer ohne jeden politischen Begriff demokratisch und aus mißverstandener Genialität irreligiös. Fedor würde eher auf ewig Ehelosigkeit gelobt, als eine solche Frau genommen haben, und Eva sah so gut ihn abreisen, wie den Russen, den Professor und die „Eisenfaust."

Tilda Klemm hatte mit ihrer boshaften Aufrichtigkeit die Sache ausgesprochen, wie sie war: Eva gefiel nicht. Aber gefiel sie blos deshalb nicht, „weil sie zu klug war?" Das möchten wir bezweifeln. Allerdings ist in Deutschland bis jetzt die weibliche Klugheit noch kein ganz gangbarer Artikel, indessen findet immer ein großer Unterschied zwischen wirklicher und gemachter Klugheit Statt. Die wirkliche ist, wie alles Wirkliche, einfach und still, entgeht daher häufig gänzlich der Aufmerksamkeit, und thut folglich der Besitzerin weniger Schaden. Aber die gemachte hat keine Ruhe, will sich sehen und hören lassen, und spricht so lange und so laut, bis man Acht auf sie gibt und sie lobt, oder tadelt. Die Klugheit Eva's war von dieser beweissüchtigen, vorlauten Art, und trug dem armen Kinde fast immer Tadel ein. Freilich hieß es: „Oh, Eva ist entschieden das klügste Mädchen in ganz Rosenfelde;" aber das klügste Mädchen in einem kleinen Orte sein, ist ein zweideutiger Ruhm. Er bedeutet sehr oft nur, daß man ein wenig, ein sehr klein wenig unterrichteter ist, als der Rest der Bevölkerung. Auch Eva's Ueberlegenheit über die andern Mädchen von Rosenfelde

und der Umgegend bestand hauptsächlich darin, daß sie Französisch und Englisch sprach und schrieb. In einer großen Stadt ist das nicht so alltäglich, wie es sein sollte, aber doch auch nicht etwas geradezu Unerhörtes, und es würde einem Mädchen schwer fallen, blos auf zwei Sprachen hin den Ruf als geistreich und ausgezeichnet zu bekommen; in Rosenfelde dagegen betrachtete man Eva wie das Wunder des Ortes, wo möglich wie das Wunder der Welt. Natürlich stand ihr bei ihrer Quecksilbernatur das Köpfchen nicht fest genug, um nicht verdreht zu werden. Was Alle glaubten, konnte doch sie allein nicht bezweifeln, und so verehrte sie sich denn frisch darauf los als eine außerordentliche kleine Person, perorirte, declamirte, widersprach, gab sich die Miene, als sei für sie Niemand geistreich genug, äußerte auch sonst die allerunbegründetsten Ansprüche, drängte sich immer auf den ersten Platz, verlangte stets die meiste Beachtung, that mit einem Worte „zu klug,“ verscheuchte die Bewerber, die sich ihr allenfalls hätten nahen können, und war deshalb mit fast fünfundzwanzig Jahren noch immer Fräulein Eva und „das klügste Mädchen in Rosenfelde.“

Man sagte es ihr von Zeit zu Zeit, daß sie ihre eigene Feindin sei. Nicht die Mutter, die wagte es nicht — Eva in ihrer herrischen Selbstüberschätzung stand der schüchternen Frau so herausfordernd gegenüber, daß die Räthin nicht den Muth hatte, den kleinen Hochmuth zu beugen, um so mehr, da der Vater die Verblendung von Rosenfelde theilte und in Eva eine überlegene Intelligenz bewunderte. Aber ihre Tanten und Onkel, welche

größtentheils in Berlin lebten, hielten das Nichtchen nicht für mehr, als was es war, und sagten ihm bisweilen derb die Wahrheit. Dann wurde Eva reuig, demüthig, vernünftig, sagte weise: „Ja, ja, so bin ich", oder: „Ja, ja, so mach' ich's" und: „Es ist mir schon ganz recht, wenn mir's schlecht geht". Voll der schönsten Vorsätze kam sie nach Rosenfelde zurück, fand, daß die Gesellschaft dort ganz dieselbe, und auch sonst Alles beim Alten war, wurde wieder, wie sie gewesen, machte es wieder, wie sie es immer gemacht hatte, kriegte keinen Mann, und blieb nach wie vor „das klügste Mädchen in Rosenfelde."

Ach, und es langweilte sie doch so furchtbar, das ein Jahr nach dem andern zu sein, und bei dem Gedanken, es vielleicht noch andere fünfundzwanzig, möglicher Weise sogar noch fünfzig Jahre zu bleiben, konnte sie in eine wahre innige Verzweiflung gerathen. Trotz ihrer unglücklichen Klugheit war Eva nicht dumm. Sie war verkehrt, albern, verworren, unentwickelt, aber dumm keineswegs. Im Gegentheil, sie hatte einen Grund von wirklichem Verstand, ebenso wie sie trotz all' ihrer Unzartheit und Heftigkeit einen Grund von wirklichem Gemüth hatte. Dieses Wirkliche nun in ihr war des ärmlichen und erbärmlichen Scheinlebens in Rosenfelde satt und müde. Von einer kleinen Oertlichkeit, die sich idyllisch und patriarchalisch erhalten hätte, könnten selbst ausgezeichnete, oder vielmehr gerade ausgezeichnete Menschen noch jetzt, oder gerade jetzt, sagen: „Hier ist gut wohnen, hier laßt uns Hütten bauen." Aber eine kleine Oertlichkeit, die sich modernisirt und civilisirt hat, ist für

jedes tüchtige Geschöpf nicht nur das Fegefeuer, sondern geradezu eine irdische Hölle. Die moderne Civilisation muß nun einmal Ellbogenraum haben; soll sie sich einquetschen, wird sie platt und dadurch absurd. Eva sah sich im Geist, wie sie platt und fadenscheinig sein würde, wenn dieser Prozeß fünfundzwanzig oder fünfzig Jahre an ihr vorgenommen worden wäre. Sie fühlte wilde Antriebe, sich zu retten, gleichviel wohin, nur fort aus dieser ernsthaften Posse, in welcher sie die Primadonna tragirte. Doch wie? Die Eltern hatten kein Vermögen. Ihr einziges Besitzthum, ihr Haus, hielt sie gebieterisch in Rosenfelde fest. Selbst wenn sie starben und das Haus verkauft wurde, konnte nicht genug herauskommen, um einer Tochter eine unabhängige Stellung zu sichern. Auch dachte Eva nie an diese Möglichkeit, sie hätte nur gewünscht, sich selbst eine Stellung schaffen zu können. Doch wie? hieß es da wieder. Als Gouvernante? — Eva schauderte, und hätte sie diesen Widerwillen überwinden wollen, so würde sie nur erfahren haben, daß ihre lückenhafte Bildung sie selbst zum Erwerben dieses „Sclavenbrodes“ untauglich machte. In der That war ihr ganzer Entwickelungsgang so zerstückelt und ungleich gewesen, wie der unserer meisten jungen Damen. Keine einzige Sprache, sogar Deutsch nicht, verstand sie grammatikalisch, geschweige denn literarisch; keine einzige Literatur hatte sie chronologisch studirt, oder umfassend gelesen; keine einzige Wissenschaft kannte sie aus dem Grunde. Gedacht hatte sie natürlich niemals, eben so wenig je beobachtet, oder sich gar Rechenschaft über ihre Eindrücke zugemuthet. Trotz dem Allen hatte sie, so viel

sie etwas Bestimmtes wollen konnte, „einst“ die feste Absicht gehabt, Schriftstellerin zu werden. Da sie durch natürliche Begabung in ihren Briefen bisweilen einen glücklichen Einfall erwischte, oder mit einem niedlichen Bruchstückchen von Beschreibung zu Stande kam, so war sie durchaus nicht darüber in Zweifel, daß sie componiren könne, und brachte mit zwanzig Jahren glücklich eine Novelle zu Papier. Eine Novelle — Eva blickte mit dem Bewußtsein dieser Schöpfung noch schnippischer, als sonst, über ihre lange, feine Nase weg. Eigentlich war es keine Növelle, was sie gemacht hatte, sondern eine Sage, romantisch behandelt, wie man sie etwa im Jahre 1826 in einigen Taschenbüchern zu lesen bekam. Zum Lokal hatte Eva die alte Burg gewählt, welche eine Stunde von Rosenfelde auf den kleinen Fluß des Thales herabschaute, und von den Badefremden und den Einheimischen abwechselnd besucht und bewundert wurde. Man kann sich ungefähr denken, was Eva auf der Burg geschehen ließ. Die Räthin, welche einen feinen mädchenhaften Geschmack in der Literatur hatte, erklärte ihrer vertrautesten Schwester in einer tiefgeheimen Stunde: Eva's Produkt käme ihr schrecklich grün vor. Grasgrün hätte sie getrost sagen können: es war fast unglaublich, wie ein moderngeschultes Mädchen von zwanzig Jahren eine solche altfränkische Plattheit zu Tage fördern und für eine Composition halten konnte. Einer kleinen Pensionairin von fünfzehn hätte man dergleichen vielleicht verzeihen können, aber auch nur, wenn sie im Pensionate einer kleinen Provinzialstadt verbildet worden wäre. Für Eva mit dem Unterricht, der Gelegenheit, der Gesellschaft,

die sie gehabt, war die unglückliche Sage ein Zeugniß von Productionsunfähigkeit, welches sie selbst sich Schwarz auf Weiß ausstellte, aber freilich wußte sie das nicht, sondern glaubte vielmehr, den ersten Schritt gethan zu haben, um „auf der Bahn des Ruhms“ aus der Enge von Rosenfelde in die große, weite Welt zu dringen. Sie wollte auch gleich den zweiten Schritt thun, und sandte ihr „Werk“ frisch und keck an einen Schriftsteller, welcher unter allen den Hunderten und Hunderten von deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen sich für den größten, wenn nicht für den einzigen hielt. Wie er die Sage aufnahm, kann man sich vorstellen; nicht aber, wie er sie zurückschickte. Noch jetzt, nach fünf Jahren, brannten Eva's Wangen, wenn sie an das Billet dachte, mit welchem der unhöfliche große Mann die Rücksendung begleitete. Sie zerriß es, so daß kein anderes Auge, als das ihre, es je sah, aber sie vergab es nie. Zum Unglück mußte sie eine ganze Anzahl ähnlicher Beleidigungen einregistriren, bevor sie zu der Ueberzeugung gelangte: in Deutschland sei es dem Talent eines jungen Mädchens unmöglich, sich Bahn zu brechen. Die letzte dieser Zurückweisungen war volle vier Seiten lang: die arme kleine Eva hatte eine Briefmarke eingelegt, damit der Redakteur seine Antwort frankiren könne, ohne eine Marke bezahlen zu müssen. Anstatt einzusehen, mit was für einem Schäfchen er es zu thun habe, glaubte der Herr seine Würde verletzt und hielt der neuen Aspirantin eine grobe Strafpredigt. Gewiß, Eva hatte Unglück mit der Literatur, auch wollte sie keine „neuen vergeblichen Versuche“ machen, aber — wie aus Rosenfelde

herauskommen? Zum Zeichnen hatte sie entschieden mehr Talent, als zum Schreiben, doch auch damit war sie bis jetzt noch nicht weiter, als bis zum schwächlichsten Dilettantismus gelangt, weil es ihr einerseits an Studium, andererseits an Stetigkeit fehlte. Wie also aus Rosenfelde herauskommen? Durch einen Befreier, einen Erlöser, einen „Mann“, das erkannte Eva immer deutlicher und deutlicher, „flirtete“ immer heftiger und heftiger, und sah immer weniger Aussicht auf Erfolg vor sich.

Da schickte der Himmel — nein, Eva glaubte ja an dergleichen überirdische Einmischungen nicht — der Zufall also oder das Glück den jungen Wintergast, dem Eva gefiel. Daß sie ihm gefallen hatte, wußte sie „ganz bestimmt“; dieses Mal täuschte sie sich nicht. Es handelte sich jetzt nur noch darum, sein Gefallen zu hätscheln, zu pflegen, hübsch groß zu ziehen und endlich nutzbar zu machen. Vor Allem aber kam es darauf an, bei dem heutigen Kaffee, wo Er sein sollte, recht, recht hübsch auszusehen, so hübsch, daß alle die andern Mädchen verdunkelt würden. Den ganzen Vormittag hindurch dachte Eva über das „Problem ihrer Toilette“ nach. Ihre Garderobe war äußerst sparsam bestellt — es war das eines ihrer Leiden, denn Eva liebte leidenschaftlich Schmuck und Luxus. Besonders für diesen Tag wollte keines ihrer Kleider ihr gut genug dünken, und nur „weil es doch eines sein mußte“, wählte sie zuletzt ein ganz feines, fast weißes, mit hingehauchten Lila-Arabesken. Als sie es indessen angezogen und dazu in das Haar eine rothe Schleife gesteckt und um den Hals eine rothe Korallenschnur gelegt hatte, da fand sie sich auf einmal „über-

raschend allerliebst", und stand lange vor dem Spiegel, um sich „zu admiriren."

„Wenn ich ihm so gut gefalle, wie ich mir selbst gefalle," flüsterte sie gespannt, „dann —" sie vollendete nicht gleich, sondern prüfte sich noch weiter. Endlich sprach sie entschieden: „Ich glaube, ich muß ihm gefallen — ich „luke" (look) ganz und gar lustig." Damit ergriff sie ihren Mantel und ihre Kapuze, und rauschte würdevoll zur Thür ihres Zimmerchens hinaus. Evchen hätte ungestraft finden können, daß sie sogar „windig" aussehe; es begegnete ihr das leider fast alle Tage.

X.

„Lustig" also und zugleich „athemlos erwartungsvoll" saß Eva im Bitter'schen Wohnzimmer. Ihr schmales Gesichtchen glühte dermaßen, daß es mit dem dicken runden Antlitz Martha's wetteifern konnte. Ihre braunen Augen blickten wieder und wieder scheu und hastig und, wie sie sich einbildete, verstohlen nach der Thür, durch welche Greg eintreten mußte, wenn er überhaupt noch kam, denn er zögerte lange; der Kaffee war bereits getrunken, die Crêmes wurden herumgereicht, und Greg kam nicht. Eva wagte nicht, nach ihm zu fragen, aber sie brannte buchstäblich vor Ungeduld, und nicht bald war die Rolle des Kätzchens, welches schmeichlerisch um alle Welt herumpurrt, ihr so schwer gefallen, wie heute. Indessen, hat man einmal eine Rolle übernommen, so

muß man sie auch dann spielen, wenn man nicht in der Stimmung dazu ist. Eva durfte um der doch noch immer ungewissen Eroberung willen, die sie an Greg zu machen hoffte, nicht ihre Rosenfelder Popularität aufs Spiel setzen. Folglich kniete sie bald vor Nanine hin, sprang bald zu Fanny, die sie zum Aerger der Fräulein Rettigs „mein Fan“ anredete, nannte eine nach der andern dieser liebenswürdigen Schwestern schmelzend „liebes Tantchen!“ machte sich „charmant“ bei der Frau Doctorin Klar, sagte zu Elsbeth: „O du himmlischer Rothkopf!“ und bewunderte Martha's Kragen, denn bei Martha wurden immer ihre Kleidungsstücke bewundert, weil mit dem besten Willen an ihr Nichts zu bewundern war. Der Mutter Martha's in die Nähe zu kommen, hütete Eva sich, denn die gute Madame Schabe war als die größte Schwätzerin im ganzen Orte bekannt, und Eva hatte keine Lust, sich für den ganzen Abend festnehmen zu lassen. Das wäre ein hartes Schicksal gewesen, selbst für den Fall, daß der junge Wintergast nicht erschienen wäre. Und gesetzt nun, er kam und Eva saß fest neben Madame Schabe — „das wäre horrible!“ dachte Eva und „flirtete“ mit einer wahren Schlangengewandtheit um den Stuhl der Holzhändlerin herum. Tilda, der Nichts entging, sah Eva's „Manöver,“ und telegraphirte durch Blicke der Schwester ihre Belustigung darüber zu. Madame Bitter jedoch war viel zu klug, um auf dergleichen Indiscretionen zu antworten, sie lächelte „die Kleine“ unschuldig an, und sagte zärtlich zu Eva: „Meine liebe Evy, ich hoffe, der Crême schmeckt Ihnen?“

„Ihre Crême ist excellent, wie Alles, was Sie ge-

ben," antwortete Eva. Sie konnte „für ihr life" nicht unterlassen, der guten Madame Bitter merken zu lassen, daß crême nicht männlich sei. Madame Bitter fühlte die Zurechtweisung und dachte: „Ih, du alberne Lise!" Laut sagte sie mit liebreichem Tone: „Dann essen Sie noch ein Löffelchen, liebe Evy — mir zu Gefallen."

Evy aß noch zwei Löffelchen, sowohl Madame Bitter, wie sich selbst zu Gefallen. Für gewöhnlich aß und trank sie so gut wie Nichts, denn sie hielt es nicht für lady-like, sich hinreichend zu nähren. Aber bei Süßigkeiten machte sie Ausnahmen, denn Alles, was süß war, liebte sie wie ein Papagei, und dann — light things waren lady-like.

Lady-like — dieses unglückliche Wort verfolgte die arme Eva wie ein Spuk. Es war unglaublich, wie viel unnützen Zwang sie sich auferlegte, um ihrer Meinung nach lady-like zu sein. Natürlich machte sie bei ihrer Unkenntniß der Welt die allerdrolligsten Mißgriffe, that Dinge, die Niemand thut, und unterließ die einfachsten und harmlosesten; aber da sie das nicht einsah, so war sie stolz im Bewußtsein, lady-like zu sein, und wie gesagt, eine wahre Leibeigene dieses von ihr gänzlich mißverstandenen Begriffs. Umsonst sagte die Mutter ihr: „lady-like ist, was eine Lady thut —" es war eben nur die Mutter, die es sagte, und Eva verstand doch Alles besser, als die Mutter.

Wenn die Mutter jetzt zugegen gewesen wäre, so würde sie mit einer wirklichen Angst Eva's steigende Aufregung verfolgt haben. Aber die arme Räthin hatte,

anstatt zum Kaffee kommen zu können, sich mit ihren gewohnten nervösen Kopfschmerzen zu Bett legen müssen, und Eva konnte, ungehemmt durch irgend einen guten Einfluß, ihre sämmtlichen lieben Freundinnen durch die verzweifelte Unruhe unterhalten, mit welcher sie „lauerte," ob nicht „die Thür dort" sich öffnen würde.

Das Beste war: Greg befand sich verhältnißmäßig in ebenso großer Aufregung, wie Klein-Eva. Schon um Drei war er mit seinem Anzug fertig gewesen, den er ganz so tief „meditirt" hatte, als wäre er zu einer diplomatischen Soirée eingeladen. Dann war er in seinen Zimmern hin- und hergeschritten und hatte von seinem Eintritt in den „Kreis der Kaffeeschwestern" gleichsam Probe gehalten. Er wollte, wir müssen es eingestehen, was man so nennt, einen Effect machen. Greg war noch sehr jung, er verschmähte noch keinen Erfolg, selbst nicht einen in Rosenfelde. Da es zum ersten Male war, daß er sich „den Eingeborenen" zeigte, so war er es sich selbst schuldig, die Eingeborenen zu „eblouiren." Greg gebrauchte leicht französische Worte, wenn auch nicht so häufig, wie Eva englische.

„Eblouiren" also, nicht blenden wollte Greg die Damen beim Kaffee, und über die Mittel, das zu bewerkstelligen, sann er von Drei bis gegen Fünf nach. Er wußte, welche Damen er treffen sollte: Madame Bitter hatte ihm ihre Namen und ihre vortrefflichen Eigenschaften genannt. In Rosenfelde hatte Jedermann „vortreffliche" Eigenschaften, und wenn man irgend eine Person in freundschaftlich vertraulichem Gespräch kurz und klein gezupft hatte, so schloß man unfehlbar mit

den Worten: „Aber er“ — oder „sie,“ je nachdem — „hat doch vortreffliche Eigenschaften.“ Greg kannte demnach die Tugenden der Rettigs, Schabes und Klars, bevor er noch die Inhaberinnen dieser Tugenden gesehen hatte. Daß er auch etwas von ihren Schwächen und Lächerlichkeiten erfahren möge, dafür hatte Tilda gesorgt. Nach diesen entgegengesetzten Mittheilungen hatte er sich von sämmtlichen Frauen und Fräuleins, welche ihn „drüben“ erwarteten, Bilder entworfen, und diesen Bildern nach nahm er sich vor, was er zu einer Jeden sagen und nicht sagen wolle. Er war bei dieser phantasierten Unterhaltung so mannigfach geistreich, so epigrammatisch witzig, so unwiderstehlich liebenswürdig, daß er im Genuß seiner selbst ganz vergaß, wie Alles, was er bis jetzt nur geträumt, noch zu verwirklichen sei. Als er sich plötzlich der Stunde und der Oertlichkeit erinnerte, sah er mit Beschämung, daß es schon ganz dunkel war und daß er sich noch immer in seinen Zimmern befand. Zu seinem größten Schrecken fiel ihm ein, der Kaffee könnte bereits zu Ende und die Damengesellschaft fort sein. Er horchte an seiner Thür — nein, es war noch Alles da, man hörte es am Schnattern. Lieber Himmel, was diese Frauen schnattern konnten! Und da hinein sollte er! Greg wurde plötzlich scheu. Während die Damen drüben zu glauben anfingen, ihre Gesellschaft sei ihm „offenbar zu schlecht,“ fürchtete er sich vor ihnen, wie ein Schuljunge. Endlich kam, von Tilda heimlich abgesendet, das Mädchen und frug, ob er Feuer und Licht wünsche? Da faßte er sich ein Herz, dankte, nahm rasch seinen Hut und ging entschlossen hinüber.

XI.

Am nächsten Morgen lag er auf dem Sopha in seiner Wohnstube und hatte Migraine.

Das Mädchen, ein kurzes derbes Bauernkind aus der Umgegend, trappelte mit ihren harten Schuhen um ihn herum und brachte ihn zur Verzweiflung. Seinerseits versetzte er sie in ein starres, dummes Erstaunen. Sie hatte gar nicht gedacht, daß ein so junger Herr so schrecklich böse sein könne. Nichts war ihm recht. Bald war's zu hell in der Stube, bald zu finster, bald zu heiß, bald zu kalt. Das Fräulein hatte er gar nicht sehen wollen, und die Madame auch nicht; als sie gefragt hatte, ob sie kommen dürften, da hatt' er ordentlich gebrüllt. Und alle Augenblicke wollte er 'was Anderes. Jetzt Essig, dann Citronen, dann kalt Wasser, dann Thee, dann Bouillon, dann wieder gar Nichts. Offenbar war Greg nicht liebenswürdig, wenn er Migraine hatte.

Migraine ist auch wirklich nichts Angenehmes, selbst wenn man sie als Buße für allzu angenehm verbrachte Stunden auszuhalten hat; Greg aber, der arme Mensch, hatte sie in Folge von einer schrecklich unangenehmen Stunde. Es war nämlich gestern Alles ganz anders gekommen, als er sich vorgestellt hatte. Sein Eintritt allerdings war so glänzend wie möglich gewesen, der ganze Damenkreis hatte sich erhoben, hatte geknixt, gelächelt und sich gefreut. Aus Eva's braunen Augen hatte dem jungen Mann ein Blitz entgegengezuckt, wel-

cher zu verrathen hatte, wie sie auf ihn gewartet. Aber damit war es auch aus gewesen. Um der allgemeinen Befangenheit ein Ende zu machen, hatte Greg den nächsten Stuhl genommen, welchen er leer gesehen hatte. Dieser Stuhl stand neben Madame Schabe. Madame Bitter sagte süß lächelnd: „Es wird Sie interessiren, Herr Lupinski, Madame Schabe ist diesen Sommer auch in England gewesen.“ — „Oh?“ fragte Greg höflich, und wandte sich halb zu der Mutter Martha's. — „Ja wohl,“ antwortete Martha's Mutter, „wir haben Verwandte dort, d. h. ich habe sie, ich bin eigentlich von englischer Familie, mein Großvater kam herüber, er war Mechaniker und gründete eine Fabrik, dabei habe ich meinen Mann kennen gelernt, mein Vater kaufte Holz von ihm —“ Greg sah die Frau mit entsetzten Augen an; es war dem Aeußern nach eine nette Frau, viel zierlicher, als die Tochter, auch dem Wesen nach war sie netter, freundlich, entgegenkommend; aber dem unglücklichen Insekt Greg, welches so unversehens in das Netz ihrer Beredsamkeit gefallen war, kam sie wie die blutdürstigste Spinne vor, die er je gesehen. Eva schoß einen zornigen Blick auf Madame Bitter: warum hatte sie die Vermittlerin zwischen dem unschuldigen jungen Menschen und der mitleidlosen „Schnatterbox,“ der Schabe, gemacht? Jetzt war er verloren, für Eva nicht minder, wie für alle Uebrigen. Die „Uebrigen“ wußten das ebenso gut wie Eva, sie lächelten gekniffen und resignirt auf ihre Strickzeuge, Häkeleien und Stickereien herab, und fingen mit halblauter Stimme das unterbrochene Gespräch wieder an. Dem zwischen Greg

und der Madame Schabe zuzuhören, lohnte sich nicht der Mühe; sie wußten, daß der junge Wintergast höchstens Raum zu einem Oh? oder Ah? finden würde, und was Madame Schabe sagen konnte, das hatten sie bereits zwanzig oder selbst dreißig Mal gehört. Und Greg sagte sogar nicht: Oh? oder: Ah? — er lehnte sich, so gut es ging, an seinen Stuhl, ließ den Kopf auf die Brust sinken und ergab sich in sein Schicksal. Er wußte, der Arme, was Frauen im Reden leisten können, er hatte seine Mutter die Kreuzzeitung paraphrasiren hören. So hörte er denn auch jetzt, wie Madame Schabe geheirathet hatte und nach Rosenfelde gekommen war, wie sie Martha geboren und auferzogen hatte, wie das sehr schwer gewesen war, denn man sollte es nicht denken, so stark sie aussah, so schwächlich war sie — das Geringste griff sie an, nur in der Wirthschaft konnte sie thätig sein, soviel sie wollte, das schadete ihr nichts, aber Alles, was das Gemüth betraf, es war unglaublich, was sie da reizbar war, darum hatten sie auch, sie und ihr Mann, als sie nach einem Pensionat für sie gesucht hatten — denn sie hatten sie müssen in ein Pensionat thun, zu Hause mit den Gouvernanten und Hauslehrern war es nicht gegangen, da hatte sie nie gefolgt und sich immer über die Lehrer lustig gemacht — gut, sie hatten sich also entschlossen, sich von ihr zu trennen, nur auf zwei Jahr, länger hätt' es der Vater nicht ausgehalten, es war unglaublich, was er sie liebte — am Ende, es konnte ja nicht anders sein — das einzige Kind! Ja und so hatten sie in ganz Dresden nach einer gesunden Lage gesucht, denn gesunde Luft war

das Kind gewohnt — der Holzhof lag ja unmittelbar am Flusse — sie hatten auch endlich eine Anstalt mit einem großen Garten gefunden, und sie war da gewesen und hatte auch Französisch und Englisch gelernt — aber als sie im Sommer nach Paris gegangen waren — das Mädchen war so eigen, so scheu und so fest, kein Wort Französisch war aus ihr herauszukriegen gewesen, Madame Schabe hatte hervorsuchen müssen, was ihr noch aus ihrer Jugend erinnerlich gewesen, denn ihr Mann verstand natürlich nur Deutsch. Und gefallen hatte es Martha in Paris durchaus nicht — das Mädchen war so eigen — war sie in Rosenfelde, langweilte sie sich, und reisten sie mit ihr, so wünschte sie sich nach Rosenfelde zurück. Am Schlimmsten war es in Calais gewesen — als sie um zwei Uhr Nachmittags auf's Schiff gekommen, hatte Martha so zu weinen angefangen, daß man sie gar nicht hatte beruhigen können, und warum? — weil sie das Wasser so dicht vor sich gesehen. Es wäre nicht möglich gewesen, sie zur Abfahrt zu bewegen — sie hatte himmelhoch gebeten: nur in der Nacht, nur in der Nacht! damit sie das Wasser nicht sähe. Gut, sie waren in der Nacht gefahren, hatten schändlichen Sturm gehabt, Madame Schabe war abscheulich krank geworden, Martha ganz gesund geblieben, aber trotzdem hatte sie während der ganzen Ueberfahrt nichts gethan, als geweint und gejammert, und in London war Alles, sogar die Ausstellung für sie so gut wie nicht dagewesen, sie hatte immer nur daran gedacht, daß sie wieder über's Wasser zurück müsse. Englisch hatte sie natürlich ebenso wenig gesprochen, wie Französisch, und seitdem sagte sie,

so oft der Vater von neuen Reiseprojekten anfing — hier mußte Madame Schabe abbrechen, denn ein allgemeiner Aufbruch fand Statt. Was wir in wenigen Zeilen zusammengedrängt haben, das hatte in ihrem Munde, Dank ihrer Genauigkeit und Ausführlichkeit, über anderthalb Stunden ausgefüllt. Die Stunde, wo in Rosenfelde die Kaffee's aufhörten, hatte so gut wie geschlagen, und wenn die Damen im Aerger über Gregs Beschlagnahme durch Madame Schabe dieses Mal der Stunde ein wenig zuvorkamen, wer will es ihnen verdenken? Es ist hart, wie das jüngste Fräulein Rettig zu Hause sich ausließ, wenn man sich drei Tage lang auf einen Menschen „gespitzt" hat, und er wird einem so von einer einzigen Person vor dem Munde weggenommen. Am härtesten war es für den armen Greg gewesen; er hatte nicht „eblouiren," nicht siegen, ja, nicht ein einziges Wort mit Eva sprechen können; dafür hatte er in halber Betäubung aus Tilda's Händen ein Stück Kaisertorte und ein Glas Kardinal nach dem andern an- und — „dreifacher Esel," der er war — auch zu sich genommen. Da er nun für gewöhnlich außer den regelmäßigen Mahlzeiten nie etwas genoß, so hatte er sich unvermeidlich „beessen" müssen, ein Ausdruck, den Greg einst von einem sehr liebenswürdigen Fräulein aus Halle gehört und seitdem gewissenhaft anwandte, so oft er mit seinem Magen in irgend einen Conflict gerieth. Ja, es war dieses weichliche Gebäck, dieses süßliche Gebräu und vor Allem die „infernale" Holzhändlerin, durch welche er so elend geworden war. Da ging er nun zu diesem „stupiden" Kaffee, lediglich um

Eva zu sehen, um mit Eva zu sprechen, hatte nur einen Blick von ihr — Eva würde glimpse gesagt haben — hatte kein Wort mit ihr gewechselt und hatte dagegen heute den Gräuel der Gräuel, diese „höllische, vernichtende, niederträchtige" Migraine!

XII.

Aber wenn man Migraine hat, so ist man ja krank, und wenn man krank ist, so kann man ja den Doktor rufen lassen. Dieser Gedanke erleuchtete auf einmal Gregors verdüsterte Gehirnschale, wie ein Sonnenstrahl eine dunkle Höhle. Der Leidende erhob sein schmerzendes Haupt, ohne auf das protestirende Klopfen darinnen zu achten, griff nach dem Klingelzug und riß so kräftig daran, daß er ihm beinah in der Hand geblieben wäre.

„Na, da geht's schon wieder los," sagte das Mädchen, welches in der Küche nebenan eben den Topf mit Kohlrabi umschüttelte. „Fräulein Tilda, nehmen Sie doch 'mal den Topf," fuhr sie fort, wischte sich die Hände, trappte zu Greg hinein und begrüßte ihn mit der liebenswürdigen Frage: „Na, was wollen Sie denn nu wieder?"

Greg, welcher von der Anstrengung des Klingelns schwach geworden war, stöhnte leise: „Den Doktor Steinthal."

„Den Herrn Medicinalrath?" erkundigte sich der liebreiche dienende Geist.

„Ja.“

„Was soll er denn?“

„Herkommen.“

„Zu Ihnen?“

„Doch nicht zu Ihnen?“ erwiederte Greg mit der Fieberkraft der Empörung.

„Ne,“ sagte das Mädchen grinsend, „zu mir nicht. Und wann soll er denn herkommen?“

„Jetzt gleich, augenblicklich.“

„Jetzt wird er aber gerade essen.“

„Jetzt?“ fragte Greg entsetzt. „Es ist ja noch nicht Zwölf.“

„'s ist aber gleich Zwölf, und um Zwölf ißt hier Alles, unsere Herrschaft und der Herr Medicinalrath auch.“

„So soll er sein Essen stehen lassen und kommen.“

Das Mädchen kam verblüfft in die Küche zurück. „Was das vor'n junger Herr ist!“ sagte sie zu Tilda, welche mit einem schlimmen Lächeln am Kochofen stand. „Der Herr Medicinalrath soll sein Essen stehen lassen und herkommen.“

Tilda lachte jetzt. „Da mußt Du hin, Christel.“

„Und soll ich das sagen?“

„Nicht gerade das, aber eilig mußt Du's machen.“

„Gedeckt ist,“ brummte Christel. „Werden Sie aber nach den Kohlrabi sehen, daß sie nicht verbrennen?“

„Ja, geh nur.“

Christel nahm ihren lila Kattunmantel um und wanderte ab, nicht ohne für sich hin zu raisonniren. „Da braucht man nu mal heute nicht Essen zu holen, weil er

krank ist, und da muß man gleich den Doktor holen! Man hat immer Mühe mit ihm, er mag krank oder gesund sein. Und schmutzig ist es!"

Es ist wahr, Christel trat bei jedem Schritt tief ein. Am Tage vorher war der Boden noch aufgeweichter gewesen, dermaßen aufgeweicht, daß Greg sich gefragt hatte, wie es denn die Damen machen würden, um mit einigermaßen reinlichen Kleidern den Berg herauf zum Kaffee zu kommen? Die Rosenfelderinnen achteten indessen ihre schmutzigen Wege nicht, sie waren daran gewöhnt, selbst wenn es sich um einen Ball handelte. Bisweilen langten sie zwischen zwei Wassern im Tanzsaal des Mönches an, und waren deshalb nicht minder vergnügt. Wäre Christel zum Tanz gegangen, hätte sie sich ebenfalls nicht beklagt, daß es schmutzig sei, aber so befand sie sich auf einer Sendung der Menschenfreundlichkeit, und das änderte die Sache. Christel machte im vollsten Sinne das Sprichwort wahr: „wie die Frau, so die Magd."

Wenn danach geurtheilt werden darf, so mußte im Steinthal'schen Hause das Wohlwollen daheim sein, denn kaum daß Christel herausgegrunzt hatte: „'s ist wegen unserm jungen Herrn — er ist krank und verlangt den Herrn Medicinalrath," so beeilte sich auch das Mädchen, welches ihr die Thür aufgemacht, sie geschwind zum Doktor zu führen, der sich bereits im Eßzimmer befand.

Christel wiederholte ihre Botschaft und setzte grämlich hinzu: „Und gleich sollen Sie kommen — Fräulein Tilda hat mir gesagt, ich soll's eilig machen."

„Wartet eine Viertelstunde mit dem Essen auf mich,"

sagte der Medicinalrath und ging hinüber in sein Zimmer, um sich anzukleiden.

„Das ist von der Schabe!“ rief Eva, sobald der Vater die Thür geschlossen hatte. „Da siehst Du, Mama, daß ich gestern nicht umsonst böse war.“

„Aber Eva!“ erinnerte die Mutter mit einem warnenden Blick auf Adeline.

„Was ist von der Schabe? Daß der junge Mann krank ist?“ fragte der aufmerksame Backfisch.

„Da hast Du's!“ sprach die Räthin vorwurfsvoll.

„Warum hört sie ewig zu?“ erwiederte Eva heftig.

„Isch habe doch Ohren, Evchen.“

„Ja, die hast Du. Lang — wie —“

„Nischt so lang wie Deine Nase.“

„Aber Addy!“ sagte jetzt die Mutter. Die Erziehungsmethode der armen Räthin hatte meistens in den Worten: „Aber Eva!“ „Aber Addy!“ u. s. w. u. s. w. bestanden, und für solche verzwickte kleine Menschenkräuter, wie Eva und Adeline, war das nicht hinreichend. Die beiden mittelsten Töchter waren besser gerathen, aber bei der ältesten und der jüngsten hätt' es eines energischen Charakters und eines bewußten Willens bedurft. Die Räthin war zu geistvoll, um ihre Unzulänglichkeit nicht selbst zu fühlen; mehr als ein Mal hatte sie zu Eva gesagt: „Wenn Du nur eine ruhige und strenge Mutter hättest, die wäre für Dich gut.“ — „Für Addy auch,“ hatte darauf Eva geantwortet. „Addy ist um kein Haar besser, als ich.“ — „Leider!“ seufzte dann die arme, bekümmerte Räthin.

Jetzt suchte sie dem Backfisch die Nothwendigkeit der

Discretion beizubringen. „Du mußt es nicht sagen, daß Eva sich einbildet, Madame Schabe hätte den jungen Mann krank gesprochen,“ belehrte sie ihr Nesthäkchen.

„Hat Eva also Unrecht, daß sie es sisch einbildet?“ inquirirte Abby.

„Natürlich hab' ich Unrecht — hab' ich nicht immer Unrecht?“ fiel Eva bitter ein.

„Aber Eva!“ sagte die Mutter.

„Also hat Eva Recht?“ fragte die beharrliche Abby.

Die arme Räthin saß wieder einmal glücklich in einem der Winkel fest, in welche Backfische beiderlei Geschlechtes durch Fragen ihre unglücklichen Mütter zu treiben pflegen. Was sollte sie thun? Eva preisgeben, oder ihr Recht geben? Sie half sich mit Vielleichts. Es konnte sein, daß der junge Mann nicht gewöhnt war, längere Zeit so lebhaft sprechen zu hören, wie die gute Schabe zu sprechen pflegte. Es war eine prächtige Frau, von den vortrefflichsten Eigenschaften — selbst Virginie hatte der Ansteckung durch diese Rosenfelder Phrase nicht zu entgehen vermocht — aber sie sprach allerdings gern und viel. Man mußte nicht so viel sprechen, es konnte Fremden leicht zu viel werden. — — „Also hatte Eva Recht?“ wiederholte Adelinde. — „Sie kann wenigstens Recht gehabt haben,“ schloß die Mutter, und dann saß sie erschöpft still und dachte: „Ob ich meiner Mama auch so viel Noth gemacht habe, wie diese Kinder mir machen? Mir ist's immer, als wäre meine Erziehung ganz von selbst vor sich gegangen.“

Adeline saß auch still und, wie es schien, in heilsamen Ueberlegungen. Plötzlich indessen erhob sie ihre

helle Stimme und erklärte: „Misch hungert schrecklisch — ob Papa noch nischt kommt, damit wir essen können?“

„Papa kommt,“ sagte Eva, die am Fenster klebte. Ihre Stimme zitterte, und das Blut trat ihr zum Herzen zurück. Eine aufmerksame Mutter wäre betroffen worden, aber das Herz Virginiens hatte für das innere Leben Eva's kein Ohr.

Adeline, die hingelaufen war, um zu klingeln, kam jetzt zurück und blieb gaffend vor Eva stehen, welche sich dem Zimmer zugewandt hatte. „Warum bist Du denn so roth, Evchen?“ fragte der mitleidlose Backfisch.

Eva hätte den Backfisch ein klein wenig erdrosseln mögen. „Dieses Kind ist der Dämon meines Lebens,“ dachte sie leidenschaftlich. „Warum muß mir das Blut in die Wangen zurückschießen, und warum muß sie es sehen? O die Sklaverei der Familie, wo man stets bespionirt wird!“ Laut sagte sie: „Es ist furchtbar heiß hier.“

„Heiß? Isch dächte nischt,“ remonstrirte Backfisch. „Mama, Evy sagt, es sei hier so heiß — isch find' es eher kalt — wie findest Du es?“

„Weder heiß, noch kalt,“ antwortete die Mutter und fragte dann den eintretenden Gatten: „Nun, was war es mit dem jungen Mann?“

„Kopfweh, Ungeduld und Langeweile,“ antwortete der Medicinalrath lächelnd. „Ein Querkopf, hierherzukommen, wo ihm Nichts recht ist und Nichts recht sein kann! Uebrigens ein netter, intelligenter, gebildeter Mensch, für den man sich interessiren kann. Wir müssen uns seiner etwas annehmen, Virginie — ich habe ihn

morgen Abend zum Thee eingeladen — ist es Dir recht?"

„Ganz recht!" antwortete die Räthin.

„Endlich!" dachte Eva.

XIII.

Einige Wochen später schrieb Greg an seine Schwester Laura, die, wenn er nicht daheim war, die Familiencorrespondenz mit ihm führte: „Ich richte mich mehr und mehr hier ein. Das materielle Leben ist wo möglich noch miserabler geworden, indem die gute Frau Wirthin aus dem Mönch es möglich macht, jetzt, mitten im Winter, altes Fett, alte Butter und alte Cotelettes zu liefern. Desgleichen habe ich mich trotz Deiner Spöttereien und Ermuthigungen noch immer nicht entschließen können, Fräulein Tilda zu erklären, ich wolle mir von nun an meinen Kaffee selbst kochen. Du kennst Fräulein Tilda nicht, nicht ihre schrecklichen schwarzen Augen, die Einen immer durch und durch zu sehen scheinen, nicht die Art, auf welche ihr Gesicht sich verzieht, wenn ihr das Geringste nicht recht ist. Ihre scharfe schwarze Physiognomie bekommt dann das diabolisch Groteske der Zwergenmasken, und mag, wer es kann, einem solchen Anblick gegenüber Muth behalten; ich vermag es nicht. So trinke ich denn nach wie vor Cichorie, und esse, wie schon bemerkt, lauter Antiquitäten, aber trotzdem fühle ich mich doch hier je länger, je wohler. Die vollkom-

mene Ruhe, welche ich zu meinen Studien habe, thut mir ungemein gut. Sie wird nur unterbrochen, wenn ich selbst will, d. h. wenn ich auf eine Abendstunde zu Steinthals hinunterschlendere, oder mit der Tochter und einer der drei Fräuleins Klar, oft auch mit allen vier Mädchen zusammen lange Spaziergänge unternehme. Die Gegend ist hier nicht großartig, aber von außerordentlicher Grazie im Detail, und der Winter thut ihr keinen Eintrag; im Gegentheil, die Contraste zwischen dem düstern Braun der Wälder und dem dämmernden Schneeton der Bergflächen und Thaltiefen sind unbeschreiblich schön. Dazu muß man noch nehmen, daß Eva Steinthal die Umgegend auf Meilen weit kennt, wie ihre Tasche, und uns jedes Mal zu einem neuen reizenden Punkte führt. Unsere Spaziergänge haben also das für mich erste Haupterforderniß: Abwechselung, denn wie Du weißt, ist mir Nichts langweiliger, als einen Tag wie den andern auf demselben Wege zu demselben Ziel zu wandern. Der Mensch ist dann eigentlich blos eine Spaziermaschine, die täglich zu einer gewissen Stunde in Bewegung gesetzt wird, um ihr Pensum abzuarbeiten. Hier dagegen haben wir jeden Tag das Impromptü einer Aussichtsüberraschung. Freilich, steigen müssen wir, und es ist gut, daß ich meinen Fuß wieder habe, denn Eva trippelt mit ihren kleinen Füßen selbst da voran, wo Weg und Steg aufhören. Das macht, sie ist so behend und leicht. Man hat immer Dir über die Leichtigkeit Deines körperlichen Wesens Complimente gemacht, aber ich glaube wahrhaftig, Du bist noch einmal so schwer, als Eva. Ob man sie füh-

len würde, wenn man sie in die Höhe hielte? Wenn sie nur nicht mit denselben kecken Füßchen und mit derselben fabelhaften Gewichtlosigkeit sich auf den Trugpfaden des Irrglaubens verklettert hätte! Irrglauben ist sogar noch zu viel gesagt — denn er setzt irgend einen Glauben voraus, er möge sein, wie er wolle. Aber Eva glaubt buchstäblich gar Nichts. Eine allgemeine Existenz nimmt sie an, innerhalb welcher sie als Stäubchen mitexistirt, und das ist Alles. Diese Existenz wird durch ein allgemeines Moralbedürfniß geregelt, und das ist wiederum Alles. Schade um das Kind, sehr Schade! Wäre sie nicht von Haus aus eine so energisch edle Natur, sie hätte schon wer weiß wie tief versinken müssen. So hält sie sich durch eigene Kraft im sittlichen Gleichgewicht, aber wird das, kann es auf immer sein? Du wirst mich nicht mißverstehen, liebe Laura, Du, die Du sowohl an meinen lustigen Launen, wie an meinen ernsten Gedanken Theil nimmst, wenn ich Dir gestehe, daß ich mich bisweilen recht schmerzlich um diese junge irrende Seele bekümmere."

Laura mißverstand den Bruder nicht: sie war wie in Allem, so auch in ihrer Frömmigkeit, das wohlerzogene junge Mädchen aus guter Familie, und sie beklagte „das arme, wilde Kind," die Eva, von ganzem Herzen. Aber wie war es möglich, daß sie, selbst wenn sie nur reformirt war, so gänzlich hatte verwildern können? War denn die ganze Familie Steinthal so? Christliche Eltern — Laura meinte nicht pietistische, denn die erzogen Indifferentisten, oder, noch schlimmer, Heuchler — aber christliche Eltern theilten ihren Kindern doch unwillkür-

lich vom Brod des Glaubens mit. Waren die Steinthals nicht christlich?

Gregor antwortete umgehend: „Ich kann Dir auf Deine Frage befriedigend antworten; ich habe mich durch den größten Zufall heute zum ersten Mal allein mit Eva befunden und sogleich ein tiefes bedeutendes Gespräch mit ihr gehabt. Ihre Eltern sind Schuld und nicht Schuld an ihrem trostlosen innern Zustande, welchen sie, wie sie mir heute gestand, ganz so empfindet, wie ich ihn für sie empfinde, ohne jedoch die Kraft zu haben, sich aus ihm emporzuraffen. Sie will das freilich nicht eingestehen — mit einer schönen kindlichen Schonung suchte sie jeden Tadel von ihnen abzuwenden. „Wenn ich verloren bin, wie Sie zu meinen scheinen," sagte sie, indem sie ihre gefalteten Hände auf die Kniee sinken ließ, mit unendlicher Wehmuth in Blick und Stimme, „so bin ich an mir selbst zu Grunde gegangen. Und doch ist's auch wieder nicht meine Schuld. Denken Sie denn, ich hätte nicht gekämpft wider meine Zweifel, nicht glauben wollen? Oh, ich habe bis zum Wahnsinn gerungen, ich habe geweint, ich bin krank geworden an meiner Sehnsucht nach dem Glauben — aber ich war nicht im Stande, ihn zu fassen. Ich kann nicht glauben. Es ist mein Unglück. Warum bin ich so geschaffen? Aber meine Eltern können nichts dafür. Sie haben durch Beispiel und Lehre Alles an mir gethan, was Eltern an Kindern thun können, eben so viel wie an meinen Schwestern; die sind gut eingeschlagen, die beiden verheiratheten sind ernsthaft fromm, Adeline ist sogar fanatisch religiös. Ich allein bin so geworden, wie ich bin. Vielleicht wäre es an-

ders gewesen, hätte ich jemals so ein recht offenes Zutrauen zu meinen Eltern fassen können. Aber auch das ist mir immer versagt gewesen.“ Du hörst es, Laura! sie hat nie ein rechtes Zutrauen zu den Eltern fassen können. Sie haben es nicht verstanden, sie im echtesten Sinne zu ihrem Kinde zu machen, selbst die Mutter nicht. Mangel an gutem Willen ist das sicherlich nicht gewesen, denn die Steinthals sind Menschen vom ernstlichsten, redlichsten Wollen des Guten. Aber vielleicht Begriffsmangel ihrerseits, vielleicht auch Unbegreiflichkeit von Seiten Eva's? Gewiß ist es, daß selbst ich über die chamäleonische Wesenheit dieses Mädchens noch nicht immer im Reinen bin, doch eben so gewiß ist es, daß nur eine Seele höhern Ranges den Muth zu solcher Demuth haben kann, wie Eva sie in ihren Selbstbekenntnissen gegen mich ausgesprochen hat.“

Der gute Greg, der jugendlich grüne Schwärmer, der wackere, redliche Träumer hatte sich von Klein-Eva recht hübsch fangen lassen. Erstens kostete der kleinen Person ein Bischen Demuth gar nichts. Es giebt eine Menge Personen, denen es der höchste Genuß ist, sich selbst recht zu erniedrigen, wohlverstanden, um dann von zwei schmeichlerischen Händen aufgerichtet und recht schön hoch auf irgend ein Piedestal, gelegentlich sogar auf einen Altar gestellt zu werden. Zu diesen Personen nun gehörte Eva. Außer in den höchsten Flügen ihres blinden Ehrgeizes oder in ihren Bewunderungsaugenblicken vor dem Spiegel fühlte sie sich nie inniger wohl, als wenn sie in so recht tiefer Zerknirschung durch und durch empfinden konnte, wie eigentlich ganz und gar nichts an

ihr sei. Schwerlich hat jemals ein Mädchen von fast fünfundzwanzig Jahren, einem Alter, in welchem der weibliche Stolz doch schon in seiner vollen Entwickelung ist, so häufig und so gern das kleine Schulkind vorgestellt, wie gerade unser „Evchen.“ Die ineinandergelegten Pfötchen herabgesunken, die Augen gesenkt, die Backen blutroth, das Mäulchen fest zugekniffen und weinerlich heruntergezogen, so konnte sie Viertelstunden lang dastehen und sich ausschelten und „schlecht machen“ lassen, daß, ihrer unglücklichen Jargonphrase nach, „kein Hund einen Bissen Brod von ihr genommen hätte.“ Das war keine Heuchelei, keine Komödie, aber Wahrheit des Herzens war es auch nicht; es war eine Rolle, in welcher Eva sich so gefiel, daß sie sich mit einer ehrlichen Selbsttäuschung hineinversetzte. Da sie eine ungemeine natürliche Gutherzigkeit und überdies eine Gemüthsweiche besaß, welche das dumme kleine Ding für gewöhnlich wie Contrebande unter ihren Heldinmienen verbarg, so war ihr diese Rolle des reuigen Kindes gleichsam eine natürliche und wurde ihr dadurch eine leichte. Ihre wirklichen guten Eigenschaften halfen ihr durch eine gespielte Tugend die Leute fangen und täuschen.

Eben so wenig Ernst, wie mit ihrer Demuth, war es ihr mit dem religiösen Bedürfniß, welches sie zum Besten Gregs improvisirte. Eva hatte buchstäblich nie daran gedacht, von selbst zu beten, und hatte sicherlich seit ihrer Confirmation keinen Augenblick mehr gehabt, sich mit Gott zu beschäftigen. Sie hatte ja so viel mit Eva zu thun! Indessen heuchelte sie auch bei der Erzählung ihrer Kämpfe keineswegs, und noch weniger war

sie sich bewußt, zu lügen. Sie erfand sie allerdings, aber sie glaubte an ihre Erfindung. In der Stunde, wo der lange, blonde Greg sie mit seinen großen, hellen Augen so ehrlich bekümmert ansah und sich so scheu und schonend nach ihrem Seelenzustand erkundigte, in dieser Stunde schwebte plötzlich vor ihrer Einbildungskraft die Phantasmagorie einer Eva, wie Greg sie zu sehen wünschen mußte, ungläubig allerdings, aber um so zu sagen unschuldig ungläubig und unglücklich durch den Unglauben. Und sie ward diese Eva. Geleitet durch den Instinkt des Gefallenwollens, welcher bei ihr eins mit dem Instinkt des Lebens schien, ward sie die Eva, welche Gregor, selbst wenn sie nicht religiös war, beklagen und lieben konnte. Wäre sie eine Heuchlerin gewesen, sie hätte sich fromm gestellt; sie war aber nur eine kleine Schauspielerin aus Naturell, und begnügte sich mit der Rolle des verirrten Lämmchens, welches auf den rechten Weg zu führen oder noch lieber zu tragen, Gregor unfehlbar in Versuchung gerathen mußte.

Das Erliegen vor dieser Versuchung meldete er der Schwester im nächsten Briefe. Da die Epistel, wie begreiflich, äußerst überspannt und hochtrabend lautete, wollen wir sie unsern Lesern und uns selbst ersparen. Nur so viel, daß Greg es für seine ihm ganz besonders von oben her aufgegebene Sendung erklärte, Eva's Seele zu retten, und daß er natürlich das nur zu Stande bringen konnte, wenn er Eva's Mann wurde. Um Erlaubniß, sie zu seiner Frau, wenigstens vorläufig zu seiner Braut zu machen, kam er daher durch Laura kindlich vertrauensvoll bei den Eltern ein. Ohne deren

Genehmigung wollte er keinen entscheidenden Schritt thun, erstens, weil er wirklich ein gehorsamer Sohn war, zweitens, weil er mit den Mitteln zu seinem Unterhalt gänzlich von den Eltern abhing. Aber Vorschläge zur Güte machte er. Der Vater sollte ihm ein Landgut kaufen, da wollte er abwechselnd den Acker bauen und Eva's Seele pflegen. Seine Nerven wären jetzt besser, versicherte er, überhaupt wäre er jetzt männlicher und reifer, so würde er den einmal erwählten Beruf mit Ernst und Stetigkeit verfolgen, und dann müßte ihm auch mit einem so poetischen Wesen, wie Eva, die Prosa der Landwirthschaft weniger fühlbar werden, als früher, wo er nur mit Knechten, Mägden und Kühen zu thun gehabt hätte. Kurz, Greg wollte Landwirth werden, Eva erretten, d. h. heirathen, und bat nur um möglichst schnelle Entscheidung, das wollte sagen, um die schleunigste und unbedingteste Einwilligung; „denn," schloß er sein Schreiben, „ob ich noch lange zu schweigen vermag, wenn sie mich mit ihren hellen braunen Augen so träumerisch fragend ansieht, das, Laura, wage ich nicht zu versprechen."

XIV.

Zwei Tage später sagte Gregor um drei Viertel auf Vier nach Tische: „Onkel — in der That, Dich hier zu sehen, hätte ich nicht erwartet."

„Ich auch nicht, mein Junge," antwortete ein großer

schlanker Mann von etwa sechsundvierzig Jahren, mit einem blassen, ruhigen Gesicht und einem kleinen, bedeutenden Kopfe, von dessen lichtbraunen Locken einzelne bereits ganz weiß waren. Es war der Mutterbruder Gregs, der Banquier Reginald Höhnel. Eigentlich mußte man sagen der frühere Banquier, denn seit einem halben Jahre hatte er seine Geschäfte abgewickelt und sich aus der Finanzwelt zurückgezogen.

Reginald war die einzige ausgezeichnete Persönlichkeit von der Familie, welche aus seinen drei Schwestern und deren respectiven Männern und Kindern bestand. Auch hegte Greg, obgleich er den Onkel mehr fürchtete, als liebte, eine tiefe Achtung, ja, gleichsam einen unwillkürlichen Respekt vor ihm. Daß der Onkel sich die Mühe gab, in dieser Jahreszeit Berlin zu verlassen, um nach dem Neffen zu sehen, machte Greg halb betreten, halb schmeichelte es ihm. Uebrigens konnte er sich wohl denken, weßhalb der Onkel kam. Er brachte die Entscheidung der Eltern über Gregs Bitte mit. Wie würde sie ausfallen? Durch und durch unruhig und Dank der Ueberraschung auch nervös erregt, versuchte Greg umsonst, den Unbefangenen zu spielen, indem er sich nach dem Gepäck des Onkels erkundigte.

„Ich hab' es in den Mönch geschickt," antwortete Reginald. „Dich um Gastfreundschaft zu bitten, war ich nach Deinen Schilderungen von dem Hauswesen der Madame Bitter nicht gerade aufgelegt."

„Du wirst dort um ein Geringes comfortabler wohnen, als hier," sagte Greg, „um so mehr, da Dich das Geräusch der Schleuse nicht stören wird, welches man im

Mönch vorzugsweise stark hört. Aber daß Du überhaupt hier bist, das ist ganz und gar wunderbar."

„Aeußerst einfach, wenn Du es Dir überlegst," entgegnete der Onkel, indem er den sogenannten Lehnstuhl einnahm, welchen Greg ihm an den Ofen geschoben hatte. „Wozu hat man denn keine eigenen Kinder? Um zehnfach mehr Mühe von denen anderer Leute zu haben, hauptsächlich von denen der lieben Angehörigen. Und wenn man nun, wie ich, mit einem Neffen gesegnet ist, der sich in ein Nest setzt, um zu studiren, und statt dessen plötzlich heirathen will, so muß man doch kommen, um mit eigenen Augen zu sehen, was geheirathet werden soll. Deine Mutter konnte unmöglich kommen — Deine Schwestern müssen auf die Bälle geführt werden. Dein Vater konnte auch nicht kommen, das begreifst Du. Auf wen also fiel die Verpflichtung? Auf mich. Das sah ich auch gestern Abend augenblicklich ein, und reiste daher heute in der Morgenkälte ab. Wozu hat man eine Familie?"

Reginald hatte absichtlich mehr gesprochen, als es sonst seine Art war, damit Greg erst wieder etwas zu sich selbst kommen möchte. In der That war der junge Mann, als der Onkel schwieg, so ziemlich seiner Bewegung Herr geworden, und fragte mit einem Anflug von Lächeln: „Also gestern Abend war's?"

„Ja, gestern Abend war's," antwortete Reginald, „daß ich mit der Katastrophe bekannt gemacht wurde nämlich; die Familienerschütterung war bereits beim Dîner vor sich gegangen, oder eigentlich beim Dessert, unmittelbar nach Empfang Deines Briefes. Aber wenn

Du nicht stehen wolltest? Es ermüdet so, an Dir hinaufzusehen, Du bist so sehr lang."

Greg holte sich schnell einen Stuhl, auf den er sich rittlings setzte, um die Ellenbogen auf die Lehne stützen zu können. Dabei frug er: „War die Familienerschütterung stark?"

„Die stärkste, welche Du noch veranlaßt hast," erwiederte ernsthaft der Banquier. „Sogar Dein Vater wurde bis zu einem „dummen Jungen" à ton adresse fortgerissen. Laura war statuenhaft bleich, Mimi rang die Hände, und Aennchen erklärte: sie wollte keine Schwägerin aus Rosenfelde." Mimi war die zweite Schwester Gregs, Aennchen war in der Lupinskischen Familie, was Abby in der Steinthalschen war. Greg konnte sich beide Mädchen, überhaupt die ganze Familiengruppe deutlich vorstellen. Viel Trost lag nicht in der Vorstellung: „der dumme Junge" des Vaters war geradezu bedenklich. Von der Mutter wußte Greg, ohne daß der Onkel es ihm gesagt hatte, daß sie einem Nervenzufall „erlegen" war. Er fragte nur: „Lag die Mutter zu Bett, Onkel?"

„Gestern Abend sicher; ob sie heute noch liegen wird, weiß ich nicht. Vielleicht wartet sie den Empfang meiner Depesche im Bette ab."

„Welcher Depesche?"

„Ich habe versprechen müssen, unmittelbar nachdem ich Dich gesehen, zu telegraphiren, ob ich Dich noch in statu quo gefunden."

„Aber denken sie denn, ich werde hier mit Haut und Haaren aufgefressen?" rief Greg ärgerlich.

„Etwas dergleichen. Jedenfalls sind sie in einer wahrhaft tragischen Angst um Dich.“

„Und Du solltest mich augenblicklich einpacken und zurücktransportiren wie einen Verrückten?“

„Ungefähr so. Das hab' ich indessen abgelehnt. Erstens vergißt Deine gute Mutter, daß Mons Greg sich eben nur dahin bringen läßt, wo er selbst hin will, und zweitens bewies ich ihr: ehe man Nein sage, müsse man wissen, warum.“

„Und so bist Du hergekommen —“

„Um Warums für das Familien-Nein zu entdecken? Ja, mein Junge.“

„Und wirst hier bleiben?“

„Ja, mein Junge.“

„Wie lange?“

„Das hängt von Dir ab.“

„Von meiner Widerstandsfähigkeit?“

„Ja, mein Junge.“

„Onkel,“ sagte Greg, sich heroisch aufrichtend, „dann bleibst Du lange hier, denn ich — ich bleibe fest.“

Die Wahrheit zu sagen, war Gregs Gefühl für Eva gerade heute nichts weniger, als fest und seiner selbst sicher. Es hatte am Abend vorher, zu derselben Zeit, wo die Finanzräthin im gestickten Nachthäubchen den Bruder pathetisch beschwor, ihren unglücklichen Knaben zu retten, einen gewaltigen Stoß erlitten, und zwar von keiner andern Hand, als von der kleinen, harten Pfote Eva's, denn Eva's Pfötchen war hart, obgleich es so klein war. Ihre Finger waren wie Zangen: wo sie unüberlegt zugriffen, brachen sie entzwei, oder thaten weh.

Und im Moralischen war es nicht anders, als im Physischen: wo Eva unüberlegt zugriff, da zerbrach sie, oder that weh. So hatte sie den Abend vorher Gregs keimende Neigung heftig verletzt, und wodurch? — Es klingt unglaublich, aber es ist darum nicht weniger wahr — durch ihre Parteinahme für den alten Botenmann von Rosenfelde.

Klimperzwerg, so hieß der Mann, war für jeden Unbefangenen eine vollkommen uninteressante Persönlichkeit. Ein alter, sehr häßlicher, sehr dummer und sehr ungeschickter Bauer. Für Rosenfelde, oder doch für die Rosenfelderinnen war er trotzdem der Gegenstand eines unbegreiflichen Pietätscultus. Wie er es geworden? Ob mit der Zeit? Ob durch einen gewissen Eigensinn seiner Verehrerinnen? Ob ohne allen Grund? Das Letztere dürfte am Wahrscheinlichsten sein; genug, daß er der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und des allgemeinen Vertrauens war, und trotz seiner geistigen Schwerfälligkeit mit der Schlauheit des Bauern die Manie der Rosenfelderinnen vortrefflich auszubeuten wußte. Mehr als ein Mal hatte er sich in seiner Botentracht mit dem Ränzel auf dem Rücken photographiren lassen, wie Evy es in ihrer „Rage" Gregor erklärte: „von vorn, von hinten und von allen Seiten," und eine dieser Darstellungen fehlte in keinem photographischen Album von Rosenfelde.

Greg war durch Madame Bitter, durch Fräulein Tilda und durch die Frau Doctorin Klar schon öfter mit Klimperzwerg geplagt worden; er hatte durchaus ein Original und einen Charakter in dem Alten erkennen sollen, und stets ungeduldig versichert: er für sein Theil

sehe in Herrn Klimperzwerg nichts, als eine extraordinär garstige Vogelscheuche. Auch ging er nur mit dem äußersten Widerstreben daran, sich besagter Vogelscheuche endlich zum Herbeischaffen der „Victualien“ zu bedienen, ohne welche er, bei der „Passion“ der Mönchswirthin für „vorsündfluthliche Butter“ und „einbalsamirte Cotelettes“ absolut nicht länger bestehen konnte, ohne buchstäblich Hunger zu leiden. Die ersten Male war er selbst in die nahe Stadt gefahren und hatte sich mit Delicatessen versorgt. Aber es langweilte ihn bald, wie eine Köchin nach Schinken, Aal und Pfeffergurken herumzulaufen, und überdieß mochte er, als Klein-Eva sich seiner erst bemächtigte, so wenig wie möglich von Rosenfelde fort. War es gleich mit der Eisenbahn nur eine Viertelstunde bis zur Stadt, so kostete doch jede Fahrt, Dank den unbequem auseinanderliegenden Zügen, einen vollen halben Tag, und den mochte Greg an seine Verproviantirung nicht wenden. Er hatte also eine Woche vorher, ehe er wegen seiner Heirath an Laura schrieb, „dem Klimperzwerg“ eine Liste von Nahrungsmitteln und zugleich den Betrag dafür anvertraut, welcher ihm von seinen eigenen Einkäufen her bekannt war. Klimperzwerg brauchte, da er nicht mit der Eisenbahn fuhr, zu einer Expedition in die Stadt jedes Mal einen ganzen Tag, und kam gewöhnlich so spät nach Hause, daß er fast immer erst am folgenden Morgen die mitgebrachten Gegenstände ablieferte. Greg, dessen Vorräthe fast gänzlich aufgezehrt waren, hatte ihn schon am Abend mit Ungeduld erwartet, und beeilte sich, als Klimperzwerg um 11 Uhr früh endlich

erschien, ihm Alles eigenhändig abzunehmen. Klimperzwerg reichte ihm phlegmatisch Stück für Stück zu, Greg that Alles in sein kleines Eßschränkchen, und sagte rasch: „Nun, noch das und noch das." Endlich murmelte Klimperzwerg in seinem abscheulichen Dialekt: es sei nichts mehr da. „Nun, und die Wurst?" fragte Greg. Die Stadt war berühmt wegen ihrer geräucherten Leberwürste, und Greg aß sie gern und hatte sich eine bringen lassen. Die aber kam nicht zum Vorschein, und statt ihrer reichte Klimperzwerg dem jungen Mann ein bloßes Mittelstück hin, von welchem beide Enden stark abgeschnitten waren. Greg fragte sehr verwundert: was denn das wäre? Klimperzwerg antwortete: „Die Wurst." — „Dieses Stück?" fragte Greg. „Hab' ich Euch denn nicht für eine ganze das Geld gegeben?" Klimperzwerg glotzte ihn an und erwiederte: der Kaufmann habe ihm nur das gegeben. — „Nun, so bringt es dem Kaufmann nur wieder," schloß Greg, „und sagt ihm, er solle eine ganze Wurst schicken, so viel wie ich bezahlt habe."

Klimperzwerg pflegte drei Mal wöchentlich in die Stadt zu gehen; er ging zwei Mal hinein, aber er brachte Greg keine Wurst mit. Greg ließ ihn durch Tilda befragen, er wußte keine Auskunft und hatte keine Wurst.

„Sonderbar," sagte Greg endlich, und da er wissentlich gern keinem Menschen Unrecht that, selbst wenn er ihn für eine Vogelscheuche hielt, so nahm er eigens einen kleinen Wagen und fuhr zu dem Kaufmann hinein. Dort hörte er denn, was zu hören er schon erwartet hatte, daß Klimperzwerg eine ganze unversehrte Wurst

empfangen habe. „Was er weiter damit gemacht hat und wie er sie Ihnen abgeliefert hat, das kann ich freilich nicht wissen," setzte der Kaufmann hinzu. „Mir hat er nichts gesagt und auch keine neue Wurst abverlangt. Uebrigens ist's nicht zum ersten Male, daß solche Klagen über den Klimperzwerg kommen — 's ist ein alter Filou."

Entrüstet und triumphirend zugleich fuhr Greg zurück und ging direkt zur Dunkelstunde in's Bittersche Wohnzimmer. „Sehen Sie, ich habe Recht gehabt — Ihr Klimperzwerg taugt nichts," sagte er und erzählte die Geschichte. Seiner Meinung nach reichte eine solche, Unredlichkeit vollkommen hin, um einen Menschen auf immer zu ruiniren. Wie ward ihm, als er die Schwestern noch ebenso fanatisch für den bezaubernden Klimperzwerg fand, wie nur je! Sie weigerten sich geradezu, an die Möglichkeit einer Veruntreuung durch „diesen" Mann zu glauben. „Aber —" sagte Greg. — „Es ist mir nicht möglich, ich kann es nicht über's Herz bringen, dergleichen von unserm Klimperzwerg zu denken," wiederholte Madame Bitter mit sanftem Kopfschütteln. — „Aber ich habe doch die ganze Wurst bezahlt und nur eine halbe bekommen!" — „Es ist ein Irrthum." — „Ein Irrthum? Was ich mit Händen greife und mit Augen sehe, ein Irrthum?" rief Greg, zornig, wie die Logik es dem absichtlichen Mißverstehen gegenüber immer wird, wenn die Logik einiges Temperament hat. — „Ja, ein Irrthum," bestätigte Tilda, die sanft wurde, um Klimperzwergs Anwalt zu spielen. „Der Klimperzwerg ist in der Küche," meldete Christel an der Thür. „Oh, da geh'

doch, Kleine, und frag' ihn noch ein Mal," sagte Madame Bitter, „gewiß wird er heute Alles aufklären können." Tilda trippelte fort, Greg spazierte im Zimmer hin und her, stellte sich an die Fenster, trommelte an den Scheiben — er kochte vor Aerger „über die beiden Weiber, die einem Diebe das Wort redeten." Tilda kam freudig lächelnd wieder, Klimperzwerg hatte Alles erklärt: er hatte ein Paar Katzen, die sehr genäschig waren — die hatten Gregs Wurst angefressen. — „Gleich an beiden Enden?" frug Greg. Tilda bejahte. „Und abgeschnitten auch?" — „Nein, das hat er gethan, damit es nicht so schlecht aussähe." — „Oh, ich wußte ja, daß unser Klimperzwerg nichts Unrechtes thun könnte!" sprach Madame Bitter mit ihrem strahlendsten Lächeln.

Greg stand da, und sah eine Schwester um die andere an. So eine Verstocktheit war ihm doch noch nicht vorgekommen. Waren sie wirklich so mit Blindheit geschlagen, oder machten sie sich über ihn lustig? Das wollte er sie eben fragen, da huschte Eva herein.

„Was giebt's? was ist?" fragte sie, mit ihrem scharfen Auge sogleich wahrnehmend, es stehe nicht Alles wie gewöhnlich.

„Ah, jetzt werde ich hören, ob in Rosenfelde durchgängig gestohlen nicht gestohlen ist!" rief Greg, und trug Eva seine Sache vor.

„Und das können Sie von Klimperzwerg denken, und nicht blos denken, sondern sogar sagen?" fragte Eva. „Das hätte ich von Ihnen nicht gedacht. Pfui, Herr Lupinski! Pfui! Pfui!"

Eva sprach diese häßliche Interjection stets in einem sehr widerwärtigen schrillen Tone aus. Greg gellten die Ohren, und zugleich wußte er nicht, ob er recht gehört. „Wie, auch Sie nehmen die Partei dieses Subjectes?“ fragte er.

„Und wessen Partei sollte ich nehmen, wenn nicht die unsers armen, lieben, prächtigen Klimperzwergs?“ erwiederte Eva in einer ihrer Heldinnenstellungen.

„Sehen Sie, da haben Sie's,“ lachte mit Koboldslust und Koboldtücke Fräulein Tilda. Sie war äußerst vergnügt. Erstens wurde Greg geärgert, und zweitens that Eva sich Schaden bei ihm.

Greg wollte noch nicht glauben, daß seine bewunderte Eva, wegen welcher er am Tage zuvor an Laura geschrieben, wie man von seiner Geliebten schreibt, ebenso „eigensinnig verrückt“ sein sollte, „wie Madame Bitter u. Co.“ — „Sie scherzen gewiß nur, Fräulein Evy,“ sagte er mit schmeichlerischer Eindringlichkeit.

„Scherzen? Ich?“ entgegnete Eva. „Wüthend bin ich auf Sie. Pfui!“

Wenn Eva dergleichen Declamationsübungen à propos de bottes anstellte, so nannte sie das ihre Unabhängigkeit wahren. Besonders versessen war sie auf diese Verwahrungen ihrer Unabhängigkeit Männern gegenüber, von denen sie sich angebetet glaubte. Auf diese Weise flößte sie ihnen das Bedürfniß ein, sich ihrerseits unabhängig zu zeigen, und zwar — unabhängig von Eva.

Auch Greg hatte sich seit dieser Meinungsverschiedenheit über Klimperzwerg eigenthümlich frei und los von

Eva gefühlt, und da mußte gerade der Onkel angedampft kommen, um seiner Neigung den Puls zu fühlen. Ehrenhalber konnte Greg sich doch nicht so unmittelbar nach seinem emphatischen Briefe an Laura in seiner wahren kläglich herabgesunkenen Stimmung verrathen, er stachelte sich daher auf und gab die erwähnte heroische Erklärung.

Reginald Höhnel kannte so gut das menschliche Herz, wie — den Geldmarkt. Greg konnte ihn nicht betrügen; er dachte: „Wie? Schon Abkühlung?“ Verhehlt darf nicht werden, daß er den Neffen in diesem Augenblicke noch geringer schätzte, als für gewöhnlich. Nicht ein Mal drei Tage lang verliebt bleiben zu können — es war allzu jämmerlich. Doch er war ja hergekommen, um das Ergebniß zu erzielen, welches sich inzwischen ganz von selbst vorbereitet hatte. Er durfte also dem Neffen über seinen Wankelmuth keine Moral lesen, aber er wollte ihm denselben auch nicht gar zu sehr erleichtern. Greg sollte für seine Dummheit durch einige Angst vor den Folgen derselben bestraft werden. „Damit er uns das gleiche Stückchen nicht so bald wieder spielt,“ dachte der Onkel.

Darum sagte er: „Wenn Du fest bleibst, so würde die Angelegenheit ganz anders zu liegen kommen, und in dem Falle,“ setzte er mit wohlverstecktem Spott hinzu, „ginge meine Vollmacht zu Ende, und ich könnte nur noch privatim als Freund für Dich handeln. Jedenfalls muß ich einige Tage daran wenden und diese verlockende Eva studiren. Wie komm' ich am Leichtesten dazu, sie zu sehen?“

„Ich kann Dich morgen schon im Hause einführen,

ich bin bekannt genug dazu," entgegnete der arme Greg, dem die Angelegenheit ein drohend ernstliches Ansehen zu gewinnen schien.

„Gut," sagte der Banquier.

„Aber wenn — wenn Du sie früher noch sehen willst — sie kommt heute Abend zum Thee zu meiner liebenswürdigen Wirthin."

„Allein?"

„Mit der jüngsten Klar."

„Man gibt Dir wohl hier Gelegenheit? Man wünscht die Heirath?"

„Man giebt mir Gelegenheit, Eva zu sprechen, aber schwerlich wünscht man, daß ich sie heirathen soll. Sie befördern scheinbar die Sache, um sich liebes Kind bei Steinthals zu machen, denen natürlich viel an einer Heirath für Eva gelegen sein müßte, besonders mit mir —"

„Ah?" warf der Banquier ernsthaft dazwischen.

„Das kannst Du Dir doch denken," erwiederte Greg mit Selbstbewußtsein; „Eva ist nicht mehr ganz jung, und — meine Eltern sind reich. Aber," fuhr er fort, ohne die ironische Aufmerksamkeit des Onkels wahrzunehmen, „wenn den Bitters wirklich etwas daran gelegen wäre, daß ich Eva heirathen sollte, so würden sie mir nicht unaufhörlich Schlimmes von ihr beizubringen suchen, wenigstens was sie für Schlimmes halten."

„Zum Beispiel?" fragte Reginald.

„Oh — daß sie im Hause Nichts thun will, immer schreibt, liest, zeichnet — daß sie überhaupt so viel liest, vorzüglich medicinische Bücher —"

„Ah,“ fragte der Bankier, „Fräulein Eva studirt medicinische Bücher? Das ist ja interessant!“

„Es gefällt Dir nicht?“ fragte Greg unruhig.

„Es ist nicht eben gewöhnlich bei einer jungen Dame. Warum hat sie sich gerade dieses Studium gewählt?“

„Sie sagt — es befördere die Menschenkenntniß.“

„Schwerlich die Weiblichkeit,“ dachte Reginald. Dann fragte er: „Darfst Du mich denn diesen Abend gleich drüben einführen, damit ich Deine schöne Menschenkennerin wenigstens vorläufig kennen lerne?“

„Sie werden unerhört geschmeichelt sein,“ erwiederte Greg eifrig.

„Sehr verbunden,“ entgegnete Reginald lächelnd; „frage aber doch lieber an: es ist besser, sicher zu gehen.“

„Willst Du nicht gleich einen Augenblick mit hinüberkommen?“

„In Reisekleidern?“

„In Rosenfelde!“

„Rosenfelde oder nicht Rosenfelde, Anstand muß sein. Geh' und frage, ob ich mich den Damen zur Theestunde — wann ist die?“

„Um sieben,“ bekannte Greg schüchtern.

„Gut, um sieben also vorstellen darf, und hast Du die Erlaubniß, so zeige mir den Weg in mein Hôtel, damit ich mich umkleiden kann.“

XV.

Man könnte sich schwerlich zwei umgewälztere Personen vorstellen, als Madame Bitter und ihre Kleine in den nächsten Stunden. Greg würde gesagt haben, bouleversirtere — wir ziehen die Verdeutschung des französischen Ausdrucks vor. Umgewälzt oder bouleversirt ist indessen gleichviel, das eine wie das andere Wort bezeichnet treffend das innerliche Drunter und Drüber, in welchem die beiden Schwestern sich befanden. Der Onkel aus Berlin, der steinreiche Banquier, expreß gekommen, um ihren Gast zu besuchen, von der Eisenbahn direkt in ihr Haus gekommen, gleich am ersten Abend bei ihnen zum Thee — was für eine Ueberraschung, was für eine Ehre und — was für ein Aerger!

Denn es war um Eva's willen, daß er kam, daran war gar nicht zu zweifeln. „Es ist um des dummen Mädels willen," sagte Tilda, „ganz offenbar blos um ihretwillen. Wozu käme er denn sonst her, auf einmal und mitten im Winter? Ist das eine Wirthschaft wegen dieses Dinges!"

Madame Bitter antwortete nicht gleich. Das Sprichwort sagt: „Meißner, Gleißner;" Madame Bitter schien es wahr machen zu wollen, denn sie heuchelte selbst allein mit ihrer Kleinen. Nur wenn ihr Temperament mit ihr durchging, ließ diese bürgerliche Diplomatin sich sehen, wie sie war.

In diesem Augenblicke indessen war sie vollkommen Herrin ihrer selbst, und so sagte sie denn mit ihrem

sanftesten Lächeln: „Wenn es wäre, wie Du meinst, Kleine, so müßten wir uns ja unserer Eva wegen herzlich freuen. Vorausgesetzt nämlich, daß der Onkel nicht etwa kommt, um den Neffen mitzunehmen. Denn das könnte auch der Fall sein.“

„Allerdings, das könnte auch der Fall sein,“ wiederholte Tilda Klemm gedankenvoll. Sie wußte nicht, sollte sie sich freuen, oder ärgern, wenn der Banquier den Neffen holen kam. Eva verlor dann freilich ihre Eroberung, aber sie verloren nicht minder ihren Gast. In der Unsicherheit wurde sie noch böser auf Eva, das war wenigstens etwas Sicheres. „Ewig hat sie was mit den Männern,“ sagte sie bissig; „keinen einzigen kann sie in Ruhe lassen. Unser Herr Lupinski zum Beispiel — er dachte doch nicht an Steinthals, bis —“

„Bis er Evy gesehen hatte. Aber da dachte er auch gleich an nichts Anderes mehr, Kleine, das müssen wir zugeben,“ sprach Madame Bitter, welche gern die Gelegenheit wahrnahm, um „ihrer Kleinen“ mit liebevoll verborgener Hand einen Stich in's Herz zu geben.

Tilda sah sie mit ihren kohlschwarzen Augen ungefähr an, wie ein Thier, welches seinem Herrn an die Gurgel springen würde, wenn es nicht die Peitsche fürchtete. Das alte Mädchen kannte die Schwester durch und durch und wußte, welches Gesicht sich unter der ewiglächelnden Maske verbarg. Aber Tilda Klemm war arm und abhängig, Madame Bitter hatte sie zu sich kommen lassen, als sie sich bereits eine gewisse Unabhängigkeit erworben hatte und der Schwester ihren Unterhalt geben konnte. Tilda mußte das Brod, welches sie aß, und die Kleider,

welche sie trug, mit den Peinigungen bezahlen, die sie auszuhalten hatte, ohne eine Silbe erwiedern zu dürfen. Auch jetzt verschluckte sie ihren Grimm, und begnügte sich mit den rasch, selbst etwas athemlos hervorgestoßenen Worten: „Du hast das besser gesehen, als ich. Ich habe den jungen Herrn nicht so beobachtet.“

„Ich sehr genau,“ entgegnete Madame Bitter „und da sah ich eben, daß er Eva — aber da ist sie ja und unsere Elsbeth auch,“ unterbrach sie sich, als sie Stimmen die Treppe heraufkommen hörte.

Tilda horchte hinaus und sagte dann: „Die Klar ist auch mit.“

„Die Klar? Was Du sagst!“ sprach Madame Bitter und bewegte sich der Thür zu.

„Die weiß es schon wieder.“

„O Kleine, das ist recht garstig von Dir! Wenn die gute Klar aus guter Absicht — nun guten Abend, meine lieben Kinder, und wahrhaftig, unsere Frau Doctorin! Was für eine liebenswürdige Ueberraschung!“

„Ja, Sie müssen schon auch an mich einen guten Abend wenden, liebe Madame Bitter,“ entgegnete die Doctorin Klar, indem sie möglichst die Unbefangenheit spielte. „Ich war bei der Steinthal, als die jungen Mädchen sich zurechtmachten, um zu Ihnen zu gehen, und da bekam ich auf einmal eine solche Sehnsucht, auch ein Viertelstündchen mit Ihnen zu plaudern, daß ich da bin.“

„Und herzlich willkommen, wie immer,“ sagte Madame Bitter strahlend. Zugleich wollte sie der Doctorin den Mantel abnehmen.

Die Doctorin wehrte sich. „Ich bleibe, wie ich schon sagte, nur ein Viertelstündchen, da lohnt es sich nicht, erst abzulegen.“

„Wir lassen Sie aber nicht fort,“ hieß es von Seiten der Madame Bitter. „Nun Sie gekommen sind, müssen Sie auch bleiben, um so mehr, da wir einen Gast haben.“

„Nun, das kann ich mir denken, daß Herr Lupinski nicht fehlen wird,“ meinte die Doctorin mit einem bedeutungsvollen Hinlächeln auf Eva, welche sich mit einer an ihr ungewöhnlichen Schweigsamkeit ihres Mantels und Kopftuches entledigt hatte und sich nur das Haar glatt strich.

Madame Bitter lächelte. „Herr Lupinski macht uns allerdings auch das Vergnügen, aber der Gast, von dem ich spreche, ist nicht er, sondern ein ganz neuer, Jemand, den wir selbst noch nicht kennen: sein Onkel.“

„Was Sie sagen? Hat er einen Onkel? Was ist denn der?“

„Banquier, und sehr reich,“ klang Eva's helle Stimme. „Haben Sie Herrn Lupinski noch nicht von ihm sprechen hören? Dieser Onkel ist ja sein Hauptparadepferd.“

„Ich entsinne mich nicht. Und der ist hier? Seit wann denn?“

„Seit diesem Nachmittag. Sie wußten Nichts davon, Frau Doctorin?“ fragte Eva.

„Kein Wort.“

„Ja, ich hab' es gleich gehört,“ sagte Eva mit ihrer unumwundenen Aufrichtigkeit. „Unsere Pauline war

gerade an der Eisenbahn, als er ankam und nach seinem Neffen bei Madame Bitter fragte."

„Wahrscheinlich nach Madame Bitter, bei der sein Neffe wohnte," berichtigte Elsbeth die Freundin.

„Möglich, du altkluger Rothkopf," erwiederte Eva, und gab ihr einen Kuß. „Aber mag er gefragt haben, wie er wolle, gewiß ist es, daß er angekommen ist."

„Und daß wir ihn gleich sehen werden," sagte Elsbeth. „Das macht mir großes Vergnügen. Ich sehe gern Banquiers."

Mit allgemeinem Lachen wurde sie nach der Ursache dieser Vorliebe gefragt. Sie ließ sich nicht bitten, sondern sagte gravitätisch: „Es ist mir immer, als leuchteten ihnen die Louisd'ors zu den Westentaschen heraus."

„O Du rothe Unschuld!" rief Eva. „Als ob ein Banquier je Louisd'ors bei sich hätte und nicht immer blos Bankbillets!"

„So?" entgegnete Elsbeth. „Nun, ich kann das nicht wissen, ich habe nie weder Louisd'ors, noch Bankbillets gehabt, nur bei Herrn Schabe gesehen. Dabei fällt mir ein, Evy — ob der Onkel Banquier ebenso reich sein mag, wie Herr Schabe?"

„Viel reicher, Elsbeth," entgegnete Eva, indem sie sich in einen Lehnstuhl warf. „Ordentlich unverschämt reich, so reich, wie ich sein möchte. O Elsbeth, ich wünschte so wüthend, reich zu sein!"

„Du bist nicht dumm," entgegnete Elsbeth, „ich möcht' es auch." Ihre Mutter, welche nachgegeben und sich ausgeschält hatte, bemerkte, indem sie sich feierlich in einer Ecke des Sopha's einrichtete: „Was die Kinder schwatzen!"

„Die Jugend!“ sagte liebreich Madame Bitter.

„Und der Banquier!“ zischelte sarkastisch Tilda Klemm, als unten die Klingel gezogen wurde.

Der Hausmann hatte rasch aufgemacht, man hörte die beiden Herren die Treppe heraufkommen. Die Frauen schwiegen gespannt, vor Eva's Augen dunkelte es einen Moment. „Da kommt mein Schicksal,“ dachte sie, und vermochte kaum zu athmen.

Als sie sich einigermaßen gefaßt hatte, sah sie den Banquier schlank und groß vor Madame Bitter stehen und sie mit ruhiger Gewandtheit begrüßen. Die erste unwillkürliche Empfindung Eva's war: „Der kann mich nicht mögen.“ Dann kam der heftige Vorsatz: „Ich will ihn aber gewinnen.“ Arme, kleine Eva! Madame Bitter stellte ihren Gast eben vor. Eva kam zuletzt daran. Er grüßte artig; aus seinen großen, dunkeln Augen fiel ein, um so zu sagen, erdrückender Blick auf sie. Er nahm das Maaß der kleinen Person, welche sich in dem großen Lehnstuhl so breit wie möglich machte und mit großstädtischer Nachlässigkeit zu grüßen glaubte, während sie eben nur kleinörtlich affektirt und unhöflich grüßte. Arme, kleine Eva!

Greg, welcher sich neben sie setzte und nach ihrem Befinden fragte, wurde sehr kurz abgewiesen. Eva hatte ihm noch nicht sein Vergehen gegen Klimperzwerg verziehen, weiter glaubte sie sich seiner sicher, und endlich interessirte sie für den Augenblick der Onkel weit mehr, als der Neffe.

Nicht daß er ihr gefallen hätte — behüte, nicht im Mindesten. Er mißfiel ihr vielmehr. Er sah schon ganz

alt aus, und so fatiguirt! Und dann achtete er Eva's so wenig, als wäre sie gar nicht dagewesen, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Doctorin zu, neben welche Madame Bitter ihn auf's Sopha gesetzt hatte.

Trotz dem Allen indessen konnte Eva die Augen nicht von ihm abwenden. Er war ihr eine fremdartige Erscheinung. Ganz und gar nicht sah er wie ein Banquier, wie ein Geldfürst aus. Nichts Selbstbewußtes, nichts Gebieterisches. Man hätte seinem Gesicht nach eher denken sollen, er sei kränklich und etwas melancholisch. Melancholisch und so ungeheuer reich! Wie reimte sich das zusammen? War es Affectation? Das einfältige kleine Ding bildete sich wahrhaftig ein, Reginald Höhnel könne sich die Mühe geben, ihnen in Rosenfelde eine Rolle vorzuspielen, blos weil man ihm die Thaler nicht so ansehen konnte, wie dem viereckigen, rothen, ewig triumphirenden Holzhändler Schabe.

Der Banquier bemerkte natürlich, daß die kleine Eva ihn mit den Augen verschlang und an ihm herumrieth, aber ebenso natürlich ließ er sie anstellen, was sie wollte, und beschäftigte sich, wie schon gesagt, ausschließlich mit seiner Nachbarin.

Die Doctorin Klar hatte heute ihren guten, oder schlimmen Abend, wie man's nehmen will, d. h. sie war in ihrer Sophastimmung. Es war eigen mit der Frau: traf man sie zufällig unterweges, oder besuchte man sie ohne Vorbereitung, ja, kam sie selbst unvermuthet an und setzte sich auf den ersten besten Stuhl, so konnte sie ganz einfach und nett sein und schwatzen, fragen und

antworten, wie eine alltägliche gute Frau, die gerade Verstand genug hatte. Aber kaum saß sie auf dem Sopha und bereitete sich vor, einen Abend gesellschaftlich zuzubringen, besonders mit Fremden oder mit Leuten, die ihr interessant waren, so war es aus mit aller Natürlichkeit, sie richtete sich in die Höhe, verbeugte sich nach Regeln, sprach gewählt und gedämpft, verschmähte gewöhnliche Gesprächsgegenstände, wurde geistreich und that herablassend. So auch jetzt gegen den Banquier. Reginald sah, als er sich auf einmal protegirt fühlte, zuerst überrascht auf seine Nachbarin herab, denn so lang die Frau Doctorin Klar auch war, er war noch länger. Bald jedoch begriff er, mit wem er es zu thun hatte, ließ sich mit großer Dankbarkeit protegiren, und hörte so verbindlich und selbst so ehrfurchtsvoll zu, daß Greg, welcher seinen Onkel kannte, wie auf Kohlen saß. Ob die Doctorin sich compromittirte oder nicht, das war ihm sehr einerlei; aber daß der Onkel gleich am ersten Abend die volle Lächerlichkeit der Rosenfelder Gesellschaft kennen lernte, das war ihm nicht einerlei, denn er hörte im Geist schon einen oder den anderen ironischen Lobspruch Reginalds und verwünschte im Stillen die Doctorin, weil sie gekommen war, und Madame Bitter, weil sie die gute Frau auf das Sopha gesetzt hatte.

Die Doctorin Klar hatte von dem Allen, wie es sich versteht, nicht die leiseste Ahnung, sie fühlte sich sehr klug, sehr überlegen und daher sehr selbstzufrieden und sprach mit äußerster Wohlredenheit über alles Mögliche, was sie nicht verstand, und zuletzt auch

über Byron, welcher für Rosenfelde immer noch neu und eines der Lieblingsthemata der Doktorin war, denn sie hatte über ihn besonders viel Gemeinplätze gesammelt.

Der Banquier hörte sie bis zu Ende an, dann fragte er artig: „Sie lesen gewiß viel die Gartenlaube, Frau Doctorin?“

Die Doctorin schlug die Augen nieder, Greg biß sich auf die Lippen, um nicht zu lachen. Was sein Onkel nicht wissen konnte, das wußte er: nämlich, daß in Rosenfelde eine Sage umlief, welche die Familie Klar in eine fortwährende geheimnißvolle Verbindung mit der Gartenlaube brachte. Fragte irgend Jemand: was der Doctor Klar denn eigentlich mache, so war die Antwort: „Er schreibt in die Gartenlaube.“ Von Naninens Gedichten, von denen stets gesprochen wurde, ohne daß man sie je zu Gesicht bekam, hieß es ebenfalls: sie ständen in der Gartenlaube, ja sogar eine Schwester der Doctorin, die sich gegen die Beschuldigung heimlicher Schriftstellerei nicht genügend zu vertheidigen vermochte, sollte auch in die Gartenlaube schreiben. Genug, obwohl der Name Klar nie in den Spalten des Keilschen Blattes zu finden gewesen war, schrieben doch, der festen Ueberzeugung der Rosenfelder nach, sämmtliche Mitglieder der Familie in die Gartenlaube, und die Doctorin schien diese Thatsache verheimlichen oder verrathen zu wollen, indem sie, wie eben erwähnt, die Augen niederschlug, um eine leise, bejahende Antwort zu geben.

Reginald sagte: „Ich habe es mir gedacht.“ — „Und warum, Herr Höhnel?“ interpellirte auf einmal

über den Tisch herüber Eva den Banquier, welcher bis jetzt noch kein Wort an sie gerichtet hatte.

Greg fuhr zusammen. Diese Dreistigkeit gegen den Onkel — war Eva denn geradezu toll? Wenn der Onkel nun gar nicht, oder doch scharf antwortete — aber nein, er that es nicht, er war wirklich sehr liebenswürdig, denn als wäre Eva's Einmischung das Schicklichste von der Welt gewesen, antwortete er mit heiterer Artigkeit: „Weil ich Einiges, was die Frau Doctorin mir eben zu sagen die Güte hatte, schon früher in der Gartenlaube gelesen habe.“

„Zum Beispiel?“ fragte Eva herausfordernd.

„Zum Beispiel das romantische Abenteuer auf der Insel,“ antwortete er.

Sie maß ihn mit einem Blicke, und sprach dann fast drohend: „Sie glauben nicht daran?“

„Nein, ich glaube nicht daran,“ entgegnete er und lachte.

„Und warum nicht?“ fragte sie wieder.

„Haben Sie eine Karte von Italien?“ fragte er statt der Antwort zurück.

„Zu Hause.“

„Wohl, so sehen Sie zu Hause nach, und Sie werden finden, daß die Insel Grossa minore — nebenbei blos Grossa oder Lunga — wohin Byron von Venedig aus in einer Barke mit der Gräfin Luicolli — nebenbei Guiccioli — an einem schönen Tage spazieren fährt, nahe bei Zara liegt.“

„Und was bedeutet das?“

„Das bedeutet die Unmöglichkeit, sie mit der Barke

auf einer Spazierfahrt von Venedig aus zu erreichen, da man selbst mit dem Dampfer gewiß an zwölf Stunden brauchen würde."

„Was folgern Sie aber für die Gartenlaube daraus?"

„Hab' ich für die Gartenlaube etwas gefolgert?" fragte der Banquier.

„Mir schien es so," entgegnete Eva vornehm.

„Wohl," sagte er, „da die Gartenlaube, immer mal à propos von Byron, nicht blos Grossa an Venedig, sondern auch die Halbinsel Sabbioncello bei Curzola als die „kleine Insel Sabioncello" an Ragusa heranrückt, so schließe ich daraus, daß die Gartenlaube entweder im adriatischen Meere nicht recht Bescheid weiß, oder mehr zu thun vermag, als selbst die Schrift in Aussicht stellt."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Eva einigermaßen verlegen. Reginald antwortete: „Die Schrift verheißt uns, wenn wir den Glauben hätten, so könnten wir Berge versetzen — wohl, die Gartenlaube hat den Unglauben und versetzt trotzdem Inseln."

„Mir ist nur etwas klar," rief sie impertinent, „daß Sie zur Kreuzzeitungspartei gehören, und deswegen die Gartenlaube nicht mögen."

„Sie irren sich, mein Fräulein," erwiederte er artig, „ich gehöre nicht zur Partei der Kreuzzeitung."

„Aber Sie hassen die liberale und folglich die Gartenlaube?"

„Ich bin nicht mehr so jung wie Sie, und deßhalb nicht so rasch bereit mit meinem Haß, gar nicht ge-

rechnet, daß politischer Haß ein für alle Mal unlogisch ist," entgegnete Reginald gelassen. „Aber allerdings wünschte ich die liberale Presse bisweilen etwas liberaler, und die Gartenlaube etwas geographischer, ethnographischer und historischer."

„Mögen Sie denn Garibaldi?" mischte hier plötzlich Elsbeth sich höflich in's Gespräch.

„Wie kommen Sie denn so unversehens auf den?" fragte der Banquier, den naiven Rothkopf belustigt und freundlich ansehend.

„Oh," antwortete Elsbeth drollig, „er fiel mir bei der Gartenlaube ein. Meine Schwester Nanine liebt die Gartenlaube so, und Eva liebt Garibaldi so, und da beide solche Freundinnen sind, d. h. Nanine und Eva —" sie wurde durch ein zorniges: „Elsbeth!" von Eva unterbrochen.

Reginald sagte humoristisch: „Es ist das eine Ideenverbindung, wie eine andere, und auch gegen Garibaldi habe ich Nichts."

„Aber Sie bewundern ihn nicht?" rief Eva.

„Ich gehe mit meiner Bewunderung wie mit meinem Hasse um, d. h. sparsam."

„Ich bewundere ihn," erklärte Eva würdevoll. Der Banquier lächelte. „Warum lachen Sie?" rief sie, über und über roth und wirklich böse. Er machte eine ablehnende Bewegung mit dem Kopfe. „Aber ich will's wissen!" rief sie noch heftiger.

„Es war eben auch eine Ideenverbindung; ich dachte an einen Mecklenburger."

„War er ein Garibaldiner?"

„Nicht so ganz,“ antwortete Reginald. „Er war in Prag, Rentier und Baron von böhmischer Façon, denn Sie wissen, in Böhmen muß jeder Edelmann Baron sein, um nicht mit Schuster und Schneider „Herr Von“ zu sein.“

„Was waren Sie denn?“ unterbrach Eva ihn.

„Einfach Höhnel, wie immer und überall,“ versetzte er, und fuhr dann fort: „Der Mecklenburger aber war von Adel, folglich Baron, und dabei vom Himmel mit einer solchen Redefülle begabt, daß er buchstäblich vom Morgen bis zum Abend sprach und in ganz Prag nur der „Sprechbaron“ hieß. Da er aber zugleich die allerhöflichste Kreatur auf der lieben Erde war, so wollte er es mit Niemand, von welcher Farbe immer, verderben, bewunderte der Kreuz und der Quer, und konnte in zwei Minuten sagen: „Ich bewundere eijentlich den König von Neapel,“ und: „Jaribaldi, den ich eijentlich bewundere.“ An diesen guten Baron nun erinnerten Sie mich mit Ihrer Bewunderungserklärung, und da er eine höchst drollige Persönlichkeit war, so mußte ich lächeln.“

Eva saß beschämt da. Tilda lugte sie schadenfroh an. Der Banquier wandte sich mit der Frage: „Kennen Sie Prag?“ an die Doctorin. Als sie mit Nein antwortete, schilderte er es lebendig und führte überhaupt den Rest des Abends über die Unterhaltung. Man hätte annehmen mögen, daß er bereits genug vom Rosenfelder Geist habe.

Um neun erhob er sich; Thee hatte er, durch Greg gewarnt, nicht getrunken, nur Zuckerwasser. Die Er-

oberung der beiden Schwestern hatte er aber dennoch gemacht; er war so artig gewesen. Dasselbe sagte die Doctorin, und Elsbeth erklärte ihn geradezu für „bezaubernd.“ Eva allein äußerte Nichts; erst als Elsbeth sie geradezu um ihre Meinung anging, sagte sie heftig: „Ich für mein Theil finde ihn unausstehlich anmaßend.“ — „Das hat seine Gründe,“ murmelte Tilda für sich.

Reginald, welcher dem Neffen gleich draußen gute Nacht gesagt, ohne erst noch bei ihm einzutreten und mit ihm zu sprechen, sandte noch vor dem Zubettgehen an seine Schwester eine Depesche folgenden Inhalts:

„Nichts zu fürchten; das Uebel so unbedeutend,
„daß es sehr leicht zu heben sein wird.“

Eva sandte keine Depesche, aber sie lag eine ganze Stunde wach im Bette und dachte an den Banquier. Sonderbarer Weise sah sie ihn fortwährend, wie sie ihn einen Augenblick gesehen, nämlich mit einem vorübergehenden Schatten auf der hellen, hohen Stirn, die Lippen halb geöffnet, gleichsam um Luft zu schöpfen, und die Augen, wie tief ermüdet, von den breiten Lidern bedeckt.

XVI.

Als Eva sich am nächsten Abend zu Bett legte, war es mit der unangenehmen Gewißheit, daß der Banquier vom folgenden Tage an für einige Wochen ihr Hausgenosse sein würde.

Er hatte die kitzlichen Fragen seines Bleibens im Ganzen und seiner Wahl einer Wohnung mit Leichtigkeit und Gewandtheit erledigt und dabei noch überdies so viel von der Wahrheit gesagt, daß es fast so gut war, als hätte er sie ganz gesagt.

„Ich komme einfach, um meinen Neffen ein wenig zu beaufsichtigen," hatte er gegen die Doctorin Klar geäußert. „Er ist der einzige Sohn meiner jüngsten Schwester, für die ich stets eine gewisse zärtliche Schwäche gehabt habe; sie ist ihrerseits eine fast thöricht zärtliche Mutter, bildet sich unaufhörlich ein, ihr großes Kind könne Schaden nehmen — da will ich ihr denn durch meine Gegenwart eine Bürgschaft geben, daß es in seiner hiesigen Einsamkeit weder sich überstudiren, noch melancholisch werden wird." Als die Doctorin etwas von dem Opfer gesagt hatte, welches er dadurch bringe, hatte er lächelnd geantwortet: „Sie trauen mir zu viel Gutes zu, von Opfer ist keine Rede. Ich bin immer sehr gern im Winter auf dem Lande gewesen, und in Berlin habe ich durchaus Nichts, was mich fesselte oder zurückhielte."

Schwieriger war es, die beiden Damen, Madame Bitter sowohl, wie die Doctorin Klar, damit auszusöhnen, daß er bei keiner von beiden wohnen wollte. Doch gelang ihm auch das.

Mit Madame Bitter sprach er gleich am Abend davon. „Mein unschuldiges Kind von Neffe," sagte er, „hat es gemacht, wie die Kinder es immer machen, nämlich das Beste für sich erwischt. Ich wüßte kein Haus im ganzen Ort, welches so reizend läge, wie das Ihrige,

und da sitzt er glücklich drinnen, und ich kann nicht hinein, denn so lieb wie ich den Jungen habe, unter einem Dache dürfen wir nicht hausen, sonst hätte unsere Verträglichkeit am längsten gedauert. Wenn in etwas Maaß gehalten werden muß, so ist's in der Verwandtenliebe. Ich muß mir also wohl oder übel ein anderes Quartier suchen."

Madame Bitter hatte die Fräulein Rettigs vorgeschlagen, weiter das Klar'sche Haus, und endlich, obwohl zögernd, die Steinthals.

Bei den Rettigs hatte Reginald ein lächelnd bedenkliches Gesicht gemacht. „Drei Schwestern — das ist ein Bischen viel; ja, wenn es blos zwei wären!" Von den anderen beiden Häusern hatte er die Lage erfragt. Madame Bitter war für das Klar'sche. Das des Medicinalrathes war sehr hübsch gelegen und auch sehr gut eingerichtet, gewiß, aber es stand tief, dicht an der großen Wiese, und daher war der Garten etwas dumpfig.

Reginald besuchte am nächsten Morgen zuerst das Klar'sche. Das stand nicht tief, vielmehr ganz frei auf der Höhe. Der Banquier war darüber sehr betrübt. Die Aussicht, die Zimmer, die Einrichtung, Alles gefiel ihm so, aber — seine Brust war nicht stark, und deshalb durfte er es nicht wagen, die reine, doch zugleich scharfe Luft der Höhe fortwährend einzuathmen.

Demnach blieb nur das Steinthal'sche Haus übrig, welches Reginald sich gleich von Anfang an ersehen hatte. Sollte er Eva studiren, so geschah es doch am besten und am natürlichsten im Hause ihrer Eltern.

Der Medicinalrath hätte gern Einwendungen er-

hoben und Schwierigkeiten gemacht. Wenn er Fremde bei sich aufnahm, so wünschte er auch, daß sie sich wohl bei ihm fühlen möchten, und konnte das im Winter der Fall sein? Die Zimmer hatten keine Doppelfenster, nur in zweien waren Oefen, und dann — wo wollte Herr Höhnel essen? Im Mönch? Wenn man Herrn Lupinski Glauben schenkte, so gab es keine bessere Anstalt, um systematisch zu verhungern, als die Winterküche im Mönch.

Reginald wußte auf Alles Antwort.

Die ganze Reihe der Zimmer, welche die Familie ihm überlassen konnte, lag gegen Süden, folglich war die Sonne drinnen, so oft sie nur zum Vorschein kam. Genügten die Oefen nicht, so konnte man ja rasch noch einen anbringen lassen, da man im Orte nur eiserne kannte; die Doppelfenster ließen sich durch einigermaßen dicke Vorhänge sehr gut ersetzen, und was die Küche des Mönchs betraf, so war Reginald bei Weitem kein solcher Feinschmecker, wie sein lieber Neffe, und konnte ja auch, fand er das Essen gar zu schlecht, jeden Augenblick seinen Koch kommen lassen. Kurz, der Banquier war dermaßen dringend und überzeugend, daß der Medicinalrath nachgab, bevor er sich dessen noch selbst bewußt war, und um so zu sagen wider Willen und zu seinem größten Erstaunen seinerseits einen Wintergast bekam.

Greg war nicht minder erstaunt. Der Onkel, welcher doch blos seinetwegen gekommen war, schien mit einem Male seiner selbst willen bleiben zu wollen, denn was die Geschichte mit der Eva betraf — Greg war

auf die „kleine Närrin“ seit dem ersten Abend mit dem Onkel so ärgerlich, daß er am liebsten zu Reginald gesagt hätte: „Höre, Onkel, meiner Dummheit wegen brauchst Du Dich hier nicht zu langweilen, die ist vorbei und abgethan, und wenn Du es willst, begleite ich Dich morgen schon nach Berlin und lasse Rosenfelde Rosenfelde sein.“ Wäre der Banquier ihm nur ein klein wenig entgegengekommen, hätte er ihm das Geständniß nur einigermaßen erleichtert, Greg hätte sich gern der Ironie des Onkels und selbst dem Spott der Schwestern preisgegeben, um nur erst wieder sein „eigener Mensch“ zu sein.

Aber es war eigen: der Onkel, sonst so scharfsichtig, daß er es oft selbst bis zur Unerträglichkeit war, schien dieses Mal wie mit Blindheit geschlagen zu sein und nur den einen Gedanken zu haben, sich so bequem wie möglich in Rosenfelde einzurichten, um mit aller Muße etwas zu beobachten, was gar nicht mehr vorhanden war.

Denn hatte er nicht wirklich zwei kleine Oefen setzen, einen Tapezierer kommen und Vorhänge und Portièren anbringen lassen, ja, hatte er nicht zuletzt wirklich seinen Koch berufen und seinen Kammerdiener auch? „Warum soll ich, während ich hier bin, nicht meine gewohnte Bedienung haben?“ hatte er gesagt, „und warum soll ich durchaus schlechter essen, als zu Hause? Da Steinthals mir eine Küche überlassen können, ohne daß es sie genirt, kann Adolph hier so gut kochen, wie in Berlin.“

Das Ueberlassen der Küche war in der That für Steinthals leicht, da sie den Winter über nie benutzt

wurde. Das Haus ging mit der Vorderfronte auf die Straße, mit der Rückfronte auf den Garten, welcher bedeutend tiefer lag. Daher hatte das Haus auf der Gartenseite zwei Stockwerk mehr, als an der Straße, nämlich vier. Das erste davon bewohnten Steinthals im Sommer, wenn sie für die Fremden ihre Winterzimmer räumten; im untersten war die Küche, welche im Winter mit einer Kochstube vertauscht wurde. Adolph konnte sich also dort ganz nach Belieben einrichten, und daß er es mit Erfolg gethan, konnte Greg schon nach dem ersten Dîner bezeugen, zu welchem der Onkel ihn einlud. Von nun an aß er täglich bei Reginald, trank Abends auch den Thee bei ihm, und mußte sich eingestehen, daß bis auf den Cichorienkaffee Tilda's seine materielle Existenz in Rosenfelde nicht länger etwas zu wünschen übrig ließe. Aber dennoch wäre er lieber überall anderswo gewesen, als gerade in Rosenfelde, und murrte innerlich ohne Aufhören über den unbegreiflichen Whim des Onkels.

Wir wissen, daß Reginald mit seinem Rosenfelder Aufenthalt ursprünglich eine Lektion für den Neffen beabsichtigte, welchem für künftig die Lust vergehen sollte, in's Blaue hinein heirathen zu wollen. Bei der Verlängerung dieses Aufenthaltes aber kam allerdings etwas in's Spiel, was nach Belieben Whim, Caprice oder Laune genannt werden konnte. Reginald, diesen Herbst zum ersten Male seit seiner Jugend frei von Geschäften, befand sich gerade in einer Stimmung, wo Alles, was unversehens kommt, willkommen ist. Eigentlich hatte er seine Freiheit gleich zu einer mehrjährigen ziellosen Reise be-

nutzen wollen, denn Berlin, wo er nicht nur alle seine Schwestern, sondern auch seine sämmtlichen Verwandten väterlicher Seite zu besuchen und zu befriedigen hatte, Berlin war ihm in Folge dieser endlosen Verpflichtungen schon längst drückend und eintönig geworden. Dennoch hatte er den Winter eintreten lassen, ohne zu reisen. Die Gewohnheit hielt ihn eben gefangen; er langweilte sich weiter, weil er sich seit so und so vielen Jahren genau auf dieselbe Weise gelangweilt hatte. Da kam seine Impromptu-Reise nach Rosenfelde, und als er sich erst einmal außerhalb Berlins sah, stand auch gleich sein Entschluß fest, diesen Winter nicht mehr dorthin zurückzukehren. Daß er aber gerade in Rosenfelde blieb und sich binnen acht Tagen auf Wochen, ja, auf Monate häuslich hier niederließ, davon war, die Wahrheit zu gestehen, Virginie Steinthal die einzige Veranlassung.

Reginald hatte von der Tochter auf die Mutter geschlossen, und sich in Virginie eine ältere Eva vorgestellt. Da nun nicht bald ein Mädchen ihm so durch und durch mißfallen hatte, wie Eva am ersten Abend seiner Bekanntschaft mit ihr, so war es mit den ungünstigsten Erwartungen, daß er Steinthals Haus betrat, um sich der Herrin desselben vorstellen zu lassen.

Kaum indessen hatte er die zarte, feine Erscheinung der Medicinalräthin in's Auge gefaßt, kaum die mädchenhaft ängstliche Röthe in ihrem Gesicht bemerkt und die weiche Stimme gehört, welche vor Schüchternheit zitterte, als er sich auch seltsam bewegt und angezogen fühlte. Wäre Virginie nur zehn Jahre jünger gewesen, hätte sie nicht so viele weiße Haare und nicht so viele feine Linien

auf der Stirn gehabt, man hätte von einer plötzlichen Leidenschaft sprechen können. Jetzt war davon natürlich nicht die Rede, aber einen lebhaften Eindruck machte sie darum doch auf Reginald, und da er gerade nichts Besseres zu thun hatte, als sich seinen Eindrücken zu überlassen, wohlverstanden, wenn sie angenehmer Art waren, so gab er sich der Anziehung, die Virginie auf ihn ausübte, unbefangen hin und machte auch kein Geheimniß daraus.

„Sie müssen es sich schon gefallen lassen, in mir einen Verehrer Ihrer Frau Gemahlin zu sehen," sagte er eines Tages lachend zum Medicinalrath, als ihre Bekanntschaft so weit gediehen war, um eine solche Vertraulichkeit zu gestatten. „Eine Frau so recht verehren zu können, ist ein solcher Genuß, daß man sich ihn nicht versagen mag, um so mehr, da die Gelegenheit dazu sich so selten darbietet. Mir wenigstens ist es nicht oft so gut geworden. Ich bedarf, soll es mir angethan werden, eines ganz besondern Zaubers, welcher aus der alten Zeit ist, wo die Frauen noch nicht so in Allem den Männern in's Handwerk griffen: ich meine, den der Jungfräulichkeit. Den besitzt nun Ihre Frau Gemahlin in seiner vollsten Macht. Sie ist schüchterner, als Ihre beiden Töchter, und doch kann Addy an Rehwildheit etwas leisten. Wie kann sie nicht noch roth werden! Jeden Augenblick, bei jedem Gedanken, und wie lieblich! Ganz wie das jüngste Mädchen, gleichsam aus Scham über ihre innere Scheu. Und dann diese wirkliche, naive Bescheidenheit, welche sie gar nicht aus der Bewunderung Anderer herauskommen läßt, weil alle Andern es besser

machen, als sie! Es ist eine wahrhaft anmuthige Natur, und daß man sie gerade hier entdeckt, wo man im Allgemeinen Nichts findet, als Affektation vom alleralltäglichsten Gepräge, das ist ein förmlich psychologisches Wunder."

Gegen Greg sprach der Banquier sich nicht minder lebhaft aus. „Es ist recht offenbar, daß Du Wesenheiten noch gar nicht zu beobachten und zu würdigen verstehst," sagte er, „sonst würdest Du Dich nicht mit solcher Gleichgültigkeit in der Gesellschaft einer solchen Frau befunden haben. Nicht ein einziges Mal hast Du ihrer persönlich erwähnt, immer nur als Mutter Deiner Eva, und doch ist die Räthin die einzige Person hier, von welcher zu reden es sich der Mühe lohnt. Hast Du denn keine Augen gehabt, oder lieber kein Gefühl? Ich begreif' es nicht, wie man so verständnißlos sein kann. Die Räthin ist das reizendste Frauenoriginal, welches ich seit Jahren und seit Jahren angetroffen habe. Sie ist so — wie soll ich denn sagen — so altfränkisch allerliebst. In unserer Dampfzeit kommen gar keine solchen Geschöpfe mehr zu Stande, sie haben weder Zeit noch Stille, um sich zu entwickeln. Aber die Räthin hat beides gehabt, und wie ist sie geworden! Wie ein Tabatièren-Portrait auf Email, wie eine kleine, aufrechte, zierliche Aurikel, welche gleichsam mit Silber gepudert ist. So ein klein Bischen steif und förmlich, so ganz säuberlich und schicklich, so durch und durch sie — o die köstliche Frau! Es ist mir eine wahre Erfrischung, mich an ihr zu erfreuen. Und was für ein Glück für Deine Eva, eine solche Mutter zu haben, wenn sie es nur anzuerkennen wüßte!"

„Meine Eva," murrte Greg innerlich, „ewig meine Eva! Der Onkel ist boshaft wie ein Schuljunge — es ist, als wäre ihm diese verwünschte Torfluft zu Kopfe gestiegen. Eigenes Berauschungsmittel — ich danke dafür. Unausstehlich macht es ihn. Meine Eva — es ist nicht mehr „meine" Eva. Aber er scheint zu glauben, daß ich von nun an ein pastor fido sein werde. Oder er will's glauben. Er ist jetzt ganz und gar Eigensinn und Laune. Wenn er von dieser Räthin spricht — man sollte denken, es wäre das Weib par excellence, und es ist weiter nichts, als eine gute, harmlose Frau von fünfzig Jahren, welche schon ganz weiß ist, oder doch so gut wie ganz weiß, denn wenn eine Frau erst dreißig weiße Haare hat, so kann sie auch gleich den ganzen Kopf voll haben, es kommt das völlig auf eins heraus."

Greg that in seinem Widerwillen gegen weißes Haar bei Frauen und in seinem Aerger über den plagenden Onkel Virginie Unrecht: sie war erst siebenundvierzig Jahr. Aber freilich, für Greg war das so gut, als wäre sie sechzig gewesen, und es war in der That ein wunderliches Ansinnen Reginalds, daß der Neffe die eigenthümliche Liebenswürdigkeit dieser Frau ebenso erkennen sollte, wie er.

Noch wunderlicher erschien es dadurch, daß Niemand außer Reginald in Virginie etwas Besonderes entdeckte. Die Räthin war in Rosenfelde bis zu dieser Stunde im vollsten Sinne des Wortes eine unverstandene Frau gewesen. Selbst ihr Mann, so zärtlich er sie liebte, und so hoch er sie hielt, empfand einiges Erstaunen über den Enthusiasmus, welchen sie in dem Banquier erweckt

hatte. Es läßt sich das auch sehr leicht erklären: wo Fremde nur Glanz sehen, wissen die, welche täglich mit uns leben, wo der Schatten fällt. Virginie hatte so gut wie jedes menschliche Wesen die Fehler ihrer Eigenschaften, nur konnte Reginald sie noch nicht kennen, und der Gatte kannte sie. Mochte er indessen auch meinen, der Banquier überschätze in seiner fast jugendlichen Verehrung Virginie ein klein wenig: daß der Frau, welche ihm gehörte, eine so ritterliche Huldigung zu Theil wurde, freute ihn für sie und für sich selbst. Was unsern Nächsten geschieht, das geschieht uns, wenn nämlich das ächte Familiengefühl da ist. Daß von irgend einer Eifersucht nicht die Rede sein konnte, versteht sich. Der Medicinalrath sowohl, wie der Banquier fühlten zu gut, was ihren Jahren angemessen war, um sich als „junge Männer“ lächerlich zu machen, und daß Virginie, welche selbst als Mädchen Nichts von Koketterie gewußt hatte, jetzt, nahe an fünfzig, damit anfangen würde, konnte natürlich ihrem Gatten am wenigsten einfallen.

Wem es leider einfiel, das war Eva. Die kleine Person befand sich, seit der Banquier ihr Hausgenosse geworden, in einer wahrhaft verzweifelten, fast möchte man sagen in einer wilden Stimmung. Sie war, so unnatürlich es klingen mag, rasend eifersüchtig auf die Mutter. Zum ersten Male, seit sie zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt war, sah sie die Mutter sich vorgezogen und sich selbst als unbedeutend vernachlässigt. Bisher war das die Rolle der Mutter gewesen, welche die untergeordnete Stellung nicht ganz gern — denn

welche Frau wünscht nicht, gefeiert zu werden? — aber doch ohne Einwendungen als etwas Begreifliches und Unvermeidliches angenommen hatte. Eva hatte in manchen Augenblicken instinktiv die Ueberlegenheit der Mutter empfunden, sich aber nicht minder instinktiv dieser unangenehmen Wahrnehmung immer so geschwind entzogen, daß diese nie zur Einsicht hatte reifen können. Auch jetzt wollte Eva es keineswegs einsehen, daß Reginald in seiner abweichenden Würdigung ihrer und der Mutter am Ende Recht haben könne. Nein, er war nur „abscheulich parteiisch.“ Vielleicht wollte er es auch blos sein, denn im Ernst — was konnte er an „ihrer Alten“ finden? Die Mutter „meine Alte“ zu nennen, wohlverstanden, wenn sie zu Andern von ihr sprach, war eine von den schlechten Gewohnheiten, die Eva in Berlin angenommen hatte, weil sie sich einbildete, das Geringachten von Ehrfurcht, Rücksicht und dergleichen oldfashioned Kram, sei ein Beweis von Genialität. Es war ein Unglück, daß Evy durchaus genial sein wollte. Wäre sie geworden, wozu sie eingerichtet war: ein gutes, einfaches, naives Kind, mit allerlei kleinen hübschen Talenten, aber ohne irgend welchen Anspruch auf überlegene Begabung, Reginald würde sie ganz anders betrachtet und behandelt haben. Jetzt wies er sie allerdings häufig auf ihren eigentlichen Platz, das heißt drei Stufen tiefer, als ihre Mutter, zurück, und jedes Mal, wenn er sie mit seiner geringschätzigen Artigkeit dahin gebracht hatte, empörte ihre ganze leidenschaftliche Innerlichkeit sich gegen ihn und — es muß gesagt werden — hauptsächlich gegen die Mutter, oder wie Eva sie in solchen Stunden ansah,

die Nebenbuhlerin. Sie hatte noch Besinnung genug, um es nicht laut zu sagen, aber sich selbst gegenüber beschuldigte sie die Mutter ohne Weiteres des „Flirtens.“ Nur dadurch konnte es erklärt werden, daß der Banquier so blind war, die Mutter der Tochter, der Jugend das Alter vorzuziehen, „denn ich werde am Ende immer erst fünfundzwanzig Jahr,“ eiferte Evy, „und das ist verglichen mit Mama's Alter, noch dazu da sie so früh weiß geworden ist, die reine Jugend. Es bleibt also nur die Möglichkeit übrig, daß sie on the sly mit ihm „flirtet“. Ich thu's dieses Mal wahrhaftig nicht.“

XVII.

Darin hatte Eva Recht: wurde dem Banquier gegenüber „geflirtet,“ so geschah es nicht von ihr. Sie vermochte mit ihm nicht zu „flirten.“ Im Anfange hatte sie es versucht, und es war nicht gegangen. Wenn sie ihre kleinen Künste vor dem schlanken Mann mit den zwei oder drei weißen Locken spielen lassen wollte, so durfte er sie nur mit den dunkeln Augen einen Moment lang fragend ansehen, und ihre kleinen Flatterflügel sanken wie gelähmt herab, sie wurde kleinlaut, kroch in einen Winkel und schlich so bald wie möglich aus der Stube. Sie wußte, sie würde nicht vermißt werden, und hatte die größte Lust, zu weinen. Oft that sie es auch, und wenn sie dann nach Stunden wieder=

kam, und Niemand fragte: „Wo bist Du gewesen?“ oder: „Warum bliebst Du so lange fort?“ da hätte sie am liebsten wieder geweint. Sie fühlte sich mehr und mehr unsäglich verlassen. Selbst der Vater achtete ihrer weniger, als sonst, und Abby nun gar, die wußte kaum noch, daß Evy auf der Welt war. Der Banquier hatte den Backfisch gleichsam an einer goldenen Angel gefangen. Es war unglaublich, was das wilde Mädchen an ihm hing, und wie zahm sie unter seiner streichelnden Hand wurde, denn mit Adelinen that er schön, wie mit einem Kinde. Aber freilich schalt er sie auch aus, wie ein Kind, wenn sie ihre Mucken bekam und Das oder Jenes „durchaus nischt“ thun wollte. Und Backfisch Abby „gab klein bei.“ Eine Viertelstunde lang sagte sie wohl: „Nein, isch will nischt,“ länger nicht. „Herr Höhnel,“ hieß es dann, „Herr Höhnel, isch werde thun, was Sie wollen. Aber isch thue es auch nur, weil Sie es wollen, für Jemand anders thäte isch es nischt, nein, sischerlisch nischt.“ — „Selbst für die Mama nicht, Abby?“ fragte dann Reginald. — „Nein, selbst für die Mama nischt,“ behauptete Abby. — „O Abby, das glaub' ich nicht,“ sagte Reginald. „Wenn ich eine solche Mama hätte, ich thäte alles — Unmögliche für sie. Ich dächte, Abby, man überlegte es sich noch einmal, ob man nicht für die Mama auch thäte, was man für mich thut.“ — „Aber Mama verlangt's nischt,“ rief Abby eifrig. — „Darum muß man es eben von selbst thun, Abby.“ — „Ja, das ist eigentlisch wahr. Gut, Herr Höhnel, ein ander Mal werde isch es mir überlegen.“

Dieselbe Gewalt, welche er über Abby hatte, übte er auch auf die Klar'schen Mädchen aus, denen er sich gleich von Anfang an freundlich bewiesen hatte. Wenn Fanny und Nanine ihm auch weniger gefielen, als die drollige, höflich „zutapsliche" Elsbeth, so sagte er von ihnen doch: „Es sind gute Kinder, die wirklich Sinn für etwas Anderes haben, als für das tägliche Brod und den täglichen Putz." Nicht minder Gerechtigkeit ließ er der Mutter widerfahren, wenn er gleich sehr geschickt jeder Gelegenheit entging, noch öfter neben ihr auf dem Sopha zu sitzen. Aber die Klugheit, mit welcher sie Hauswesen und Familie regierte und dabei immer dem Manne die Ehre von ihren Anordnungen und Anstrengungen ließ, wußte er nach dem vollen Werthe zu schätzen und verzieh ihr dieser ächt weiblichen Eigenschaft wegen sämmtliche kleine Lächerlichkeiten. Auch mit dem Manne richtete er sich wenigstens oberflächlich ein; der sogenannte Doctor hatte eine, wenn gleich unkritische, so doch aufrichtige Liebe zur Literatur, und wegen dieser übersah Reginald die politische Schülerhaftigkeit des Privatdemokraten. Dagegen war der Gelddemokrat, der Holzhändler, dem vornehmen reichen Mann geradezu widerwärtig, und nicht weniger unerträglich fand er die gute Martha mit ihrer ländlichen Fülle und ihrer sentimentalen Neigung zu dem ebenfalls dicken Pastor, welchen predigen zu hören Reginald sich nicht entschließen konnte. „Ich müßte ihn zugleich auch sehen, und das wäre mir, als sähe ich eine Carricatur auf der Kanzel," sagte er. „Der Katholicismus darf wohlbeleibt sein, denn wenn er der Welt predigt, so erkennt er sie auch an — er weiß den Genuß

zu heiligen. Aber der Protestantismus, welcher Alles spiritualisirt hat, darf nicht so viel Fleisch ansetzen, der protestantische Gedanke muß die Materie verzehren — nun sehen Sie einmal, wie viel er bei Ihrem Pastor verzehrt hat." — „Sie scheinen entschieden etwas gegen den Embonpoint zu haben," bemerkte die Räthin lächelnd; „denn auch die Fräulein Rettigs — " — „Miséricorde!" rief Reginald mit komischem Entsetzen, „diese drei lebendigen Tonnen, diese drei watschelnden Sphären — und wenn sie dabei noch gutmüthig wären! Indessen es ist eines der vielen alten Vorurtheile, daß dicke Personen gutartig sind — die drei Fräuleins wenigstens beweisen mit ihren messerscharfen Zungen siegreich das Gegentheil." Virginie sagte nicht: „Sie haben aber doch vortreffliche Eigenschaften," — gegen diese Rosenfelder Phrase hatte der Banquier gleich am ersten Tage so energisch protestirt, daß er sie nicht zu hören bekam, und so bemerkte Virginie nur mit einem Lächeln, das nicht frei von liebenswürdiger Bosheit war: „Mir dünkt, an Schärfe der Zunge fehlte es andern Leuten auch nicht." — „Oh, bei mir ist das etwas Anderes," entgegnete Reginald, „ich bin mager."

War es aus Opposition gegen den gehaßten Banquier, daß Eva jetzt gerade besonders häufig zu den Schwestern Rettig lief? Gewiß ist es, daß man ihre schmale Gestalt fast täglich zwischen dem dicken Trio sitzen sah, und daß sie immer sehr fleißig arbeitete, sehr aufmerksam zuhörte und von beidem ihre fieberhafte Röthe bekam. Was die Fräulein Rettigs ihr sagten? Zuerst predigten sie unveränderlich jeden Tag die Mode der Rüchen. Sie war

damals gerade in ihrem vollen Aufgehen, und da die drei Schwestern sich für Rosenfelde als die höchsten Autoritäten im Gebiete der Moden aufgeworfen hatten, so trugen nicht blos sie selbst Rüchen, wo diese sich nur irgend anbringen ließen, sie verlangten auch, daß Andere sie tragen sollten. Das einfache Haarnetz, bei welchem Eva beharrte, war ihnen ein Gräuel. „Sieh uns an," sagten sie, indem sie ihre dicken Gesichter in ihren Einrahmungen von Rüchen zeigten, „und dann sieh, wie Du aussiehst." Zu einer andern Zeit würde Eva die Predigerinnen der Rüchen durch eine ungezogene Antwort bald zum maulenden Schweigen gebracht haben, jetzt indessen ließ sie sich Alles sagen, denn hatten die drei Schwestern genug über die Rüchen gesprochen, so sprachen sie über den Banquier und ließen, um den alltäglichen, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, kein gutes Haar an ihm. Greg bekam auch sein Theil, doch darum war es Eva nicht zu thun, nur darum, schlecht über Reginald sprechen zu hören. Das war ihr wie ein Labsal, ja, wie ein Bedürfniß, und dieses konnte sie lediglich bei den Fräulein Rettigs befriedigen. Ueberall anderswo, selbst bei den Bitters, deren Eitelkeit er geschickt geschont hatte, wurde nur Gutes von ihm gesagt; Schabes, die wenigstens den Fehler der Verläumdung nicht hatten, erwähnten seiner gar nicht. Und Eva konnte auch nicht von ihm reden — ihn loben, oder nur gelten lassen mochte sie nicht, und „über ihn herziehen," das hätte, da er im Hause ihrer Eltern wohnte, gänzlich gegen ihr Loyalitätsgefühl gestritten. Sie mußte sich also damit begnügen, ihn von Andern zerreißen zu lassen, und

diese Aufgabe erfüllten die drei Rettigs auf das Gewissenhafteste, indem sie ihm den guten Geschmack, mit welchem er ihre Rüchen nicht bewunderte, als die größte Beleidigung anrechneten und nachtrugen.

Bisweilen wollte es Eva des Abends in ihrem Zimmerchen vorkommen, als sei sie „recht schlecht,“ indem sie sich innerlich so in Feindschaft gegen einen Mann verhärtete, der sich so freundlich gegen die Ihrigen und so gut gegen die Armen beweise, denn Reginald hatte gleich im Anfang seines Aufenthaltes dem Medicinalrath eine namhafte Summe zur Verwendung für arme Kranke übergeben. Er nannte das lächelnd „seinem neuen Wohnort seine Schuld bezahlen,“ und diese Art, mit welcher er eine Wohlthat in einen Scherz verwandelte, hatte dem Steinthal'schen Ehepaar ungemein gefallen und es von vornherein auf das Günstigste für den Banquier eingenommen. Auch Eva, welche das mitleidigste Herz für alle Arme hatte, war sich selbst zum Trotz durch dieses feine Wohlthun bewegt worden, und so oft sie es sich zurückrief, erschien sie sich im Unrecht gegen Reginald. Aber dann kam schnell wieder die gekränkte Eitelkeit und bewies ihr, daß sie im Recht sei, wenn sie ihn verabscheue. Und dann wurde Evy für sich ganz allein heiß und böse, und eiferte: „Warum behandelt er mich so? Achtung ist doch am Ende das Wenigste, was der Mensch verlangen kann.“

War es das Wenigste, so gab Reginald ihr allerdings gar Nichts, denn von Achtung war in seinem Benehmen gegen Eva auch nicht die leiseste Spur vorhanden. Befaßte er sich überhaupt mit ihr, so begegnete

er ihr wie einem Kinde, mit welchem man Nachsicht hat. Nie konnte sie ihn reizen oder gar unwillig machen, sie mochte es anfangen, wie sie wollte. Als sie sich noch ein Mal ihrer Anbetung Garibaldi's rühmte und ihn als den größten Mann der Gegenwart pries, fragte Reginald ganz einfach: „Können Sie sich einen großen Mann ohne Geist denken? Ehrlich kann man mit Dummheit sein, groß nicht — dazu gehört eine vollkommen organisirte Individualität, und welcher Mensch ist vollkommen organisirt ohne Geist?" — Sprach Eva von der Nothwendigkeit der Humanität gegen die Juden, so bewies Reginald ihr, daß die Christen nicht minder Ansprüche darauf hätten, human tolerirt zu werden. Paradirte sie herausfordernd mit ihrem Unglauben, so sagte Reginald gutmüthig verweisend: „Fräulein Eva, es ist so schlechter Ton, jetzt Nichts mehr zu glauben. Ça court les rues." Endlich hatte Eva noch eine Manie, die, sich als verderbt hinzustellen. Es war ihr Spaß, ganz ernsthaft zu sagen: „Je suis très corrompue." Eines Tages, wo über Vornamen gesprochen wurde, machte Greg die etwas boshafte Bemerkung: der Name unserer Stammmutter werde von ihrer gegenwärtigen Repräsentantin mit vollem Recht getragen. — „Sie meinen, weil ich so gern von der verbotenen Frucht nasche?" fragte unsere Evy, die nie eine Gelegenheit entschlüpfen ließ, um sich zu verläumden. — „Thun Sie das?" fragte Greg. — „Als ob Sie das nicht wüßten!" rief sie. — „Ich sollte das wissen?" fragte er verletzt und verlegen. „Wodurch, wenn ich bitten darf?" — „Nun, weil alle Töchter Eva's das Verbotene lieben," erklärte sie. — „Aber, Eva!"

warnte die Mutter in wahrer Todesangst. — „Gestatten Sie immerhin Ausnahmen," nahm Reginald scherzend das Wort, um der geängstigten Räthin zu Hülfe zu kommen. „Wenn man zum Beispiel Virginie heißt — oder die Tochter einer Virginie ist," wollte er mit absichtlich übertriebener Artigkeit hinzusetzen, doch Eva ließ ihm nicht Zeit dazu, sondern rief so vorlaut wie nur je: „Aber ich heiße nicht Virginie, und das ist auch sehr gut, car je n'ai absolument rien de virginal." Als sie so weit gekommen war, sah sie den Banquier an, und sein mitleidiges Gesicht brachte sie gänzlich außer Fassung. Sie stockte, wurde blutroth, fühlte, daß ihr die Thränen in die Augen schossen, lief aus dem Zimmer und die Treppe hinauf in das ihrige, riegelte es hastig zu, warf sich auf das Sopha und schluchzte wie ein Kind.

Unterdessen sagte die Räthin wirklich aufgeregt: „Herr Höhnel, was werden Sie von Eva denken!" — „Daß sie schwatzt, weil sie trotz aller unnützen Studien Nichts weiß," antwortete Reginald freundlich. „Aber es wäre Zeit, daß sie endlich überlegt würde. Wer sie kennen lernt, ohne zugleich die Eltern kennen zu lernen, welche eine Garantie für sie sind, der könnte allerdings auf den Gedanken kommen, ein emancipirtes Fräulein vor sich zu haben." — „Und sie ist nichts weniger als das," fiel die Mutter ängstlich ein, „im Gegentheil —" — „Sie ist sogar ein wenig prüde," vollendete Reginald lächelnd. „Sie sehen, ich habe sie richtig beurtheilt," fuhr er fort, als die Räthin auch lächeln mußte, „und eben deswegen — geben Sie mir die Erlaubniß, ihr

ein Mal etwas Moral lesen zu dürfen?" — „Mit tausend Freuden, sobald Sie wollen." — „Wohl, da wollen wir es gleich morgen thun. Ich will sie bitten, mir an meinem Baum etwas putzen zu helfen — da ergiebt sich ein tête-à-tête ganz ungesucht, und daß sich eine Gelegenheit finde, um auch die Moral ganz ungesucht anzubringen, dafür wird Fräulein Evy schon sorgen."

XVIII.

Wir Alle werden es das eine oder das andere Mal erfahren haben: wenn man etwas bestimmt von Jemand erwartet und auch aller bisherigen Erfahrung nach zu erwarten berechtigt ist, so thut er es gerade nicht.

Evy machte es nicht anders. Sie gab Reginald nicht die mindeste Gelegenheit, eine Moralpredigt anzufangen. Sie ließ das Mäulchen etwas hängen und hatte um die Augen eine leise Röthe, ganz als könnte sie seit dem vorigen Tage in verschiedenen Absätzen geweint haben, aber dabei „behavte" sie sich äußerst wohlanständig, versicherte nicht ihre „Corruption," sagte dem Banquier keine Grobheiten, fragte immer nur, was sie thun solle, und that Alles, was Reginald ihr aufgab, willig und geschickt, ohne etwas hinzuwerfen oder zu zerbrechen; genug, sie war die „kapitalste" kleine Helferin, die ein Baumanputzer sich nur wünschen konnte.

Reginald war durch diese Miene, welche Evchen an=

nahm, halb belustigt, halb humoristisch geärgert. „Ob der verwünschte kleine Balg wohl eine einzige Dummheit machen wird!“ dachte er. „Und doch wär' es so nöthig, ich könnte ernsthaft mit ihr reden.“

Warum das seit gestern „nöthig“ geworden? Weil Reginald um acht Uhr Morgens bereits von Greg überrascht worden war.

„Onkel,“ sagte Greg, als er eintrat, „ich bitte Dich, gieb mir heute ein Mal ausnahmsweise auch zu frühstücken. Ich habe etwas sehr Unangenehmes zu sagen, und möchte es wenigstens bei gutem Kaffee thun.“

Reginald hieß Fritz, den Kammerdiener, eine zweite Tasse bringen und zwei Eier mehr kochen. Er hatte mit Adolph und Fritz zugleich das nöthige Porcellan, Silber und Tischzeug kommen lassen, um Steinthals so wenig wie möglich zu belästigen. Greg war in Berlin an allen den Luxus, welchen der Frühstückstisch des Onkels darbot, viel zu sehr gewöhnt, um ihn nur zu bemerken, aber in seinem Exil — so nannte Greg bereits seinen Aufenthalt in Rosenfelde — war aller Comfort ihm dermaßen fremd geworden, daß er die Art, auf welche der Onkel frühstückte, sowohl bewunderte, wie beneidete. „Du hast's gut,“ sagte er, während er sich das erste Ei zurecht machte, „wer's nur auch so hätte!“

„Warum hast Du's nicht so?“ antwortete der Onkel. „Das ist doch nur Deine Schuld.“

„Die meiner Börse, willst Du sagen. Zu solchem Reise-Sybaritismus muß man vor Allem Dein Geld haben.“

„Erwirb Dir so viel, wie Du brauchst, ich habe „mein Geld“ auch nicht gleich von Anfang an gehabt.“

„Nicht, Onkel?“

„Nein, mein Junge. Als ich an die Spitze des Geschäftes trat, war für mich persönlich herzlich wenig da.“

„Der Großvater war doch nicht extravagant gewesen?“

„Für sich selbst nicht. Für seine Familie — ja.“

„Für die Großmutter hauptsächlich. Ja, das wußte ich schon als Kind, wie viel die brauchte.“

„Lass' das,“ sagte Reginald ernst, „Deine Mutter ist dadurch nicht verkürzt worden. Und mir dünkt, Du nähmst auch recht hübsch Theil am Familienvermögen.“

„Nur sehr bescheiden, Onkel. Papa giebt mir achthundert Thaler. Was soll ich damit machen, sag' selbst. Wenn Mama nicht noch wäre, ich käme ohne Schuld brunnentief in Schulden. Aber selbst mit ihrem Zuschuß reicht's nicht bis zu silbernen Kaffeemaschinen auf der Reise.“

„Unglücklicher Junge!“ sprach mitleidig der Onkel. „Und das Unangenehme, was Du zu sagen hattest? Besteht das vielleicht in dem Mangel einer silbernen Kaffeemaschine?“

„Nicht eben das,“ antwortete Greg, und „befleckte“ sich mit seinem zweiten Ei, „sondern in der Erkenntniß, in der Wahrnehmung —“

„Iß erst Dein Ei fertig,“ schlug Reginald vor.

„Hol' der Henker das Ei!“ sagte Greg, der von Zeit zu Zeit auch fluchen konnte. Er schob den Eierbecher von sich und kam ärgerlich, aber entschlossen, mit der Wahrheit heraus. „Ich bin ein Esel gewesen, Onkel, mit meinen Heirathsgedanken,“ bekannte er. „Erstens

in meinem Alter, oder vielmehr in meiner Jugend schon heirathen, und zweitens dieses „corrumpirte" Fräulein —"

„Sie ist's nicht, Greg."

„Was hilft mir's, daß sie's nicht ist, wenn sie's sagt, daß sie's ist? Wenn sie eine solche Erklärung, wie die gestern, im Salon von Mama abgiebt, die Mädchen drum 'rum! Mir haben die Haare zu Berge gestanden, die Haare, sag' ich Dir —"

„Ich kann mir's denken," schob Reginald ein, ohne zu lachen.

„Ich kann mir's auch denken," versicherte Greg immer aufgeregter, „und eben deswegen mag ich es nicht sehen. Lieber lass' ich mich zehn Mal von den Mädchen auslachen, weil ich mir eingebildet habe, verliebt zu sein, als daß ich mich ein einziges Mal wegen einer solchen Frau beklagen ließe. Je suis très corrompue — je n'ai rien de virginal — was für Reden! Wenn man es nicht mit eigenen Ohren gehört hätte, man würde es für die absurdeste Verleumdung erklären, daß ein Mädchen dergleichen sagen könnte."

„Ja, die arme Eva ist sehr unvorsichtig, und wirklich eine arge Feindin ihrer selbst."

„Oh, die ärgste, die allerärgste! Diese boshaften Bitters schaden ihr nicht halb so viel. Und à propos der Bitters — sie können morgen zum Weihnachtsabend die Winde um mich fragen."

„Du reisest ab?"

„Heute noch, Onkel."

„Um einen Vorwand in einem unwiderstehlichen

Wunsche Deiner Mutter zu haben, daß sie das Fest nicht ohne Dich u. s. w.?"

„Du eräthst nicht blos halbe Worte, sondern Gedanken."

„Die Deinigen sind selten schwer zu errathen," sagte der Banquier spöttisch, und setzte dann, plötzlich zum Ernst übergehend, scharf hinzu: „Weißt Du, wie Du Dich beträgst?"

Greg ließ den Kopf hängen.

„Ich erspare Dir das Aussprechen meiner Meinung," fuhr Reginald fort: „ich glaube, auch Du wirst dieses Mal zu errathen wissen. Und damit Adieu."

„Du bleibst?" fragte Greg so verdutzt, daß der Onkel, so widerwärtig der „alberne Junge" ihm eben war, sich des Lachens nicht enthalten konnte.

„Warum sollte ich nicht bleiben?" fragte er.

„Weil Du hier gar Nichts zu thun hast. Du bist doch blos meinetwegen gekommen."

„Ganz recht, aber nicht Deinetwegen geblieben. Das war durchaus überflüssig. Hätt' ich gewollt, Du wärst mir schon am nächsten Tage wie ein Lamm nach Berlin zurückgefolgt. Aber ich wollte Dich mein Dérangement büßen lassen und blieb, und jetzt bleib' ich, weil es mir hier gefällt, weil ich — Winterlandschaft haben will."

„Setze hinzu: weil ich die Medicinalräthin verehren will."

„Auch," entgegnete sorglos Reginald.

„Onkel," rief Greg, ernstlich und dringend Reginalds Hand fassend, „Onkel, bedenke, was Du thust. Du bist doch gewissermaßen Gast hier im Hause, sie ist Mutter und selbst Großmutter —"

„Meinetwegen auch Urgroßmutter,“ entgegnete Reginald, den Neffen ungeduldig abschüttelnd. „Bist Du denn rein toll, Patron, daß Du mir dergleichen zu sagen wagst? Indessen, wenn man sich beträgt, wie Du, so hält man gern Andere für Seinesgleichen, und darum sei Dir verziehen, nur geh' jetzt Deiner Wege. Oder brauchst Du Geld, um bei Bitters bezahlen zu können?“

„Nun,“ antwortete Greg schmeichelnd, „so ein zehn Louisd'or wären nicht übel, wenn auch nicht ganz für Rosenfelde, aber in Berlin — ich werde ausgehungert sein nach Leben, weißt Du, Onkel?“ Der Onkel gab die zehn Louisd'or, der Neffe dankte, ging indessen noch nicht, sondern fragte: „Aber, Onkel, was soll ich nun der Mama von Dir sagen?“

„Ich wäre, wohin sie mich geschickt hätte.“

„Und was wird Mama dazu sagen?“

„Frage nur, was sie zu Dir sagen wird; um mich kümmere Dich nicht. Ich bin bis jetzt mit Deiner Mutter immer noch allein ausgekommen, und so wird es wohl auch weiter gehen. Nur noch eine Frage, bevor Du Dich von dannen hebst: hast Du zur Zeit Deiner Liebeseinbildung je mit Eva gesprochen?“

„Immer nur durch meine Blicke.“

„Wohl, da wird kein großer Schaden geschehen sein, denn Deine Augen glänzen nicht durch Beredsamkeit. Uebrigens scheinst Du Dich auch um den Eindruck, welchen Dein plötzliches Abspringen auf das Mädchen machen könnte, ganz und gar nicht zu bekümmern.“

„Wenn man Bitters glauben darf, so ist Fräulein Eva an das Abspringen von Anbetern vollkommen gewöhnt.“

„Ah, Du nimmst jetzt Deine Meinungen von Bitters? Gute Firma, wird nur Waare von vorzüglicher Qualität liefern. Und Du — wirst Du mit einem polnischen Abschied davongehen?“

„Offen gesagt, ja. Abschiednehmen ist nie meine Sache gewesen, und von Eva würde es mich, trotz allem Vorgefallenen, doch so gewissermaßen geniren —“

„Nun, das ist wenigstens etwas,“ bemerkte der Onkel trocken.

„Ich werde scheinbar nur für die Feiertage, höchstens für eine Woche fortgehen,“ schloß Greg. „Dann schreib' ich an Madame Bitter, daß ich nicht mehr wiederkomme, und Du lässest mir durch Fritz meine Sachen einpacken und nachschicken.“

„Also sei es,“ sprach Reginald, und gab dem Neffen eine halbe Hand zu einem ungewöhnlich kühlen Abschied. Und dieses Gespräch war es, was ihm gegen Eva auf dem Herzen lag, und wovon er nicht wußte, wie er es herunterbekommen sollte.

Endlich fragte er Eva, ob sie verschwiegen sein könne? und als sie das ernsthaft und einfach, wie sie diesen Morgen Alles that, bejaht hatte, zeigte er ihr verschiedene hübsche Kleinigkeiten, welche er am ersten Feiertage für die Klar'schen an seinen Baum zu hängen beabsichtigte, denn Reginald wollte erst am Weihnachtstage bescheeren, am Weihnachtsabend sollte er unten bei der Familie sein.

Eva fand Alles sehr hübsch, aber ohne, wie sonst wohl, übertrieben zu bewundern. Reginald sah sie an und dachte: „Wie Andere Anfälle von Exaltation haben,

so hat sie heute entschieden einen Anfall von Ruhe. Sehen wir nun, ob dieser ungewöhnliche Zustand anhält, wenn sie hört, daß Greg ausreißt.“ Er nahm ein Etui mit einer Garnitur reizender Knöpfe und sagte, indem er Eva auch diese sehen ließ: „Dieses Geschenk wird mir auf den Händen bleiben, ich werde es buchstäblich nicht an den Mann bringen können.“ — „Es sollte für Ihren Herrn Neffen?“ entgegnete Eva erröthend, aber ohne Bewegung in der Stimme. Reginald bejahte mit dem Kopfe. — „Und er reist zum Weihnachtsabend nach Berlin?“ fuhr sie fort. „Das ist wohl sehr erklärlich. Haben Sie es anders erwartet?“

In dem Tone der letzten Frage war die alte Eva. Dieser gegenüber fühlte Reginald sich gleich wieder freier, und nicht ohne einige herausfordernde Bosheit fragte er: „Ist es auch ebenso erklärlich, daß er nicht wiederkommt?“

„Ah, er kommt nicht wieder?“ fragte Eva nach.

„Nein.“

„Wohl, glückliche Reise,“ sagte Eva nach kurzer Pause leichthin.

„Ist es Ihnen ganz gleich, daß er fortbleibt?“ fragte Reginald ein wenig mitleidlos.

Sie sah ihn groß an und schien sich die Antwort zu überlegen. Endlich sagte sie langsam: „Meiner Eitelkeit ist es nicht ganz gleich, mir selbst — ja.“

„Das ist eine feine und richtige Unterscheidung und ehrlich ausgesprochen,“ sagte der Banquier billigend. „Ich habe mir es auch so gedacht. Mein guter Neffe ist nicht gerade dazu angethan, um ein wirkliches Gefühl zu erzeugen, besonders —“ er hielt inne.

„Besonders bei einem Mädchen, welches älter ist," vollendete Eva statt seiner. „Da haben Sie sehr Recht. Herr Lupinski ist — wie alt?"

„Dreiundzwanzig."

„Und ich werde morgen fünfundzwanzig. Bei einem solchen Mißverhältniß kann von einer wirklichen Neigung nicht die Rede sein."

„Sie grollen mir doch," sprach Reginald ruhig. „Sie verlieren ihn nicht so leichten Muthes, wie Sie sich stellen wollten —"

„Hab' ich ihn denn schon gehabt?" fragte sie dazwischen.

„Wenn Sie ehrlich bleiben wollten, wie Sie es vorhin waren?" schlug er vor. „Es steht Ihnen weit besser, als die kleinen Heucheleien und Verstellungen, mit denen Sie sich für gewöhnlich maskiren und immer zu Ihrem Nachtheil."

Sie sagte demüthig fast und ganz leise: „Ich will ehrlich sein."

„Gut," sprach er und setzte sich, während Evy vor ihm stehen blieb; „was wollten Sie also eigentlich mit Greg?"

„Zuerst mit ihm flirten —"

„Und dann?"

„Ihn heirathen, wo möglich."

„Als Partie?"

„Nun, als Greg doch nicht?" fragte Eva mit einem frischen, unwillkürlichen Lachen, welches sehr verschieden von ihrem gewöhnlichen, absichtlichen Gelächter war.

Reginald lachte auch, schüttelte aber dabei zugleich

den Kopf. Evy rief, lebhaft mit den Händen wehrend: „Nichts sagen, bitte, Nichts sagen, ich weiß schon, was Alles daran nicht recht ist, aber —"

„Sie wünschen, zu heirathen?" fragte der Banquier ohne alle Ironie.

Eva bejahte unumwunden. Er sagte: „Ich kann Ihnen das nicht verdenken." — „Welcher vernünftige Mensch könnte es mir verdenken?" fragte sie, wirklich naiv. „So bin ich meinen Eltern zur Last, und mir selbst noch mehr; verheirathet dagegen —"

„Würden Sie es blos Ihrem Manne sein?" fragte Reginald gutmüthig scherzend. — „Und wenn's wäre?" entgegnete sie schnippisch. „Die Männer haben gute Schultern."

„Möglich, im Allgemeinen; Greg indessen hat sie nicht stark genug, um irgend etwas zu tragen, selbst nicht solch ein luftiges Persönchen, wie Sie. Da müßte weit eher Mons Greg selbst getragen werden, wenigstens gestützt und geleitet. Ernstlich, Greg muß, sollte er je noch heirathen, vor Allem eine Frau von Charakter haben, eine, die fest, ruhig, überlegt ist —"

„Mit Einem Wort, Alles, was ich nicht bin," sagte Eva. „Ja, ja, ich seh' es ein, daß Sie Recht hatten, ihm abzureden und ihn fortzuschicken."

„Ich habe ihm weder abgeredet, noch fortgeschickt."

„Nicht?" Eva sah ungekünstelt erstaunt aus.

„Nein. Es ist gut für ihn, wie für Sie, daß er die Gedanken an Sie aufgegeben hat, aber ich bin es nicht gewesen, der ihn dazu veranlaßte."

„Wie konnte er denn aber so schnell —" Eva verwirrte sich und blieb stecken.

„Das müssen Sie wissen, wodurch Sie ihn so erfolgreich abgekühlt haben, während er ganz Gluth war. Gewiß ist es, daß ich ihn schon abgekühlt fand, als ich ankam. Den Muth, es auszusprechen, haben Sie ihm vorgestern gegeben."

„Ah, er war shocked!"

„Unsäglich, und — wenn Sie es mir verzeihen wollen — ich verdachte es ihm nicht. Ein junger Mann muß sehr fest in seiner Liebe sein, wenn solche Aeußerungen des Mädchens ihn nicht zurückschrecken sollen."

„Würden Sie auch davon zurückgeschreckt worden sein? Ich meine, als Sie noch jung waren?"

„Ich würde selbst jetzt noch zurückgeschreckt werden. Warum sagen Sie denn auch dergleichen, Fräulein Eva?"

„Ich weiß nicht, was mich possess'd hat," murmelte Eva nachdenklich.

XIX.

„Ich weiß nicht, was mich possess'd hat," oder auf einfach Deutsch: „Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist," hätte Evy im Laufe der nächsten Wochen noch öfter sagen können. Sie war entschieden anders geworden, oder, wenn ihr Wesen das gleiche geblieben war, so äußerte es sich doch völlig anders, als sonst. Wurde sie heftig, was wohl noch geschah, denn man kann sich nicht auf ein Mal bessern, so wurde sie es mehr, wie ein

Kranker es wird, sich selbst zum Wehthun, und gleich nachher zur Reue. Das ewige Rebelliren gegen die Eltern, hauptsächlich gegen die Mutter, hörte auf. Sie konnte gegen diese Letztere sogar bisweilen kurze Anwandlungen scheuer Zärtlichkeit haben. Wäre Virginie ihr einigermaßen entgegengekommen, Eva würde vielleicht sogar mit Enthusiasmus liebende Tochter geworden sein, aber die Frau in Virginie war durch das junge Mädchen in Eva zu lange und zu oft verletzt worden, als daß die Mutter gleich mit aller Liebe hätte da sein können. Zwischen diesen Beiden konnte, was seit Jahren verschoben gewesen war, auch erst durch Jahre wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Eva mußte die Mutter erst versöhnen, Virginie sich erst versöhnen lassen. Für den Augenblick war Virginie noch verwundert, wenn Eva angeschmeichelt kam, und Eva fühlte sich durch die Verwunderung der Mutter verschüchtert und gleichsam in der Seele verwaist. Es ging ihr plötzlich die Wahrnehmung auf, was es heißen müsse, in der Mutter eine Freundin zu haben. Die Klar'schen Mädchen, welche von ihrer Mutter auf eine völlig hausbackene und folglich gesunde Weise gescholten, gebraucht und geliebt wurden, erschienen ihr mit einem Mal des höchsten Neides würdig. Ebenso in ihrem Verhältniß unter sich als Schwestern. Wenn Elsbeth feierlich sagte: „Oh, Fanny macht Alles gut, was sie anfaßt!“ wenn sie Naninens Verse und Zeichnungen als lauter Kunst- und Meisterwerke bewunderte, wenn Fanny ihrerseits sich alle Mühe gab, etwas von ihrer Strebsamkeit und Bildungsliebe in der unbeschreiblich trägen Elsbeth

zu erwecken, wenn Nanine ihre Talente am liebsten dazu anwandte, den Schwestern kleine Ueberraschungen und Freuden zu bereiten, so war das Alles für Eva nicht neu, aber es kam ihr ganz neu vor. „Warum kann ich nicht so mit meinen Schwestern stehen?“ fragte sie sich, „besonders mit Abby, welche noch so sehr der Leitung einer älteren Schwester bedürfte? Sollte es denn zu spät sein?“ Eva hatte bald Grund, das zu befürchten, denn Abby nahm die ersten Annäherungen als ächter Backfisch, das heißt so unliebenswürdig wie möglich, auf. Eva erntete reichlich, was sie gesät hatte. Andererseits brachte die Veränderung, welche in ihr vorging, ihr für's Erste wenig Frucht. — Sie wurde zum Beispiel um Vieles rücksichtsvoller gegen ihre Gefährtinnen, unterdrückte das Bedürfniß, unumwunden freimüthig, mit andern Worten schonungslos unhöflich zu sein, ließ so gut ihre wirkliche, wie ihre geträumte Ueberlegenheit nicht länger bei jeder Veranlassung fühlen, und glaubte, sie würde dafür unmittelbar durch ein doppeltes Maaß von Liebe belohnt werden. Ganz im Gegentheil aber begannen die andern Mädchen von dem Augenblicke an, wo Eva die Waffen niederlegte, die ihrigen zu gebrauchen. Eine Menge kleiner Demüthigungen, welche sie früher stillschweigend hingenommen, wurden jetzt hervorgeholt und dienten zu Vorwänden. Die Rosenfelder Fräuleins verstanden es recht wohl, sich nachträglich zu rächen; Eva erfuhr es auf ihre Kosten. Gregs plötzliche Abreise gab zu allen den kleinen Sticheleien die beste Gelegenheit. Eva wurde befragt, bedauert, getröstet. „Lass' ihn gehen; was kümmert er Dich?“

sprach Nanine. — „Es wäre unter Deiner Mädchenwürde, auch nur noch einen Gedanken an ihn zu verlieren,“ lispelte Fanny. Sogar Elsbeth kam mit dem angenehmen Trost: „Evy, Du bekommst schon noch einen Andern.“ Martha schlug Eva vor, sie wollten gemeinschaftlich weinen.

Eva weinte allerdings, aber nur für sich. So viel Kraft hatte sie noch, um ihre Freundinnen, welche ihr ganz unversehens als Feindinnen erscheinen wollten, keine ihrer Thränen sehen zu lassen. Aber zum Zorn gegen sie hatte sie keine Kraft mehr. Sonst wäre sie wüthend und trotzig gegen sie geworden und hätte das Wehethun, welches sie ihr etwa verursacht, entschlossen verbissen, sogar sich selbst gegenüber. Jetzt war sie hülflos ihnen preisgegeben. Sie litt eben durch sie, durch Alle, durch Alles. Es war, als hätte sie ganz neue Sinne und ganz fremde seelische Fähigkeiten bekommen, und zwar sämmtlich zu dem einzigen Zweck, besser zu leiden. Was sie sonst kaum wahrgenommen, geschweige denn gefühlt hatte, davon wurde sie jetzt berührt, ergriffen, geschüttelt. Eine rasche Veränderung in der Atmosphäre, die klagenden Laute der Winterluft, welche bekanntlich reich daran ist, die kalte Schönheit der Jahreszeit, das Uraltgewohnte der Landschaft, der Tageserscheinungen, der Gestirne in der Nacht: Alles faßte sie wie mit Geisterhänden an und brachte ihr ganzes Wesen in bebende, beängstigende Schwingungen. Sie erkannte sich gar nicht mehr wieder, und doch war es ihr, als lerne sie sich erst jetzt kennen. Dasselbe neue überraschende Verständniß hatte sie für die Dichter und

für die Musik. Reginald sang bisweilen: ohne Bravour, ohne große Stimmmittel, aber mit wohlthuendem Ton und gründlicher musikalischer Bildung — Eva, die sonst alle Musik immer nur mit den Ohren gehört, hatte jetzt tief in sich ein Echo für das einfachste dieser Lieder, welche ihr wie Stimmen der Dämmerung klangen. Eben so ging es ihr mit Gedichten oder Stellen aus ihren vertrauten Schriftstellern. Sie sagten ihr kein einziges neues Wort, aber in jedem alten Wort fand sie einen neuen Sinn. Oft konnte sie Minuten lang ganz starr dasitzen und zu begreifen suchen, wie sie das nicht schon längst verstanden, was ihr jetzt auf einmal so einfach, so klar, so von selbst verständlich erschien. Ueberhaupt bekam ihr Wesen etwas Träumerisches, in sich Versunkenes. Sie hörte oft nicht, wenn sie angeredet wurde, und schreckte dann zusammen, wenn sie es bemerkte. Der Vater frug sie endlich, ob sie krank sei? — „Nein, ich war niemals besser," antwortete sie mit ihrer englischen Phraseologie. — „Man sollte es nicht meinen," sagte er, sie fixirend; „Du siehst wie verschlafen aus, hast große Ringe um die Augen und piepst, wenn Du sprichst. Es fällt mir jetzt ein, ich habe Dich seit wer weiß wie lange nicht mehr lachen hören." — „Muß man denn lachen, um gesund zu sein?" entgegnete Eva. „Mein Papa, es ist mir gar Nichts — sollte ich krank sein, werde ich mir einen Besuch vom Herrn Medicinalrath Steinthal ausbitten, aber jetzt wär' es wirklich Luxus — verwende Du Deine Zeit für Deine Kranken."

Der Medicinalrath war nicht ganz beruhigt; er ging

und nahm seine Frau in's Verhör. Virginie wußte nicht das Mindeste, hatte sogar nicht bemerkt, daß Eva verändert war. War sie's? Sie, Virginie, mußte da einmal aufpassen. Der Vater machte der Mutter Vorwürfe. Das nicht zu sehen, was so augenscheinlich war! Da wußte wohl Virginie auch nicht, ob das Mädchen sich etwa um den dummen Menschen, den Herrn Greg, gräme, der da urplötzlich davongeschossen war, wie eine wildgewordene Schwalbe? Virginie machte unschuldige Augen groß auf — was konnte die Abreise des Herrn Lupinski für Eva zu bedeuten haben? So vernünftig war Eva doch, um sich nicht für einen so unbedeutenden jungen Menschen zu interessiren. Der Rath runzelte die Stirn und zuckte die Achseln. „Die Vernunft der Mädchen! Und die Eva's in's Besondere!" — „Es kann nicht sein," beharrte Virginie friedlich, „Du machst Dir unnöthige Sorge, wie um Eva immer." Die leise Eifersucht Virginiens auf die Tochter als die Vertraute des Gatten kam in diesen Worten zum Vorschein. Der Vater war mißvergnügt. Ihm war Eva das liebste Kind, und er fragte sich im Laufe des Tages noch öfter, ob sie sich auch wirklich nicht den albernen jungen Menschen in den Kopf gesetzt habe?

XX.

Dieselbe Frage wurde an demselben Tage zwischen den Fräulein Rettigs und der freundlichen Madame Bitter bei „einem Täßchen Chokolade" verhandelt. Madame

Bitter gab die Chokolade, und die Fräulein Rettigs tranken sie. Die drei Schwestern tranken weder Thee, noch Kaffee, beide Getränke wirkten zu erregend auf sie, aber ein Täßchen Chokolade, das nährte.

Madame Bitter machte sich folglich das Vergnügen, sie zu nähren. Tilda Klemm fungirte als Hebe oder als Chokoladenmädchen. Draußen lag heller, voller Schnee bis weithin auf dem Bergwald, der die Aussicht gegen Süden begrenzte, und die Nachmittagssonne schien warm und klar zu zwei Fenstern herein. Es war „gar zu heimlich," wie das jüngste Fräulein Rettig bemerkte, und die fünf Damen rückten mit einem Gefühl behaglicher Sicherheit dicht um den runden Tisch vor dem Sopha zusammen. Sie konnten „ganz offen sein," es störte und hörte sie Niemand.

Wenn Jemand sie belauscht hätte? Wenn Eva gehört hätte, was sie von ihr sagten? Die drei Schwestern nämlich, denn Madame Bitter sagte nur Gutes, und Tilda sagte für den Augenblick noch gar nichts. Nun, wenn Evy an diesem besondern Nachmittag den bekannten schuldigen „Horcher an der Wand" gespielt hätte, so würde sie erfahren haben, daß ihre drei lieben Titular-Tanten Rettig in den letzten vier Wochen gar nicht mit ihr zufrieden gewesen waren.

„Man kann sich nie auf sie verlassen," sagte die Aelteste. „Bald kommt sie alle Tage, bald wieder alle vierzehn Tage kaum ein Mal. Wann war sie zuletzt da, Elise?" frug sie die Jüngste.

„Heute sind es gerade acht Tage," antwortete Elise.

„Neun," verbesserte Amalie, die Mittelste.

„Acht," wandte Elise zögernd ein. Elise war die Sanfte unter den Dreien.

„Neun," widersprach Amalie herrisch. Amalie war die Herrschsüchtige.

„Acht oder neun, das ist eingal," entschied Sophie, die Aelteste und Vernünftige. „Jedenfalls ist es zu lange, daß sie fortbleibt, nachdem sie uns vor Weihnachten Tag für Tag überlaufen hat."

„Sie ist so," gab Madame Bitter liebreich dazu. „Manchmal ganz Eifer, dann wieder ganz Vergeßlichkeit. Man muß sie nehmen, wie sie ist."

„Verzeihung, sie muß sich benehmen, wie sie sich benehmen sollte," entgegnete heftig Amalie.

„Ich hab' sie doch lieb, wie sie ist," sprach zärtlich Madame Bitter.

„Oh, was das Liebhaben anbetrifft," versetzte Amalie hitzig, „da lassen wir uns den Rang nicht ablaufen. Wenn man so'n Ding auf den Armen getragen hat, da hat man's lieb, nur will man dafür auch wieder was haben."

„Oh, Sie haben gewiß Evy's ganze Dankbarkeit."

„Na, da zeigt sie sie wenigstens nicht, die Dankbarkeit."

„Nein, sie zeigt sie sicherlich nicht," stimmten die Schwestern bei, und Sophie setzte hinzu: „Steinthals sind überhaupt jetzt schrecklich vornehm geworden mit ihrem Banquier."

„Und noch nicht ein Mal ist er zu uns gekommen," klagte Elise.

„Dafür kann doch Evy nichts," entgegnete lächelnd

Madame Bitter. „Sie steht keineswegs in Gnaden bei dem reichen Herrn, das kann ich Ihnen versichern, und ich bin gewiß, das arme Kind ist es nur zu sehr inne geworden."

„Sie meinen wegen dem Herrn Lupinski?" fragte Elise.

Madame Bitter bejahte diplomatisch. „Daß er sich bis über die Ohren in sie verliebt hatte, das sahen Sie doch? Jedermann mußte es sehen. Selbst meine Kleine, die es im Anfange durchaus nicht Wort haben wollte, konnte es endlich nicht länger abstreiten. Nun, und da kommt der Onkel, und als er sich Evy erst so recht angesehen hat, wo bleibt da mein Neffe? Fort ist er, wie weggeblasen, ohne daß er vorher ein Wort geäußert hätte, und — fort bleibt er."

„Nun, er kann ja wiederkommen," meinte Sophie.

Madame Bitter lächelte diplomatisch.

„Nicht? Kommt er nicht wieder?" rief der Schwesternchor.

Madame Bitter schüttelte den Kopf.

„Sie wissen's also? Sie haben Nachricht? O liebe Madame Bitter, wir bitten, wir bitten!"

„Ich habe gestern einen Brief von ihm bekommen."

„Sie hatten ja schon einen bekommen?"

„Nein, Sie irren sich, liebe Amalie, der Herr Banquier hatte uns nur Grüße von ihm gebracht."

„Und gestern hat er selber geschrieben?"

„Selber, ja, liebe Sophie."

„Daß er —"

„Nicht wiederkommt? Ja, liebe Elise."

„Das hat die Evy schon gewußt!“ rief Amalie.

„Und deswegen ist sie nicht gekommen,“ stimmte Elise bei.

„Und hat uns Nichts gesagt,“ vollendete Sophie. „Uns, die wir's so gut mit ihr meinen! Und da sprechen Sie von Dankbarkeit, liebe Madame Bitter! Sie sehen, wie sie dankbar ist.“

„Wir müssen, was sie angeht, von Fremden erfahren,“ sprach gekränkt Elise.

„Von Fremden!“ wiederholte Madame Bitter vorwurfsvoll. „Sind wir, meine Kleine und ich, denn noch immer fremd in Rosenfelde?“

„So meinte ich's nicht,“ entschuldigte sich Elise. „Ich meine nur, daß doch nicht Evy es uns gesagt hat, wie es mit ihr und dem jungen Lupinski steht. — „Das heißt, wie es nicht steht,“ murmelte halblaut Tilda, deren Zeit zum Mitreden jetzt gekommen schien. — „Ganz gleich, ob es stand oder nicht stand, sie mußte es uns sagen,“ rief hitzig Amalie. — „Ja, das war ihre Schuldigkeit,“ bestätigte Sophie.

„Ich glaube, sie ist bei Niemand mit ihrer Enttäuschung gewesen, das arme Kind,“ nahm Madame Bitter das Wort. „Selbst Nanine Klar kann durch sie Nichts gehört haben, denn sie frug mich gestern, ob ich nicht wüßte, warum unsere Evy so verändert wäre.“

„Ja, verändert ist sie,“ stimmte Sophie bei.

„Immer hat sie rothe Augen,“ gab Elise dazu.

„Immer hängt sie den Mund,“ fuhr Sophie fort.

„Sie sieht aus, als hätte man ihr die Butter vom Brode genommen,“ sprach geringschätzig Amalie.

„Sie sieht aus, als hätte sich ein junger und reicher Mann ihr genommen,“ spöttelte Tilda. „Und doch ist das noch nicht das Schlimmste.“

„Ich bitte Sie, liebe Tilda, was kann ihr denn noch Schlimmeres passirt sein!“ rief Amalie ärgerlich.

„Ja, ich finde auch, es giebt nichts Schlimmeres für ein junges Mädchen, als sitzen zu bleiben,“ stimmte Elise in einer Anwandlung ungewohnter Aufrichtigkeit ein.

Tilda schwieg und goß die Tassen wieder voll.

„Kleine, was willst Du denn sagen?“ fragte die Schwester.

„Ja, was wollen Sie sagen, Tilda?“ riefen die Schwestern einstimmig.

Tilda hatte sich ihre Tasse genommen und „tunkte.“ Offenbar schwankte sie zwischen dem Vergnügen, die drei Schwestern durch Weiterschweigen zu ärgern, und zwischen dem Bedürfniß, so boshaft wie möglich auf Eva's Kosten zu sein. Dieses letztere siegte. Sie setzte die Tasse auf den Tisch, zog ihr Schnupftuch aus der Tasche, wischte sich den Mund und sprach:

„Sie glauben Alle, daß Eva sich um den Herrn Lupinski grämt?“ fragte sie. „Ihr Vater glaubt's auch, das sah ich, als er gestern von meiner Schwester hörte, daß der junge Herr nicht wiederkäme. Nun gut, ich behaupte, daß Sie und Alle sich täuschen. Es ist nicht der Neffe, der ihr im Kopf steckt, es ist der Onkel.“

XXI.

Sonderbar, daß die Bosheit der Feindschaft eben so richtig in den Herzen zu lesen vermag, wie die Besorgniß der Liebe. In ganz Rosenfelde wurde Eva nur von Tilda Klemm wirklich gehaßt, und außer Eva selbst war Tilda Klemm bis jetzt die einzige Person gewesen, welche Eva's Geheimniß kannte.

Eva würde sich vernichtet gefühlt haben, hätte sie geahnt, durch wen sie errathen worden sei. Der einzige Trost, an welchem sie in ihrer Schwäche sich bis jetzt aufrecht gehalten hatte, bestand in dem Glauben, daß sie ganz allein wisse, was in ihr vorgegangen.

Wie sie selbst zu der Erkenntniß davon gelangt war, das hätte sie nicht ganz genau anzugeben vermocht. Sie war eines Tages vor dem Gedanken erschrocken: ihr Widerwille gegen Reginald könne wohl das ganz entgegengesetzte Gefühl sein. Sie hatte sich gesträubt, Nein, Nein gesagt, sich thöricht gescholten, an Fiebereinbildungen glauben wollen, und endlich doch an die Wahrheit glauben müssen, denn Wahrheit war ihre verschwiegene, heiße, hoffnungslose Liebe zu Reginald, die erste Wahrheit in ihrem Leben.

Ein Leben, in welches eine Wahrheit kommt, wird durch deren Gewalt augenblicklich in eine höhere Sphäre gehoben. Ob zum Heil oder zum Unheil, darauf kommt es nicht an, nur auf die Erhöhung überhaupt. Eva war über ihr bisheriges kleinliches, klägliches, frivoles Dasein

auf einmal so hinausgerückt, daß sie darauf, wie auf etwas Unbegreifliches und Unmögliches hinabblickte.

„Wie habe ich nur so sein können?“ frug sie sich. „Wie habe ich mich so erniedrigen können, mit jedem Ersten Besten zu — flirten? Noch zuletzt mit diesem Greg! Und Er hat das gesehen! Was muß Er mich verachten!“

Sie ging, während sie so mit sich sprach, in ihrem Zimmer, ihrer Zelle, wie sie es gern zu nennen pflegte, planlos herum. Sie mußte sich noch bewegen. Es war für Rosenfelde schon spät, bereits über zehn Uhr, Eva war gewohnt, um diese Zeit zu Bette zu gehen, wenn sie nicht ausnahmsweise „skribbelte,“ heute aber schrieb sie nicht und konnte sich auch nicht entschließen, sich niederzulegen; sie hatte am Abend vorher erfahren, daß sie nicht schlief, bevor sie sich nicht von Müdigkeit wie zerbrochen fühlte — die brennende Wahrheit, die in ihr war, trieb sie wach und rastlos umher.

„Wer draußen sein könnte!“ hauchte sie. „Auf der Burg! Den Absturz nahe und den Fluß unten! Da wäre man in Gefahr und könnte sich zur Zerstreuung fürchten. Hier bin ich sicher — außer vor ihm,“ setzte sie zusammenschauernd hinzu.

Sie war schon halb entkleidet und meinte, es fröre sie. Darum nahm sie ihren leichten grauen Sommermantel aus dem Schrank und wickelte sich hinein. Aber es war kein Frost: der Ofen that seine Schuldigkeit und wärmte das Zimmer durch und durch, es waren die Nervenschauer der tiefen innern Bewegung, welche durch den feinen Körper rieselten.

In der vollkommenen Stille des Hauses hörte sie deutlich, wie Jemand die untere Treppe heraufkam. Ihr schlug das Herz heftig, und doch war es nur Fritz, welcher jetzt phlegmatisch die zweite Treppe heranstieg, um seinem Herrn noch eine Flasche frischen Wassers zu bringen. Wenn der gute, schwerfällige Mensch gewußt hätte, wie Eva ihn beneidete! Er durfte Reginald noch ein Mal sehen, hörte noch einige Worte von ihm. „Und er weiß das gewiß nicht zu würdigen!" dachte Eva. Sie hatte Recht; Fritz öffnete ohne jede Ahnung von seinem besondern Glück gelassen die Thür, welche der Eva's gegenüber in die Zimmer des Banquiers führte. Eva konnte sich recht deutlich vorstellen, wie hölzern Fritz dastehen würde, obgleich Reginalds Augen auf ihm ruhten. Eva betete Reginalds Augen an. „Die Augen sind's, die mir's angethan haben," hatte sie schon mehrmals zu sich selbst gesagt. Eva suchte, unerfahren, wie sie in der Naturgeschichte der Gefühle war, noch immer nach einem Grunde für ihre Liebe, während doch die einzige Ursache der Liebe das Lieben ist. Aber freilich, liebt man erst einen Menschen, so ist irgend etwas an ihm einem das Allerliebste, und das waren eben bei Reginald seine großen, dunkeln, ernsten Augen.

„Oh, wenn ich die Augen je malen könnte!" hauchte Eva, und verschränkte krampfhaft die Finger in einander.

Eva hatte es bereits versucht, was sie so glühend wünschte; auf ihre Bitte hatte Reginald ihr am Tage zuvor mehrere Stunden gesessen. Daß sie ihm diese Geduldprobe zugemuthet, war weiter nicht aufgefallen;

Eva hatte bisweilen eine wahre Manie, Alles zu portraitiren, was in ihren Bereich kam. Reginald, welcher in ihrem Album Klimperzwergs liebenswürdige Physiognomie erkannt hatte, fühlte sich keineswegs geschmeichelt, als sie den Wunsch aussprach, „auch ihn zu haben," und fügte sich ihrem Verlangen aus reiner Gutmüthigkeit, indem er ihr vorhersagte, sie würde, da er äußerst schwer zu treffen sei, weit eher eine Carricatur, als eine Aehnlichkeit von ihm zu Stande bringen. So war es auch: Reginald sah in ihrer Zeichnung so gar nicht wie er selbst aus, daß Virginie sich über „diesen Banquier" munter lustig machte, Abdy entrüstet erklärte: es sei eine Schande, Herrn Höhnel so zu verstellen, und Eva stark versucht war, ihr mißglücktes Werk mitten durchzureißen. Daß sie es nicht that, läßt sich denken. Wenn die Skizze auch nicht Reginald war, so war sie doch ein Schatten von ihm — „immer besser, als Nichts," sagte Eva, als sie das Blatt verstohlen in ihr Zimmer hinaufschmuggelte. So oft sie während des Tages hinaufgekommen war, hatte sie es hastig angesehen, und jetzt, wie am vorigen Abend schon, einem Altarbilde gleich auf ihrem Schreibtisch aufgestellt. „Um meine Abendandacht davor zu halten," meinte sie. „Ist er nicht mein Heiliger?" Als sie von der Thür zurückkam, wo sie auf Fritz gehorcht, blieb sie wieder vor dem Blatte stehen, und dann kniete sie plötzlich davor nieder.

„O erhöre mich!" bat sie und erhob die Hände. „Erbarme Dich, erhebe mich zu Dir, nimm mich an Deine Brust, Du bist so gut gegen Alle, sei es auch gegen mich! Ich bin ein armes Kind, ein vernachlässigtes Geschöpf,

ach, mache aus mir ein Wesen, das hold sei, das Du lieben könnest — Reginald — Du könntest mein Vater sein, laß mich Dein Kind sein — liebe mich!"

Ihre Stimme war in diesen Phantasien der Liebe voll seltsam durchdringender Süßigkeit. Wie das ganze Mädchen, so war auch die Stimme verändert, der weiche Ton aus dem harten Metall herausgelöst, gleich einer zerschmelzenden Frucht aus stachlichter Schale. Und Eva selbst glich einem feinen dornigen Strauch, an welchem sich plötzlich die leuchtende Blüthe einer mächtigen Liebe aufgeschlossen hatte.

Dennoch konnte sie noch immer nicht ganz vergessen, daß sie auch Dornen trug. Der Zorn folgte noch oft auf die Weichheit. Auch jetzt wieder, denn sie schnellte hastig in die Höhe, ging leidenschaftlicher noch, als vorhin, auf und ab, und rief mit dem Ausdruck einer innerlichen wilden Empörung: „Er liebt mich nicht — warum muß ich ihn lieben!"

Dann weinte sie. „Nein, er liebt mich nicht, wird mich nie lieben. Meine Mutter — wäre die jung, die wär's, die er liebte. Wenn sie ihm freundlich zulächelt, erwärmt es ihn mehr, als wenn ich ihn mit allen Strahlen meiner Liebe magnetisire! Mehr! als ob er meine Nähe überhaupt fühlte! Oh, warum bin ich nicht weiblich und retenue und convenabel, wie meine Mutter! Ach, wer so bleßt (gesegnet) wäre, wie sie! Und sie nimmt's so coolly hin, daß er sie verehrt, als müßt' es sein, oder als verständ' es sich von selbst. „Was für ein angenehmer Mann Herr Höhnel ist!" sagt sie mit innigem Vergnügen, wenn er einmal so recht herrlich

gesprochen und ausgesehen hat. Er ist ihr „ein angenehmer Mann," und mir ist er — oh, mein Herr, mein Alles, mein Gott — ich lieb' ihn selbst, obgleich er fromm ist!"

Nach diesen letzten seltsamen Worten ging Eva an eines der Fenster, welche auf die Straße gingen, und legte die heiße Stirn an die kalten Scheiben. Die Straße hieß die Ahornstraße nach den beiden Reihen dieser Bäume, mit denen sie bepflanzt war. Sie standen jetzt in Reif gehüllt, unter einem dunkelblauen Himmel, in welchem die Sterne flimmernd zwischen großen weißen Wolken schienen. Die Nacht mit ihrer kalten, lichten Stille hatte etwas räthselhaft und beängstigend Festliches. „Sie ist wie ein Mysterium," dachte Eva. „Doch welche Nacht ist keines? Und welcher Tag, welches Leben, welches Herz? Das größte ist die Liebe. Ist die Lösung — Gott?"

Wohl hat der alte Spruch Recht: Wo Liebe ist, da ist Gott. Eva hatte kaum den Donnersturm der Liebe über sich hinrauschen gefühlt, da kam auch Gott, aber er kam „in lindem sanftem Säuseln." Es ging wie eine Kühlung über ihr armes heißes Herz. Es war ihr, als würde sie nicht länger verlassen sein, wenn sie nur Gott hätte. „Fromm sein ist Gott haben! sagte Reginald gestern," sprach sie leise; „ich möchte fromm sein." Sie faltete die Hände und zum ersten Male versuchte sie zu beten. „Dein Reich komme," murmelte sie, „dein Reich komme." Mehr brachte sie nicht über die Lippen, aber diese Worte wiederholte sie fort und fort.

Sie waren auch eine Erinnerung an Reginald. Am

Abend vorher hatte er der Räthin einige Lieder seines Lieblingsdichters, des fast vergessenen Novalis, vorgelesen, unter andern das schöne:

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu.

Als er damit endete und das Buch schloß, kam Abby sachte zu ihm und fragte ernsthaft: „Nischt wahr, Herr Höhnel, Sie sind recht fromm?" — „Warum?" fragte er lächelnd. — „Isch weiß es nischt," antwortete die Kleine, „aber wenn Sie solche Lieder lesen, kommt es mir so vor."

Reginald legte seinen Arm um das Kindmädchen, und sprach: „Ich möchte fromm sein, Abby, denn fromm sein ist Gott haben, aber — wer hat Gott? Ich meine, wie man ihn haben soll: immer vor Augen und im Herzen? Niemand, meine Abby, so lange wir arme Menschenkinder sind. Sieh, darum beten wir: dein Reich komme, denn mit dem Reiche kommt des Reiches Herr, und ist er in uns, sind wir fromm und glücklich. Sag' d'rum recht oft: dein Reich komme!" — „Zu uns," erinnerte Abby ihn. — „Ja, zu uns, Abby," sagte Reginald, „zu uns und zu Allen."

Eva hatte von einem Lehnstuhl aus zugehorcht, in welchen sie sich gleichsam verkrochen hatte. Reginald hatte sie daher nicht bemerkt und eben deswegen so frei mit Abby gesprochen. In Gegenwart Eva's vermied er jedes religiöse Gespräch, weil er ihr nicht gern Veranlassung zu der Aeußerung ihrer Zweifel gab. Eva hatte

ihn also zum ersten Male ernstlich über Gott reden hören, und darum wiederholte sie jetzt so unruhig und dringend: „dein Reich komme! dein Reich komme!"

XXII.

Wer am meisten erstaunt gewesen wäre, hätte er gewußt, mit welcher Liebe von ihm geschwärmt würde, und zwar zehn Schritte von dem Zimmer, wo er in Ruhe und im Schlafrock saß, um vor dem Zubettegehen noch seine englischen Journale zu lesen, das war Reginald selber.

Sehr einfach: kein Mann war weniger Geck, als er. Nie dachte er daran, wie man gewöhnlich sagt, Eindruck zu machen. Sein Herz bedurfte es nicht, und Eitelkeit hatt' er keine, dazu war er zu einfach und im Grunde seines Wesens zu traurig. Er hatte eine große Liebe, seine erste und einzige, in der Kraft seiner Jugend aufgegeben; seitdem reizten Gefühlsspielereien ihn nicht länger. Leidenschaftlich war er auch nicht, mitten in der Welt lebte er wie ein Anachoret. Den Heirathsschlingen, welche dem reichen und geistvollen Manne natürlich zahllos gelegt werden mußten, war er immer mit so vieler Gewandtheit entgangen, daß die Bewerberinnen, welchen er entfloh, stets im Zweifel darüber blieben, ob er es absichtlich gethan oder nicht, und daher nicht seine Feindinnen wurden. Bei Eva hatte er nicht im Traum daran gedacht, daß er für sie etwas

Anderes sein könne, als Gregs Onkel. Hätte sie mit ihm auf ihre gewöhnliche Art „geflirtet,“ so würde er es wahrgenommen haben, aber da sie das nicht that, hätte er, um den populären Ausdruck zu gebrauchen, eher des Himmels Einsturz vermuthet, als ihre Liebe.

Seinerseits dachte er nicht auf tausend Meilen an Eva, wie an ein Mädchen, welches man lieben könne, sondern nur wie an ein gutes, verkehrtes Kind, dem man seiner ursprünglichen Gutheit wegen seine angenommene Verkehrtheit nachsehen müsse. Daß Eva ursprünglich gut war, konnte ihm, als er sie erst näher beobachtete, nicht verborgen bleiben. Er bemerkte, daß sie sich sehr laut beschwerte, wenn der Vater übler Laune war, indessen dabei alles Mögliche anwandte, um seine Stimmung zu verbessern. Ebenso war es mit der Mutter, die sie geringschätzig behandelte, wenn sie gesund war, und mit unermüdlicher Aufmerksamkeit pflegte, sobald sie am Kopfweh lag. Ueber Abby zu zanken, schien sie als ihr ausschließliches Recht zu betrachten, so ganz war sie Feuer und Flamme, wenn es galt, den Familienbackfisch gegen Andere zu vertheidigen. Von ihren verheiratheten Schwestern und deren Sprößlingen sprach sie stets mit einer gewissen knurrigen Zärtlichkeit, die sich sehr komisch anhörte und im Grunde sehr rührend war, indem man wohl herausfühlte, sie liebe mehr, als sie geliebt werde. Im Hause endlich war sie trotz ihrer unaufhörlichen Versicherungen: wie unausstehlich alles Häusliche ihr sei, wie unlady-like sie es finde, wie sie sich immer „aus der Affaire“ zu ziehen wisse, wenn es gelte, die Magd zu spielen, der ordnende und schaffende

Geist. Man merkte es sehr gut, wenn sie ein Mal nicht wohl und Abends nicht mehr in der Küche gewesen war. Es fehlte dann am nächsten Morgen absolut Alles, was zum Frühstück gehörte: der Kaffee so gut, wie der Zucker, ja, sogar das Silber; die liebenswürdige Virginie hatte auf Reginalds Vorlesen gehorcht oder selbst gelesen, und glücklich Alles unter Schloß und Riegel gelassen, so daß alle Welt mit dem Frühstück warten mußte, bis die Räthin ziemlich spät aufstand. Dann schämte sie sich mit allerliebster Naivetät, und klagte sich mit der Unschuld eines Kindes „ihrer ewigen Vergeßlichkeit“ an, aber Addy und der Medicinalrath, sowie Fritz und Adolph hatten darum nicht minder warten und hungern müssen, und es gab mehr als eine schiefe Miene, während bei Eva's Hausregiment dergleichen nie vorkam, sondern jedes Ding zur gehörigen Zeit an der gehörigen Stelle war. Diese Pünktlichkeit war es, was Reginald, dem fast peinlich gewissenhaften Geschäftsmann, zuerst an Eva gefiel. Später freute ihn ihre höfliche und gute Art, mit der Bedienung umzugehen. Nie hörte man ein lautes, geschweige denn ein scheltendes Wort. Eva ertheilte alle Befehle, als wären es Bitten, die Mädchen wetteiferten im guten Willen, und Reginald fühlte sich um so angenehmer berührt, je mehr er bei seiner Mutter und seinen Schwestern an herrisches, unfreundliches Gebieten gewöhnt gewesen war. Durch alle diesen guten Eigenschaften, welche man der kleinen Eva nur ganz unvermerkt ablauschen konnte, denn das alberne Kind schämte sich ihrer, wurde in Reginald allmälig ein warmes väterliches Wohlwollen für

das wilde, wunderliche Mädchen erweckt und genährt, und als er es nur erst wirklich gut mit ihr meinte, da suchte er ihr auch, wo er nur konnte, Vergnügen zu bereiten.

So hatte er, auf Eva's Aeußerung hin, wie gern sie Schlittschuh laufe, ihr ein Paar der allerzierlichsten von Berlin kommen lassen. Fritz brachte sie gerade am Tage nach dem Abend von der Post, wo Eva ihn so glühend um einen letzten Blick Reginalds beneidet hatte, und der Banquier erschien bald darauf mit seiner Gabe im Wohnzimmer, wo Eva abermals, aber dieses Mal mit musterhafter Geduld, aus dem bekannten großen Korbe Strümpfe stopfte.

Wäre sie noch gewesen wie früher, so würde der Geber „so reizender Kothurne" mit einem Sturm von Entzückungs- und Dankbarkeitsbezeugungen betäubt worden sein; jetzt nahm sie das überraschende Geschenk mit stiller Erkenntlichkeit an, und fragte nur: „Soll ich ganz allein fahren?"

„Nein," antwortete Reginald, „ich erbiete mich zu Ihrem Cavalier. Ich war früher nicht ungeschickt, und will mein Heil wieder ein Mal versuchen. Schlittschuhlaufen ist so gut Poesie der Bewegung, wie Tanzen."

Die classisch gebildete Virginie erwähnte der Ode Klopstocks, aber Reginald wehrte diese Erinnerung lächelnd ab. „Das wollen wir Evy nicht zumuthen," sprach er. Reginald sagte jetzt Evy, wie er Addy sagte, nur daß er diese Du nannte.

Addy hatte sich gegen alles persönliche Schlittschuhlaufen erklärt. „Isch fürchte misch," hatte sie gesagt,

und daher auch keine Schlittschuh bekommen. Aber mitgehen wollte sie und zusehen. Wann gingen sie denn? Addy war ungeduldig, Eva im Stillen auch, obgleich sie es nicht zeigte. Reginald, der in ihren Augen las, unternahm es, sie vom Strümpfestopfen loszubitten, und bald waren alle drei an dem herrlichen Sonnentage unterwegs nach einer Wiese unten im Thale, wo eine ganz vorzügliche Bahn sein sollte.

Man fand auch wirklich das schönste, glatteste Eis; die Wiese war, Dank dem unruhigen kleinen Flusse, im Spätherbst überlaufen gewesen und noch nicht wieder trocken geworden, als der Frost eintrat. Reginald und Eva hatten also freien Raum und benutzten ihn. Eva konnte gar nicht genug bekommen: mehr als ein Mal ermahnte Reginald sie zum Aufhören, aber sie war unermüdlich. Sie fühlte sich gar zu glücklich; noch nie hatte Reginald sich so ausschließlich mit ihr beschäftigt; kamen sie nach Hause, mußte sie ihn wieder der Mutter abtreten. „Ach, nur noch ein wenig, ein ganz klein wenig länger!“ bat sie wieder und wieder.

„Nein,“ sagte Reginald endlich bestimmt, „Sie werden zu heiß, und das kann bei der scharfen Frostluft gefährlich für die Brust sein.“

Sie gehorchte, näherte sich dem Rande der Wiese, wo Addy stand, wollte hinaufspringen, glitt aus und würde rücklings übergeschlagen sein, hätte Reginald sie nicht aufgefangen. Mit einer raschen Bewegung schwang er sie auf den festen Boden hinauf, aber dabei verlor er seinerseits das Gleichgewicht, stürzte und fiel hart auf den linken Arm.

Eva schrie gellend auf, Reginald war rasch wieder auf den Füßen und wollte sie beruhigen, aber die Erschütterung war so heftig gewesen, daß ihm vom Schmerz ganz schwarz vor den Augen wurde, und daß er sich hastig auf den Rand setzen mußte, um nicht zu fallen.

Als er wieder deutlich sehen konnte, stand Eva mit gerungenen Händen in einer solchen Verzweiflung vor ihm, daß er trotz seines unbehaglichen Zustandes sich des Lächelns nicht erwehren konnte. Abdy war praktischer beschäftigt, sie lag auf dem Eise und hämmerte mit beiden Fäusten darauf los, um es entzweizuschlagen und Wasser für den Ohnmächtigen zu bekommen.

Zum Glück erholte Reginald sich ohne Wasser, sonst hätte er lange dort sitzen können. Der Heimweg wurde angetreten; er schien Allen länger, als der Hinweg: Reginald litt an seinem zerschellten Arm, Eva weinte, und Abdy machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihre Ungeschicklichkeit. „Wenn Herr Höhnel nun den Arm gebrochen hätte," schalt sie, „oder den Fuß —"

„Oder den Hals," unterbrach sie Reginald. „Sei doch still, kleine Abdy, Du siehst ja, ich bin noch ganz und wohlbehalten."

„Wohlbehalten?" wiederholte Abdy höchst entrüstet. „Nennen Sie das wohlbehalten, wenn Sie den Arm nischt rühren können? Und wenn er nun entzwei wäre, und er konnte entzwei sein, das weiß isch, denn Sie fielen fürchterlisch hin, wer wäre da Schuld gewesen, als Eva, und was würden Papa und Mama gesagt haben?"

Mama sagte einige scharfe Worte zu Eva, und Papa sagte, während er den beschädigten Arm einrieb und

verband: „Nun sind Sie doch noch mein Patient geworden.“

„Sehr wider Willen, lieber Medicinalrath,“ entgegnete der Banquier lächelnd.

XXIII.

Auch sehr wider Willen mußte Reginald die nächsten Tage „interessant“ sein, den Arm in der Binde tragen und das Zimmer hüten. War es Erkältung oder Schmerz vom Falle, er fieberte, war matt und wußte nichts Besseres mit sich anzufangen, als auf dem Sopha zu liegen, oder im Lehnstuhl am Fenster zu sitzen.

Das that er am liebsten, denn die Aussicht war für einen Fieberkranken eigenthümlich beruhigend, und zwar durch ihre künstlerische Abgeschlossenheit. Nur durch eine Hecke von dem einfachen Garten getrennt, welcher zunächst unter den Fenstern lag, breitete sich eine große ebene Wiese aus. Zur Linken wurde sie von einem Halbkreis einzelner heller Baulichkeiten eingefaßt, deren letzte die Eisenbahnstation war. Hinter diesen jenseits des Flusses krümmten sich die Waldhöhen, welche gegen Osten das Thal abschlossen. Zur Rechten wurde die Wiese, gleichfalls im Halbkreis, von einer laubigen Hügellehne eingerahmt, an welche terrassenförmig ein Theil von Rosenfelde angebaut war. Da, wo dieser Abhang aufhörte, machte das Thal eine Krümmung und verschwand dahinter, so daß die Wiese in einem völlig

geschlossenen Kranz von Höhen, Häusern und Gärten zu liegen schien.

Natürlich konnte diese Ansicht erst mit dem Frühling in ihrer vollen Schönheit gewürdigt werden, und der Banquier hatte entschieden erklärt, bevor er sie nicht ganz im Grünen genossen, gehe er nicht fort von Rosenfelde. Aber auch jetzt, wo die Winterbläue um die Wälder dämmerte, hatte das Bild einen großen stillen Reiz, und Reginald ließ mit der Trägheit des Kranken oft Stunden lang die Augen darauf ruhen.

Uebrigens war es, wie er mehrmals erklärte, ein wahres Vergnügen, bei den Steinthals krank zu sein, für ihn wenigstens, denn er wurde gehätschelt und gepflegt, als wäre er das kleinste Kind vom Hause. Die Medicinalräthin kam so und so oft nach ihm sehen, und eines der Mädchen war fast immer oben, um bei seinem leisesten Wunsche zur Hand zu sein. Fritz hatte so gut wie gar nichts zu thun und pflegte sich, wie Evy sagte, mit seinem Herrn um die Wette, und Fritzens Herr fand es recht angenehm, auch einmal der Gegenstand von Sorge und Aufmerksamkeiten zu sein. In seiner Familie war immer er es, von dem Sorge und Aufmerksamkeit verlangt wurde. „Ich lasse mich verwöhnen," sagte er wohl, wenn Virginie und die Töchter sich um ihn beeiferten, aber er ließ sich mit Behagen verwöhnen, „denn das thut gut," meinte er.

Am fünften oder sechsten Tage jedoch schien ihm Nichts gut thun zu können. Vielleicht war das Wetter Schuld. Die Luft war hart und düster, der Wind heulte und pfiff an den Fenstern, und dazwischen schoß die

Sonne einzelne grelle, heiße Strahlen, welche man viel lieber nicht gesehen hätte.

Auch wollte Reginald sie nicht sehen, und Eva hatte unaufhörlich damit zu thun, die Vorhänge auf- und zuzuziehen, je nachdem die Sonne schien oder nicht. Eva hatte diesen Nachmittag den Kranken allein zu besorgen, Abby nahm bei der zierlichen Fanny ihre wöchentliche Klavierstunde, der Medicinalrath war zu Patienten gefahren, und Virginie hatte einen lange aufgeschobenen Besuch abzustatten. Ihre Abwesenheit mochte an Reginalds launischer Verdrießlichkeit auch ihr Theil haben.

Eva that ihr Möglichstes und wurde keinen Augenblick ungeduldig. Reginald fühlte endlich, wie sanft und liebreich sie gegen ihn sei, und wie wenig er es heute eigentlich verdiene, und als sie wieder einmal von einem Fenster zurück und an seinem Sopha vorüberkam, richtete er sich in die Höh', reichte ihr die rechte Hand hin, und sagte herzlich: „Danke, liebe Evy."

Wie ward ihm aber, als er seine Hand von zwei heißen Händen krampfhaft gefaßt, an einen brennenden Mund gepreßt und mit glühenden Thränen überströmt fühlte? „Eva!" sagte er zitternd vor Erschrecken, „Fräulein Eva!"

Noch immer seine Hand umklammernd, sank Eva in die Knie. „Ein Mal nur," schluchzte sie, „ein einziges Mal!" Reginald hatte nicht die Kraft, ihr die Hand zu entziehen; den Kopf tief gebeugt, ruhte Eva eine Minute lang mit ihren zuckenden Lippen darauf. Dann ließ sie ab und stand langsam auf.

„Mein Gott!" seufzte Reginald und legte die freigewordene Hand über die Augen.

Eva neigte sich zu ihm. „Sagen Sie meinen Eltern nichts,“ hauchte sie und glitt aus dem Zimmer.

Reginald blieb sitzen, wie er saß. Für seinen innern Zustand giebt es nur das nichtdeutsche Wort: Desolation. Diese Liebe — er hatte sie nicht gewollt, nicht erweckt, er konnte sich wegen Eva's Verirrung keinen Vorwurf machen, und doch drückte sie auf ihm, wie eine Verantwortlichkeit und wie ein Vergehen.

„Das thörichte Mädchen!“ murmelte er endlich. „Das arme Kind!“ setzte er gleich darauf weicher hinzu.

Sie je zu lieben, erschien ihm als unmöglich. Und sie aus Mitleid zu heirathen — „O Marie, Marie, Marie!“ sagte er mit unbeschreiblicher Innigkeit und Trauer. „Dir untreu werden um ihretwillen! Wenn sie noch wäre, wie Virginie! Virginie hat etwas, etwas ganz Weniges von Dir. Aber dieses gute, wilde, wüste Kind!“

Ja, Eva, das gute, wilde, wüste Kind war freilich anders, als die todte, zarte, reine Marie. Von ihr so verschieden, wie die Verführerin im hebräischen Paradiese von der Jungfrau im christlichen Himmel.

Die Geschichte von Reginalds Liebe zu ihr war ganz eine innerliche Tragödie gewesen. Es war darinnen nicht gesprochen und gehandelt, sondern nur geliebt, gelitten und gestorben worden. Seiner Mutter hatte er Glück und Geliebte geopfert. Seine Mutter war die Tochter eines Gastwirthes aus einer kleinen Stadt, welche, ist gleichgültig. Genug, daß der Banquier Höhnel, Reginalds Vater, durch einen Unfall mit dem Wagen in dem Städtchen und in dem Gasthaus einige Wochen

festgehalten wurde. Durch ihre vulgäre Schönheit — wir Deutsche haben hier wieder die Sache und nicht das Wort — wußte die Gastwirthstochter den reichen Fremden zu bestricken, und durch vulgäre Sentimentalität wußte sie ihn dahin zu bringen, daß er sie heirathete. Als reiche und — schöne Frau eignete sie sich rasch einen gewissen Anschein von Bildung an, innerlich aber blieb sie immer, was sie war: voll roher Leidenschaftlichkeit und gänzlich gemeiner Gesinnung. Reginalds Großeltern wurden durch diese Schwiegertochter sehr unglücklich — es konnte Niemand durch sie glücklich werden, nicht Gatte, nicht Kinder. Für diese wurde sie geradezu verderblich — Reginald hatte noch nicht aufgehört, durch ihren nachträglichen Einfluß auf seine Schwestern zu leiden. Was ihn betraf, so wurde er demselben glücklicher Weise dadurch entzogen, daß die Großeltern ihn zu sich nahmen. Seine Mutter sah darin eine Verletzung ihrer Rechte, die sie dem Sohne nachtrug: sie liebte den Knaben nie, und Reginald seinerseits begnügte sich ihr gegenüber stets mit dem unumgänglich nothwendigen Pflichtgefühl. So viel die Großeltern es vermochten, sicherten sie ihm durch ihr Testament eine glänzende Unabhängigkeit zu, welche der Vater nach ihrem Tode dem einzigen Sohne auch keineswegs zu bemäkeln suchte. Daß Reginald, der gar keine Neigung zu finanziellen Geschäften hatte, nach Beendigung seiner Studien in Staatsdienste treten, sich möglicher Weise der Diplomatie widmen wollte, war dem Vater ebenfalls recht. Es eröffnete sich also eine reiche Zukunft vor dem begabten jungen Manne, um so mehr, als er schon damals in Marien, der ein-

zigen Tochter eines würdigen, vornehmen Staatsbeamten, einen tieferen Inhalt für sein Leben gefunden hatte. Da berief der Vater ihn zu sich. Dem Erfahrungssatz gemäß, daß gerade die Frauen, welche keinen Groschen in's Haus gebracht haben, die maaßlosesten Ansprüche an das Vermögen des Mannes machen, hatte die Mutter Reginalds nicht nur officiell wahnsinnig verschwendet, sondern auch noch im Geheimen so bedeutende Schulden gemacht, daß trotz des kolossalen Vermögens des alten Banquiers die finanzielle Lage des Hauses eine höchst kritische war, um so mehr, da gerade zu dieser Zeit zwei Töchter verheirathet und ausgestattet sein wollten. Zum Glück offenbarte ein Gläubiger, welchen die Frau nicht mehr beschwichtigen konnte, dem Manne den Abgrund, welchem die Familie nahe war. Er rief den Sohn zu Hülfe, Niemand anders. Reginald rechtfertigte das Vertrauen des Vaters: ohne eine Klage, ohne einen Augenblick der Zögerung gab er sein Vermögen hin, seine Carrière auf und wurde der Compagnon des Vaters. Bald genug der Chef des Hauses und das Haupt der Familie, denn der Vater hatte den Gram über seine Frau nicht lange zu ertragen vermocht. Für Reginald war die Mutter der schlimmste Theil der Erbschaft. Indessen er war jung, energisch, geistig überlegen, und er hoffte auf Marie. Die Veränderung seiner Laufbahn hatte in seinem Verhältniß zu ihrem elterlichen Hause keine Störung zuwege gebracht: der junge liebenswürdige Banquier wurde mit gleicher Herzlichkeit empfangen, wie der Student der Staatswissenschaften. Gesprochen hatte Reginald noch nicht, das wollte er erst, wenn er der

Geliebten zugleich mit seinem Herzen Hand und Haus zu bieten vermöchte. Das zu können, dahin strebte Reginald mit aller Kraft, und seine Anstrengungen schienen gesegnet werden zu sollen: sämmtliche Schwestern waren etablirt und ausgezahlt, und Reginald bereitete sich darauf vor, auch die Mutter auszuzahlen, als sie plötzlich krank wurde und, wie sie wähnte, gefährlich. Wie immer alles Schwere und Unangenehme, überließen auch jetzt die Schwestern die Pflege der wahrhaft unerträglichen Kranken ausschließlich dem Bruder. Er habe keine andere Pflichten, sagten sie, so könne er denn ganz ungestört diese erfüllen. Reginald that es — was that er nicht, was schwer und recht war? Seine Mutter hing an ihm in ihrer Verlassenheit und Hülflosigkeit mit einer sogenannten Liebe, welche ihn, da sie die bloße Kriecherei der Feigheit war, nur anwidern konnte. Dennoch hielt er aus und war eben so sehr guter Sohn, wie barmherziger Bruder. Bald sollte er auch noch mehr werden: unfreiwilliger Beichtvater. In einer ihrer Stunden voll Todesfurcht fühlte seine Mutter sich gedrungen, ihm Bekenntnisse abzulegen. Sie fürchtete, wie sie jammerte, nicht selig werden zu können, wenn sie sich nicht ihrer Vergehungen anschuldigte. Entsetzt, vernichtet durch das Gefühl der furchtbarsten Scham, die es geben kann, vernahm Reginald, daß sein Vater in dieser Frau nicht nur keine angemessene Gefährtin, keine Freundin für sich, keine wirkliche Mutter seiner Kinder, sondern sogar keine treue Gattin gehabt hatte. Was sie dem Sohn erzählte, brachte ihn bis zu der Frage: „Bin ich wenigstens der Sohn meines Vaters?“ — „Du bist legitim,“

antwortete sie, „aber von Deinen Schwestern sind zwei —" — „Sage mir nicht, welche," unterbrach er sie, „und — sprich nie mehr von dem, was Du mir heute gesagt hast. Genug, daß es geschehen ist — verborgene Schande soll man nicht aufdecken." — „Ich muß davon reden," entgegnete die unselige Frau, welche in ihrer Reue eben so widerlich war, wie in ihrer Sünde, „es würde mich ersticken, jetzt, wo ich alt werde, wenn ich mir das Herz nicht erleichtern könnte. . . Aber ich will's nur gegen Dich thun, das will ich Dir versprechen, wenn Du mir dagegen versprichst, daß Du bei mir bleibst, so lange ich lebe." — „Ja," antwortete Reginald dumpf.

So wurde Reginald der Hüter und der Sklave seiner Mutter, denn die Frau genas. Die, deren Sterben ein Segen wäre, genesen fast immer: der Tod hat keine Kritik. Die Mutter genas, und Reginald gab seine Liebe auf, oder doch den Besitz dieser Liebe. In ein Haus mit seiner Mutter konnte er Marie nicht führen, das Opfer, welches er brachte, durfte er nicht auch von ihr verlangen. Sie würde es in der Schwärmerei der Liebe gebracht haben, daran zweifelte er nicht, aber Reginald war schon zu sehr praktischer Mann, um nicht zu wissen, daß manchen Realitäten gegenüber selbst die höchste Begeisterung nicht aushält. Und die Liebe zwischen Marie und ihm in unreiner Luft siechen und sterben zu sehen, das brachte er nicht über's Herz. Lieber wollte er den einen großen, ewigen Schmerz, als die tausend kleinen, täglichen, kläglichen Enttäuschungen, welche bei der unaufhörlichen Berührung mit einer Natur, wie die seiner Mutter, unvermeidlich waren. Er sprach ein Mal mit

Marien, und sagte ihr weder die Wahrheit, noch eine Lüge, sondern blos ganz einfach: daß es sein höchstes Glück gewesen wäre, um sie zu werben, und daß er gezwungen sei, diesem Glück zu entsagen. Marie nahm diese Erklärung mit der ruhigen Haltung des vornehmen, stolzen Mädchens auf: Reginald konnte sie für beleidigt halten. Er selbst fühlte sich hoffnungslos unglücklich: damals war es, daß einzelne seiner schönen Locken weiß wurden, und er war noch nicht fünfundzwanzig Jahr alt. Nach zehn Jahren starb Marie; sie war noch jung und hatte nicht geheirathet. Die Mutter Reginalds lebte länger: ihre sogenannte Reue hatte, um sie zu verzehren, zwanzig Jahre gebraucht. Kaum war sie todt, als Reginald sich von seinem Geschäftsleben los machte. Er brauchte nun nicht länger weder Erwerb, noch Betäubung. Glücklich war er nicht gewesen, konnte es auch nicht mehr werden, aber frei und seinen intellectuellen und artistischen Neigungen gemäß wollte er in dem letzten Drittel seiner Jahre wenigstens leben — da mußte Eva's Liebe auf ihn fallen.

XXIV.

Er konnte sich ihr entziehen, denn nicht mit einem Worte hatte er sich Eva gegenüber zu irgend einem andern Gefühl verpflichtet, als zu dem gütigen Wohlwollen eines Freundes. Und — wir wollen Reginald nicht zu einem größern Helden machen, als er war — er

dachte ernstlich daran, die unwillkommene Aufgabe abzuweisen. „Warum soll ewig i ch mich aufopfern?“ fragte er sich, nachdem die Minuten des ersten Eindrucks überwunden waren. „Bis jetzt hab' ich's gethan, aber warum noch länger? Bei der Mutter war's furchtbare Pflicht, bei meiner übrigen Familie war's Herkommen, hier wäre es romantische Großmuth. Ich weiß es, Eva kann mich nicht glücklich machen, ich könnte mit ihr sogar nicht zufrieden leben, sie ist allzu sehr meinen Instincten und Grundsätzen entgegen. Und angenommen, ich wollte auch die letzte Lebensepoche hingeben, die mir noch bleibt, würde ich mit aller Aufopferung wenigstens s i e glücklich machen können? Schwerlich. Ich bin einundzwanzig Jahre älter, als sie, und — sie gefällt mir nicht. Unter solchen Umständen würde ich einen traurigen Ehemann abgeben. Sie wird die Schwärmerei für mich bei ihrem leichten, lebendigen Naturell bald wieder vergessen, und ist das erst geschehen, kann ich ihre Zukunft sichern.“

Durch diese und andere Gründe suchte Reginald sich die nächsten Stunden hindurch zu einem vernünftigen und rechtmäßigen Egoismus zu ermuthigen, aber als Eva blaß und still später am Abend noch ein Mal hereinkam, als sie demüthig und leise mit ihm sprach und ohne Verlegenheit, aber mit tiefer, kindlicher Beschämung die Augen zu ihm erhob, da brachen alle Vernunftsätze, hinter denen er sich gegen sie verschanzt hatte, vor der Gewalt ihrer stummen Liebe zusammen. Reginald fühlte es unwiderleglich und ein für alle Mal, daß er noch nie so geliebt worden sei, wie von Eva. Ohne daß sie eine Betheuerung gethan, hatte sie ihn überzeugt,

daß sie ihn nie vergessen, nie einen Andern nach ihm lieben werde. Die Wahrheit ihres Gefühls hatte einen unwiderstehlichen Sieg davon getragen.

Reginald hatte einen Grundsatz, von dem er nie abwich: was du thun willst, das thue bald. War es zum Guten, war es zum Schlimmen: was er beschlossen hatte, führte er unmittelbar aus.

Er durchwachte die Nacht, indem er Abschied von seiner Vergangenheit nahm. Seine Liebe zu Marie — er entsagte ihr jetzt erst wirklich. Seine Zukunft — er gab sie Eva Preis. „Was liegt an mir?“ dachte er. „Ich habe nicht gelebt, ich werde nicht leben, aber wenigstens will ich meinerseits nicht unglücklich machen. Hier ist eine Seele zu genesen, ein Geschöpf zu beglücken: Gott gab die neue Pflicht, er wird auch die Kraft geben, sie zu erfüllen.“

Trotz aller Ergebung war Reginald am nächsten Morgen bedeutend kränker. Nächte, wie die, welche hinter ihm lag, lassen sich nicht ungestraft durchkämpfen, besonders von einem bereits Leidenden. Der Medicinalrath fand bei seinem Morgenbesuch das Fieber so stark, daß er dem Banquier dringend anlag, den Tag im Bette zuzubringen.

Reginald wollte davon nichts hören. „Ich kann eben so gut auf dem Sopha fiebern, wie im Bette,“ sagte er, und Stillliegen macht mich immer kränker. Lassen Sie mich also aufstehen, und schicken Sie mir in einer Stunde Fräulein Eva.“ — „Haben Sie ihr etwas aufzutragen?“ fragte der Medicinalrath. — „Sie um etwas zu bitten,“ entgegnete der Banquier.

Pünktlich stellte Eva sich ein, und kam leise vor das Sopha, wo Reginald lag. „Sie haben —“ fing sie an, da sah sie, wie bleich und angegriffen er war, und beugte sich ängstlich und zärtlich über ihn.

„Habe ich Sie krank gemacht in meiner Heftigkeit gestern?“ fragte sie. „Ich bitte, verzeihen Sie mir, und ich bitte, betrüben Sie sich nicht um mich. Daß ich Sie — gekannt, ist doch das größte Glück in meinem Leben gewesen — wird noch etwas Gutes aus mir, so habe ich es Ihnen ganz allein zu danken.“

„Eva, wollen Sie meine Frau sein?“ fragte, als sie schwieg, Reginald ohne alle Umschweife.

Sie sah ihn innig, aber nicht überrascht an. „Ich erwartete das beinah,“ sagte sie, „denn Sie sind so gut. Wenn es ginge, wär' es sehr schön, aber —“ sie schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“ fragte Reginald.

„Bloßes Mitleiden —“ meinte sie, „ich verdiene von Ihnen nicht mehr, aber — es ist so jämmerlich.“

Reginald richtete sich mühsam auf, und zog das Mädchen leise näher, so daß es dicht an ihm lehnte. „Ich kann nicht viel sprechen, Eva,“ sagte er, „und entscheiden muß es sich heute unter uns. Hören Sie also: wenn Sie sich weigern, so nehme ich Ihre Weigerung an und statte Sie aus. Sie würden das von mir annehmen?“ Sie nickte; er fuhr fort: „Wollen Sie aber mich, Eva, und in mir einen Freund und einen Geleiter für's Leben, bis — jenseits, so geb' ich mich Ihnen mit der Befriedigung, daß ich noch zu etwas nützen kann. Lieb hab' ich Sie, denn Sie sind ein gutes Kind, Liebe freilich kann

ich Ihnen nicht versprechen. Ich hab' sie nicht, Evy, hab' sie verlernt. Gelingt es Ihnen, sie mir wieder zu lehren, so will ich Sie segnen, denn Liebe ist schön. Was thun Sie, Eva?" frug er, als er sah, daß sie ihre Stirn in ihre gefalteten Hände senkte. — „Ich danke Gott," antwortete sie.

Dann erhob sie ihr rosig leuchtendes Gesicht, kniete am Sopha nieder, und zwang Reginald zärtlich, sich wieder zu legen. „Sie gehören mir jetzt," sprach sie, „ich darf Sie pflegen." — „Sie müssen's leider, Evy," antwortete er erschöpft; „es ist ein Vorschmack von der Ehe, in welcher der Mann einundzwanzig Jahre älter ist. Sie fürchten sich nicht?" — „Nein," antwortete sie melodisch. — „Und doch wollten Sie nie einen ältern Mann?" — „Nein; auch nie einen Banquier." — „Evy, ein Banquier hat Geld, und Sie wissen —" — „Das lieb' ich?" fiel Eva ein. „Natürlich, welcher vernünftige Mensch wird das Geld nicht lieben? Was kann man für Geld nicht Alles thun!" — „Wissen Sie, was wir thun wollen, Evy?" frug er liebreich. „Im Frühjahr nach Venedig gehen." — „Oh!" rief sie und küßte ihm die Hände.

Die Verlobung blieb noch so lange Geheimniß zwischen Beiden, bis Reginald sich erholt hatte. Als er nach acht Tagen zum ersten Male wieder hinunter kam, fragte er Virginie im ersten günstigen Augenblick: was sie zu ihm als Schwiegersohn sagen würde? Sie sah ihn so verblüfft an, sah überhaupt so „aus den Wolken gefallen" aus, daß er herzlich lachte. Dann wieder ernst werdend, sprach er: „Ich scherze nicht — geben Sie mir Eva."

Die sonst so klare, heitere Frau war bis zu Thränen erschüttert. „Wenn Eva Sie nicht glücklich machte?“ fragte sie zagend.

„So glücklich, wie ich's werden kann, werd' ich's, wenn sie es wird,“ antwortete er. „Und Sie, liebe Freundin,“ setzte er hinzu und nahm ihre Hand, „bleiben Sie mir, was Sie mir bis jetzt waren. Zur Mutter sind Sie ein für alle Mal zu jung.“

Der Medicinalrath war überrascht, erfreut, gerührt. Addy war „ärgerlisch,“ und erklärte gerade heraus, daß sie Herrn Höhnel der Eva nicht gönne. „Aber, Addy,“ redete er ihr zu, „bei Dir könnte ich ja nicht blos Vater, sondern sogar Großvater sein.“ — „Das ist ganz einerlei,“ trotzte Backfisch, „und isch hätte Sie weit lieber selbst gehabt, als Sie der Eva gelassen.“ Backfisch maulte drei Tage lang.

Wer doch noch „ärgerlischer“ war, und „ärgerlisch“ auf ewige Zeiten, das war Tilda Klemm. So eine Heirath, und so einen Mann, nein, das ging über alle Begriffe, und Tilda ließ sich zum ersten und zum einzigsten Male dazu hinreißen, ihren Haß gegen Eva zu äußern. Madame Bitter, die glücklicher Weise allein Ohrenzeugin von Tilda's Ausbruch gewesen war, rieth ihrer Kleinen dringend an, sich vor einem ähnlichen in Acht zu nehmen. „Man könnte ja sonst denken, Du beneidetest unserer Eva ihr Glück,“ sprach sie nachdrücklich. Tilda sah das so gut ein, daß sie am nächsten Tage schon mit der Schwester ihren Besuch machte, „um Glück zu wünschen.“

Ob die drei Klar'schen Mädchen es aufrichtiger thaten?

Es wäre das fast Uebermenschliches verlangt gewesen. Die drei Rettigs kamen gar nicht. Reginald ließ Eva zu ihnen gehen, er selbst kam den drei liebenswürdigen Schwestern nicht näher, als sonst.

Martha weinte, denn sie dachte, wie bei jeder Heirath, an den Pastor, welchen sie nicht heirathen durfte. Der Pastor hatte nicht die Genugthuung, wie er sich vorgesetzt, „dem stolzen Banquier an heiliger Stätte die Wahrheit zu sagen;“ die Trauung fand im April zu Berlin statt, und zwar in aller Stille. Selbst die Familie Reginald's war nicht anwesend: sie nahm es übel, daß er „in seinem Alter“ noch heirathe, obenein Eva. Greg war am Lautesten gegen die neue Tante. „Hätte ich gewollt, sie hätte mit allen Händen nach mir gegriffen,“ versicherte er allen Schwestern, allen Cousinen, allen Tanten, „aber ich habe nicht gewollt, und daködert sie statt meiner den Onkel.“

Der Onkel scheint ganz zufrieden, daß er sich ködern ließ. Freunde, welche Eva in Rom gesehen haben, wo Reginald sich vorläufig einrichtete, sprechen viel davon, wie viel hübscher, anmuthiger und liebenswürdiger Eva als junge Frau geworden ist. Wer weiß: vielleicht lehrt sie dem verehrten, ja, fast angebeteten Mann noch einmal die Liebe.

Auf Goyen.



Zwei Künstler und ein Buchhändler.

„Schön, sehr schön!“ sagte der Antwerpener mit einer vlaemischen Vocalisirung des Deutschen.

„Sehr schön!“ stimmte der Thüringer ein, der sich in Leipzig ein klein wenig Sprachgesang angewöhnt hatte.

„Ja, es ist recht schön hier,“ bestätigte der Vintschgauer mit den Gutturallauten, welche die Nähe der Schweiz verrathen.

Der Antwerpener war ein Landschaftsmaler, der außerhalb seiner Heimath Bilderstoffe aufsuchte, der Thüringer war ein Zeichner von Illustrationen, der Vintschgauer war Buchhändler in Meran. Alle Drei waren junge Männer, alle Drei standen vor der kleinen St. Valentinskirche, und alle Drei hatten Recht, wenn sie es „hier“ sowohl „sehr,“ wie „recht“ schön fanden.

St. Valentin ist ein allerliebstes Erdenwinkelchen in der reichen Umgegend von Meran, des Tiroler Spaa. Eine Bucht im Laabersberg wird links von einer hohen Rebenleite, im Hintergrunde und rechts von prächtigen Laubwänden gebildet. Wo diese mit einem Vorsprung aufhören, liegt neu hergestellt das alte Schloß Neuberg, nach einem späteren Besitzergeschlecht Trautmannsdorf

genannt. Ueber die Rebenleite herab blicken die Gipfel des Schennerberges und des Ifingers, der eine waldig, der andere Granit. In der Mitte der Bucht aber auf dem Teppich der Wiese erhebt sich das Kirchlein des heiligen Bischofs von Passau, welcher als Verjagter hier lehrte und starb. Sein Leichnam ist fortgeführt worden, sein Gedächtniß geblieben; wo einst sein Grab war, steht jetzt sein Tempel. Eine Frau, deren Mann und Sohn beide Valentin hießen, Marianne Gräfin Esterhazy, geborne Gräfin Weißenwolf, hat vor ungefähr fünfzehn Jahren das Kirchlein von außen und von innen so zierlich restauriren lassen, wie wir es jetzt sehen; das Kloster Stams, dem St. Valentin gehört, hat Nichts dazu gegeben, als Stufen und Balustrade am Altar und den neuen Fußboden. Das erzählte der Meraner gewordene Vintschgauer dem Vlaming und dem Mitteldeutschen, denen er als Cicerone diente, weil sie Beide ihm von Leipzig aus empfohlen waren. Bei dem Sängerfeste in Dresden, wo die Tiroler als „urwüchsige Naturföhne“ empfangen wurden, befand sich als Mitglied der Meraner Liedertafel auch der junge Buchhändler, dessen Name, Fridolin Moll, dem Landesgebrauch nach durchgängig in Mollfriedel umgewandelt wurde. Während er nach dem Feste einige Tage in Leipzig verweilt hatte, um sich von der Dresdner Nationalkost, der Kaltschaale und den Butterbemmchen, zu erholen, war er unter andern Tirolerenthusiasten auch dem Verleger in die Arme gerathen, welcher Reinhold Feinding als Illustrator beschäftigte. Der Leipziger Verleger hatte seinen Meraner Collegen, mit welchem er als Süddeutscher noch besonders gut

übereinstimmte, umarmt, umhergeführt, gespeist und getränkt, und ihm dabei schon viel von seinem „Malermeester" erzählt, der „augenblicklich noch in Dresden herumdusele, um nachzuschwärmen." Jetzt schickte er ihm „den Menschen" mit einem großen Empfehlungsbriefe zu:

„Da man sich in Tirol wieder erinnert, daß Hofer vor hundert Jahren geboren wurde, um zu sterben," schrieb er, „so will ich auch hier in Leipzig etwas für ihn thun: er soll auf den nächsten Weihnachtstisch kommen. Mein Malermeester soll sich die Passeirer ansehen, um sie nach der Natur zeichnen zu können. Behufs des Landschaftlichen, Gegendlichen, Häuslichen, welches auch nothwendig sein dürfte, schicke ich einen Belgier mit, oder vielmehr einen Flamländer, denn mein Malermeester kann nur Menschen abmalen. Der Flamländer dagegen macht Bäume ganz hübsch, wie ich in Connewitz zu bemerken Gelegenheit fand, allwo dieser Fremdling sich deutschen Eichenstudien hingab. Stellen Sie, lieber College, ihn also den nöthigen Bäumen, Felsen und Wohnungen gegenüber — er wird Alles zu Papier bringen. Wegen meines Malermeesters bitte ich Sie dringendst und ergebenst, für zweierlei zu sorgen: erstens, daß der Mensch nicht jeden Tag bis um elf Uhr Morgens im Bett liegen bleibe, zweitens, daß er nicht etwa auf der Spitze irgend eines schrecklichen Felsens einschlafe und so in einen gräulichen Abgrund hinabrutsche, der nur darauf warten würde, ihn zu verschlingen. Womit ich, zu allen collegialischen Gegendiensten freundwilligst bereit, mich unterzeichne als u. s. w."

Wie es fast jedem Empfehlungsschreiben ergeht, so

erging es auch diesem: es kam dem Empfänger äußerst ungelegen. Meran hatte sich gerade in diesem Spätjahr unvermuthet rasch und bis zu einem Maaße gefüllt, welches man wohl als ein Uebermaaß bezeichnen durfte. Da die Cholera sowohl in Italien, wie in der Schweiz herrschte, so kam Alles, was in die inficirten Gegenden nicht wollte, nach Südtirol, das will sagen: nach Meran, denn Bozen und Gries haben zwar den besten Willen, der Hauptstadt des alten Burggrafenamtes als Winteraufenthalt Concurrenz zu machen, aber sie vermochten es bis jetzt noch nicht. Alles Gute kann indessen unter gewissen Verhältnissen zu viel und dadurch zu einem Uebel werden, und das war in diesem Herbst mit den Fremden in Meran der Fall. So gern die Meraner sie sonst kommen sehen, jetzt seufzten sie förmlich, wenn sie einen neuen schwerbepackten Wagen von Bozen herauf oder von der Töll, d. h. aus dem Vintschgau herunter schwanken sahen. Sie fragten sich: „Wo sollen wir die noch unterbringen?“ Mollfriedel fragte sich noch speziell: „Wenn auch die zu mir kommen, wo soll ich noch eine Wohnung ausfindig machen?“ Er hatte nämlich ein Adreßbüreau errichtet, und sollte nun täglich für so und so viele elegante Heimathslose Raum schaffen, wo es keinen mehr gab. Und nicht nur für Wohnungen hatte er zu sorgen, auch für die hundert und hundert Bedürfnisse der verschiedenartigsten Nationalitäten, die es sämmtlich in Meran haben wollten wie zu Hause, und meistens Dinge begehrten, welche in dem immer doch nur kleinstädtischen Orte geradezu unerlangbar waren. Man konnte also buchstäblich sagen, daß der arme junge Mann,

welcher als ächter Tiroler eine gewisse vernünftige Ruhe liebte, nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, und gerade in dieser Zeit schickte ihm der Leipziger College die beiden Künstler zu, die wegen ihrer völligen Unbekanntschaft mit dem Tiroler Idiom ganz auf ihn allein angewiesen waren.

Ihr Unterkommen machte ihm die wenigste Mühe: er betrachtete sie als persönliche Bekannte, und verschaffte ihnen bei seinem Bruder, der ein Geschäft an der Bergseite der Laubengasse besaß, eine Stube mit der Aussicht auf die Reben des Küchlberges. „Sie haben hier“, sagte er zu dem Vlaming, „einen bedeutenden Schauplatz aus jener Zeit fortwährend vor Augen und können sich recht hineinstudiren.“ Der Vlaming wußte zwar nicht, was in Hofer's Tagen gerade auf dem Küchlberg Besonderes geschehen sei, aber er glaubte es Mollfriedel auf's Wort, daß der Berg eine bedeutende Rolle als Lokal gespielt habe, und sah ihn sich daher mit seinen großen dunklen Augen sehr genau und bedächtig an. Reinhold Feinding, dessen Studiumspflichten in der menschlichen Sphäre lagen, begnügte sich damit, sein blondes Haupt auf die rechte Schulter zu neigen und so, wie sein Patron gesagt haben würde, in die Rebengänge hinaufzudämmern. Zufrieden waren alle Beide und für die ersten Tage auch vollauf beschäftigt. Sie stiegen unaufhörlich auf den Küchlberg hinauf, fanden die Saltner oder Weinbergshüter mit ihren dreieckigen Hüten voll Fuchsschwänzen „ungeheuer malerisch“, zahlten ihnen die für freie Circulation unerläßlichen Zepsl oder Zehnkreuzerscheine mit einem wahren Enthusiasmus, und aßen eben so enthu-

siastisch Trauben, Pfirsiche und Feigen, welche sie bei den Obstfrauen unter den Lauben gekauft und mitgenommen hatten. Im Kurgarten trieben sie dasselbe Geschäft, nur daß sie dort die Früchte bei den Obstfrauen kauften, welche auf der Bank neben dem Eingang saßen.

Die beiden Künstler, der eine so groß, so kräftig, so brünett, der andere so klein, so fein, so blond, die fortwährend herumspazierten, die Berge, Bauern und Bäuerinnen schwärmerisch prüfend anschauten und dabei unablässig Obst speisten, fielen bald auf, obgleich man um diese Zeit auf den Meraner Promenaden die wunderlichsten Erscheinungen wahrhaft wimmeln sah. „Der Schwarze ist ein vorzüglich schöner Mann", sagten einige Russinnen. „Der Blonde sieht künstlerisch interessant aus", äußerten mehrere Deutsche. Man bemerkte sie häufig in Mollfriedels Buchhandlung, und erkundigte sich bei ihm. Er gab bereitwilligst Auskunft, theilte dann seinen Schutzbefohlenen die nach ihnen ergangenen Anfragen mit, und schlug ihnen vor, sie gelegentlich in seinem Laden mit einigen Damen bekannt zu machen. Das lehnten jedoch Beide ab. „Giebt's", sprach Reinhold Feinding schmachtend, „giebt's mir mein Herz zu lieben ein, soll's Eine aus Passeier sein." — „Ich will jetzt gar nicht lieben," sagte der sanfte, große Antwerpner, der nebenbei Peter, vulgo Piete Van Arendonck hieß. „Mein Herz möge wollen oder nicht, ich will nicht, ich will in meiner italiänischen Reise nicht gestört werden. Und dabei fällt mir ein, daß wir hier eigentlich noch nichts Anderes gethan haben, als essen und spazierengehen. Man vergißt sich hier, es ist so schön, aber das muß

anders werden. Wenn Ihr —" Piete gebrauchte gern die gewohnte vlaemische Anredeweise, „wenn Ihr Eure Zeit versäumen könnt," wandte er sich zu Feinding, „gut für Euch — ich kann's nicht."

„Ich sollt's eigentlich auch nicht können," erwiederte Feinding nachdenklich.

„Haben Sie denn schon den Küchlberg ganz gezeichnet?" fragte Fridolin, der bekümmert neue Ansprüche auf seine Zeit voraussah.

Der Vlaming neigte lächelnd den schönen dunklen Kopf, nahm seine Mappe, die er gerade bei sich hatte, und legte dem Buchhändler mehrere Blätter vor. Es blieb ihm an dem Berge, wo die Tiroler 1809 ihren letzten Sieg über die Franzosen erfochten, wirklich Nichts mehr zu thun übrig.

Mollfriedel mußte sich zu neuer Zeitaufopferung entschließen. Er that's mit einer gutmüthigen Verdrossenheit. „Morgen will ich mich Ihnen einmal ganz widmen," sprach er. „Sie müssen den Sinnichkopf sehen — dahin kann ich Sie nicht führen, aber ich werde Ihnen zeigen, wohin Sie gehen müssen."

„Was war auf dem Sinnichkopf?" fragte Reinhold träumerisch.

„Auf dem Sinnichkopf," erläuterte Fridolin, „versteckten sich damals unsere Scharfschützen, um den General Rusca, der auf dem Küchlberg geschlagen worden war, den Rückzug nach Bozen abzuschneiden."

„Schön, da müßt' ich einen Ueberfall zeichnen," meinte Reinhold mit einer so sanften Stimme, als sagt' er: „Da muß ich zwei Turteltäubchen zeichnen."

„Es kam zu keinem Ueberfall,“ belehrte ihn Fridolin; „der General täuschte die Wachsamkeit der Schützen, indem er bei Nachtzeit und ganz geräuschlos vorbeizog. Er hatte die Hufe der Pferde und die Räder der Kanonen mit Fetzen und Hadern umwickeln lassen.“

„Das war sehr gescheidt von ihm,“ sprach Reinhold billigend. „Da werd' ich also blos die Schützen am Wachtfeuer zeichnen.“

„Da sie im Hinterhalt lagen, werden sie schwerlich Feuer angezündet haben,“ wandte Fridolin ein.

„Das ist auch wahr,“ gab Reinhold zu. „Was soll ich denn da aber auf dem Sinnichkopf zeichnen?“

„Schützen ohne Wachtfeuer,“ schlug Piete vor.

„Nein, um ohne Feuer irgend etwas bei Nacht sehen zu können, ist's bei uns zu dunkel, besonders im Winter,“ entschied Fridolin. „Der Sinnichkopf ist ganz einfach als Localität durch Herrn Van Arendonck zu zeichnen.“

„Wohl,“ sprach Van Arendonck, der Alles arbeitete, was man ihm auftrug.

„Und wenn Sie uns dann gezeigt haben, wie wir an einem andern Tag nach dem Sinnichkopf gelangen können, was dann?“ fragte Reinhold.

„Dann führe ich Sie über die Naifbrücke und die Naif hinauf bis nach St. Valentin.“

„Was ist die Naif?“

„Die Naif ist ein Bach, der aus dem Naifthale unter dem Ifinger herabkommt und wunderbare Versteinerungen mit sich führt.“

Die Künstler sahen theilnahmlos aus — Versteine-

rungen standen nicht auf ihrem Programm. Reinhold fragte nur wieder: „Und dann?“

„Und dann essen wir zu Mittag in Goyen,“ antwortete Fridolin Moll mit einem Lächeln, welches glänzende Zähne offenbarte. „Sollen Sie nicht Tiroler und Tirolerinnen aus dem Burggrafenamt zeichnen? Nun, da zeichnen Sie auf Goyen Hans und Trinele.“

„Hans und Trinele? Wer sind sie?“

„Bruder und Schwester und Besitzer und Wirthe auf Goyen. Sie werden sie ja sehen. Haben wir mit ihnen zu Mittag gegessen, so gehen wir weiter nach Schenna, und ich zeige Ihnen auf dem Schlosse eine kleine in Holz geschnitzte und bemalte Figur von Hofer. Wenn Ihr Patron in Leipzig einen schwarzen Bart hätte, so könnte man denken, er hätte leibhaftig zu dem Bildchen gesessen.“

„Ich bin sehr neugierig,“ sprach Reinhold; „es geschehe, wie Sie wollen.“ Van Arendonck sagte gar Nichts; es verstand sich von selbst, daß er mitging. Und so kam es, daß an diesem hellen warmen Oktobermorgen die drei jungen Männer von so verschiedenen germanischen Stämmen vor dem St. Valentinkirchlein bei Meran standen.

Die heilige Cäcilie auf Goyen.

Bisher waren sie an dem kleinen Gitter stehen geblieben, welches auf den länglich runden Kirchplatz führt, der, eingehegt von immergrünen Sträuchern und Monatrosen, mit einem gleichen niedrigen Massiv in der Mitte, sich vor dem Kirchlein ausdehnt. Das reizend Idyllische dieses lebenden Bildes fesselte sie. Das glatte Rindvieh weidete und läutete auf der blendenden Wiese. Die Weinstöcke an der Rebenleite waren lichtgelb, ebenso die Lärchenbäume oben im Walde. Alles war friedlich, heiter, und Alles war still und einsam. Nur der braungebrannte Hütebube saß unter seinen fahlen jungen Stieren, und den Weg, der an der Rebenleite emporlief, klimmten langsam und nachlässig zwei Reiter, ein junger Mann und eine reifende Frau, von der Gesellschaft aus Trautmannsdorf hinan.

Genug, unsere jungen Künstler standen, schauten, athmeten und schwärmten, bis endlich Mollfriedel mit dem Phlegma der Gewohnheit sagte: „Wir möchten nun doch wohl endlich in das Kirchlein gehen?"

Sie gingen, betrachteten erst noch an der äußeren Mauer rechts von der Thür den Löwen der Esterhazy und den Wolf der Weißenwolf, und traten dann ein. Feinding hatte von dem Massiv mit zierlichen Fingern drei knospende Rosen gebrochen und zwei seinen Gefährten gereicht, während er die dritte in's Knopfloch steckte.

Der Tiroler besah sich die Blume, als wüßt' er nicht gleich, was er damit machen solle, dann steckt' er sie auf seinen Hut neben ein Sträußchen von Edelweiß und Jochraute, welches er sich im Juli vom Schneeberg geholt hatte. Van Arendonck behielt seine Knospe in der linken Hand und wollte die duftige Gabe durch das Anbieten von Weihwasser erwiedern. Da fiel es ihm ein Mal mehr ein, daß Feinding nicht Katholik sei, und er wandte sich daher an Fridolin. Der nahm allerdings das Weihwasser, sah jedoch etwas erstaunt aus und noch erstaunter, als der Antwerpener auf den weißen Marmorstufen vor dem Altar niederkniete und mit großer Inbrunst betete. Feinding lächelte nachsichtig; freilich war er über alle „gläubige Schwachheiten" erhaben, indessen sah er sie dem Vlaming nach, weil es „ein so gar guter Junge" war.

Piete dachte gar nicht daran, daß seine Gefährten seine Andacht kritisiren könnten; Vetter des bedeutenden Bildhauers Jan Van Arendonck, welcher so schöne heilige Statuen für die belgischen Kirchen macht, war er fromm bis zur Kindlichkeit und gänzlich unbefangen im Bezeigen seiner Frömmigkeit. Als er sein Gebet beendet hatte, stand er ohne alle Feierlichkeit auf, besah sich die Kirche, beurtheilte Alles mit der Sachkenntniß eines Belgiers und fragte dann schwärmerisch vergnügt: „Gehen wir nun weiter?" Er roch dabei an seiner Rose und hielt sie so leicht zwischen den Fingerspitzen, daß sie nicht verwelken konnte.

Um den Fuß der Rebenleite biegend, kamen sie nach dem Gehöft von St. Valentin, dem alten Sitz des gleich-

namigen Geschlechtes, welches schon unter Heinrich von Böhmen vorkommt. Jetzt ist es eine dem Stift Stams gehörende Wirthschaft, wo Meraner und Fremde je nach der Jahreszeit Kaffee trinken oder Trauben essen. Bisweilen thun sie auch Beides; unsere drei Gefährten begnügten sich indessen mit dem Letzteren. Von Fridolins Seite war es reine Gefälligkeit, er machte sich wenig aus Trauben, aber wer hätte Piete's sehnsüchtigem Ton widerstehen können, als er fragte: „Die Trauben sind wohl vortrefflich hier?" Sie waren's, weiß, oder vielmehr goldgrün durchsichtig, ganz köstlich von Duft und Geschmack.

Man fängt jetzt mehr und mehr an, die Reben einzeln an Stöcken zu ziehen, auch in St. Valentin geschieht es. Der Wein, welchen man aus diesen Trauben gewinnt, heißt Stöckelewein und ist ungemein schwer und feurig. „Wir werden in Goyen davon trinken," sprach Fridolin, welcher seinen Begleitern diese Specialität erzählte.

„In Goyen," wiederholte Van Arendonck lächelnd, „wo Hans und Trinele sind. Wann kommen wir denn nach Goyen?"

„Wenn wir hier sitzen bleiben, schwerlich jemals," entgegnete Fridolin mit einem Anfluge humoristischen Verdrusses. Die Maler standen von dem weißen Brettertische auf, wo sie in der Herbstsonne auf dem grünen Rasen gesessen, und alle Drei schlugen den Weg ein, welcher an Rametz vorüber nach Goyen und Schenna führt.

Friedel bog indessen bald in einen kürzeren rechts

ab, welcher im Naifthale hinaufging. Gut war er nicht. „Für Maulthiere wäre er zu schlecht," meinte Friedel. — „Aber für uns ist er gut genug," sagte ironisch der kleine Feinding, welcher mit seinen empfindlichen Füßen jeden Stein wie ein Marterinstrument fühlte. Van Arendonck stieg wie ein Riese, der er war, gelassen über die losen Steine fort: er war bessere Wege gewöhnt, aber er nahm auch mit diesem vorlieb.

Zum Glück brauchten sie nicht allzulange zu steigen, nicht bis Reinholds Geduld völlig erschöpft und sein Fußwerk ganz „zu Marmelade" geworden war. Ungefähr in einer halben Stunde hatten sie den gelinden Abhang erreicht, wo Goyen die Vorhut auf dem Gebiet von Schenna hält.

Goyen ist ein wirkliches Schloß, kein bloßer Edelsitz; 1423 wurde es als Eigenthum der Starkenberger auf Schenna von Friedrich mit der leeren Tasche förmlich berannt. Festgefügt steigt aus einem gezinnten Mauerviereck der große, gleichfalls viereckige Thurm in die Höhe. Kein Stein hat sich aus seinen Wänden gelockert und gelöst, nur das Innere ist zerfallen und dadurch unzugänglich geworden. An diesem starken Halt der Veste vorbei gelangt man, ihn rechts lassend, zwischen Rebengeländen durch das tiefgewölbte Thor in den großen Hof, wo man gegenüber eine Zinnenmauer und links und rechts Wohngebäude sieht. An dem rechts geht eine steile Stiege zu einer kleinen Gallerie, auf welche Thüren münden.

Hier stand Trinele, ein großes stattliches Mädchen in bäuerlicher Alltagstracht — der Mittagwärme

wegen hatte sie die herbstliche Jacke abgelegt und war in Hemdsärmeln. Sie schien eben aus der Küche gekommen, wo sie geschafft hatte, denn sie trocknete sich die Hände leicht an der Schürze ab. Es waren bräunliche Hände, durchaus nicht geschont, aber ungewöhnlich klein. Auch die Arme waren, obwohl nicht voll, was bei den Tirolerinnen fast nie der Fall ist, edel geformt und eigenthümlich graziös in der Bewegung. Diese Arme und Hände fielen beiden Künstlern zuerst an dem Mädchen auf.

Sie rief ein helles, heiteres: „Grüß Dich Gott, Friedel!“ herab, während sie einige Stufen der Stiege herunterkam.

„Grüß Dich Gott, Trinele,“ antwortete Fridolin Moll, dessen ruhiges, regelmäßiges Gesicht sich beim Erblicken des Mädchens auf das Freundlichste belebt hatte. „Ich bring' Dir Fremde — Künstler, Maler aus Leipzig. Kannst Du uns zu essen geben?“

Trinele war auf die Gallerie zurückgelaufen und bei Seite getreten, um den Heraufsteigenden Raum zu lassen. Sie gab Friedel die Hand, sah aber aufrichtig bekümmert aus. „Warum hast Du mir's nicht sagen lassen, daß Du mit den Herren zum Essen kämest?“ sagte sie, „da hätt' ich was anschaffen können — jetzt hab' ich kein Fleisch.“

„Das thut Nichts,“ erwiederte der philosophische Tiroler; „Du kochst uns ein Rahmmus.“

„Damit werden die Herren nicht sehr zufrieden sein,“ antwortete sie lächelnd und zeigte so in einem feingeschnittenen Munde die reizendsten kleinen Zähne.

Van Arendonck bat um Aufklärung über das Rahmmus. Als er hörte, daß es ein Brei von Milch und Mehl sei, sprach er freudig: „O, Brei! Das ist doch so gut!“ Reinhold Feinding sah weniger entzückt aus; er neigte sein Haupt auf die Schulter und blinzelte Trinele melancholisch an. Das Mädchen war ein prächtiges Geschöpf, aber Milchbrei aß Reinhold nicht gern. Die Enttäuschung des Magens überwog bei ihm die Befriedigung des Auges, und niedergeschlagen schlich er der jungen Wirthin und seinen Gefährten in die Küche nach.

Dort stand am Heerde eine ältere Schwester Trinele's, welche Häuserin, das heißt Haushälterin in einem der Obermaiser Schlösser und wegen ihrer früheren Schönheit berühmt war. Fridolin begrüßte auch sie sehr herzlich. Trinele zog sie über die Speisung der unerwarteten Gäste zu Rathe. Maria schlug Eierkuchen mit Himbeeren gefüllt vor; Piete erklärte, er äße Nichts lieber. Fridolin lächelte: ihm kam's vor, als müsse der Antwerpener vom Anschauen Trinele's schon satt werden — er verschlang sie buchstäblich mit den Augen. Trinele war zu sehr an den Eindruck gewöhnt, den sie auf junge Männer zu machen pflegte, als daß sie viel auf den Antwerpener geachtet hätte — das Mittag, welches sie nicht zusammensetzen konnte, wie sie wollte, beschäftigte sie viel mehr. Endlich kam sie zögernd damit heraus: G'strauns hätte sie. „Nun, wenn Du G'strauns hast, was willst Du da weiter?“ sagte Fridolin lächelnd. Van Arendonck bat abermals um Erklärung, empfing sie und sagte ganz verklärt: „Hammel-

gebrat mit Erdapfeln — ich weiß mir nichts Besseres." — „Mir scheint, Sie finden hier lauter Lieblingsspeisen," bemerkte der Buchhändler nicht ohne Bosheit. Die merkte jedoch der ehrliche Vlaming nicht, sondern sagte unschuldig: „Ja, ich bin sehr glücklich."

Feinding war unterdessen durch einige offene Thüren in ein Nebenzimmer, auf einen kleinen Flur und endlich in ein größeres Gemach gelockt worden, welches für die vornehmeren Gäste bestimmt war. Zu seinem größten Erstaunen sah er hier, ganz wie in den verlassenen Märchenschlössern, in welche ein verirrter nnd verhungerter Prinz hineingeräth, eine Tafel, die für sechs Personen gedeckt und vortrefflich besetzt war. Reinhold besah mit lüsternen Augen nacheinander einen kalten Indian oder Truthahn, einen farcirten Braten, eine Schüssel mit Mayonnaise, Teller mit Sardellenbutter, abgeschälten Kastanien, Salat, Käse, frischer Butter, Aepfeln, Birnen, Nüssen, Alles zierlich und einladend angerichtet. Dem armen Feinding lief das Wasser im Munde zusammen, er begab sich geräuschlos in die Küche zurück, zupfte den Buchhändler am Aermel und führte ihn hinüber in's große Zimmer. „Ich dächte, da wäre ein Mittag," sagte er, und die Eßlust blickte aus seinen Augen. — „Trinele!" rief Fridolin in die Küche zurück, „für wen ist denn das hier?"

Statt Trinele's kam Maria. Trinele hanthierte bereits in der Küche, um die unerwarteten Gäste baldmöglichst speisen zu können. Aber nicht etwa mit der Geschäftigkeit einer alltäglichen Wirthin, nein, mit einer freien, anmuthigen Thätigkeit, welche den Eindruck machte,

als wäre die Arbeit, die sie verrichtete, nicht ihre Pflicht, sondern nur ihr Vergnügen. Sie schien eine Prinzessin, welche aus Scherz einmal versuchen wollte, Köchin zu spielen.

Maria erklärte unterdessen dem Buchhändler die festliche Anrichtung. Es war ein Frühstück, welches sechs Jäger erwartete, die schon mit frühem Morgen in's Gebirg hinaufgezogen waren. „Unsere jungen Herren sind auch dabei," sagte sie; „deswegen bin ich seit gestern Abend hier, um Trinele etwas zu helfen."

Der Buchhändler sah den „Malermeester," der äußerst trübselig wurde, mit einiger Ironie an und sprach: „Da läßt sich nicht helfen. Die Herren werden uns nicht einladen, also müssen wir warten, bis Trinele für uns gekocht hat." Damit ging er gelassen in die Küche zurück, und vergnügte sich sehr an Van Arendonck, welcher mit großer Geschicklichkeit Kartoffeln schälte. „Du hast vornehme Hülfe, Trinele," sagte er, indem er sein Pfeifchen hervorholte und zurechtmachte. Trinele lachte: es hatten ihr wohl schon öfter besuchende Herren als Küchenadjutanten gedient, Fridolin nicht ausgenommen. Heute aber war er vornehm, setzte sich und rauchte, zog den gewaltigen Haushund am Fell und fragte nach Hans. Hans war auf dem nahen Felde, man erwartete ihn zum Essen, welches sich heute des Jagdfrühstücks wegen ungewöhnlich verspätete. Endlich trat er ein, groß, kräftig, ruhig, ein gebildeter Mensch in Bauerntracht. Trinele hatte doch etwas an sich, wodurch sie aus der bäuerlichen Ueberlieferung in das Artistischmoderne überging: ihr Haar, welches sie nicht

wie die übrigen Etschländerinnen regelrecht gescheitelt, geflochten und mit einem Kamm aufgesteckt, sondern in leichtem Wellenschlag von der Stirn zurückgestrichen und tief im Nacken aufgenestelt trug. Hans war im Aeußern ganz Bauer, dabei in der vollsten Männerjugend, sechsundzwanzig Jahr, und positiv schön. Das war Trinele nicht, obwohl sie in Stirn, Nase und hauptsächlich im Munde ganz dem Bruder glich. Im Fall einer großen Aehnlichkeit zwischen beiden Geschlechtern ist der Mann immer schöner. Dennoch schenkten die beiden Maler trotz ihrer Künstlerverpflichtungen, welche ihnen eine unparteiische Würdigung der Schönheit auferlegten, dem Bruder nur eine sehr kühle Aufmerksamkeit; ihre Bewunderung, besonders die Van Arendoncks, wurde gänzlich von der Schwester in Anspruch genommen. Sie war gar zu reizend am Heerde. Ein Tiroler Heerd ist ein geschickter Bundesgenosse für die weibliche Koketterie. Da Braten, Gemüse, Suppe, Mehlspeisen, kurz, was nur vorkommt, ohne Ausnahme in kupfernen oder eisernen Kasserollen und Pfannen zubereitet wird, so hat eine Tirolerin, um diese an den langen Handhaben zu regieren, nur Gewandtheit nöthig, nicht wie die Deutsche bei ihren schweren irdenen Töpfen eine ungraziöse Anspannung der Kraft. Man nehme doch einmal einen Topf, der überlaufen will, mit Zierlichkeit vom Feuer, oder eine siedendheiße Bratpfanne mit Leichtigkeit aus dem Ofen. Dazu kommt, daß irdenes Geschirr unfehlbar schwarz wird und schwarz macht, während kupfernes sich mit leichter Mühe blank erhalten läßt. Bei Trinele funkelte alles Geräth, als wär' es eben ge-

scheuert worden, und sie selbst hatte nicht ein Fleckchen an ihrer Kleidung oder auf ihren Händen. Van Arendonck glaubte weibliche Anmuth noch nie so gesehen zu haben, wie hier an dem Heerd der ländlichen Küche in dem alten Tiroler Schlosse.

Trinele machte jedoch seiner Extase, während welcher er unablässig Kartoffeln geschält hatte, vorläufig ein Ende. „Wenn die Herren kommen, wär's wohl nicht recht schicklich, daß sie die Fremden hier in der Küche träfen," raunte sie Fridolin zu, indem sie den Tisch abräumte und zum Familienmahle herrichtete. „Unsertwegen ist's nicht, aber Du weißt, wie die Herren manchmal sind." — „Etwas herrisch," meinte Fridolin; „Du hast Recht." Er stand auf und schlug seinen Gefährten noch einen kleinen Spaziergang vor. — „Noch einen?" fragte Reinhold und zog im Vorausgefühl anderer Steine schmerzhaft die Füße in die Höhe. Fridolin beruhigte ihn; „der Weg wird besser sein," sagte er, „und wir hindern die Familie am Essen." — Van Arendonck seufzte: wie gern hätte er sich an Trinele's Seite gesetzt und ihr Mahl getheilt! Aber er mußte so gut fort, wie der arme Feinding; Fridolin Moll konnte zu Zeiten sehr imperatorisch sein. Er führte seine widerwilligen Opfer ohne Umstände mit sich nach dem Naifthale zu, zeigte ihnen die Einsiedelei d'rinnen, die sie sehr uninteressant fanden, und erzählte tauben Ohren von dem Meßner, der das Kirchlein versah und allgemein der Küblmilchseppl hieß, weil er nie Wein trank, sondern bei den Bauern immer um Kübl- d. h. um Buttermilch bat. Weiter ermüdete Mollfriedel sich unnütz mit dem Er-

zählen von dem Norg oder Alpenkobold, welchen ein Geistlicher ganz oben hinauf in's Naifthal gebannt, von den Norgen überhaupt, von den Ausbrüchen des Naifbaches. Er verschwendete eine wahre Fülle von Traditionsgelehrsamkeit, wofür, leider, ihm nicht die mindeste Erkenntlichkeit zu Theil wurde. Warum hatte er die Künstler früher zu Trinele gebracht, bevor er sie mit Lokalerinnerungen regalirte? Nun stiegen sie allerdings leiblich neben ihm her, waren geistig aber nach wie vor in der Küche auf Goyen, sahen Trinele essen, die vornehmen Jäger zurückkommen, galant gegen das Mädchen sein — sie rauchten äußerst melancholisch, Van Arendonck sein vlaemisches weißes Thonpfeifchen, Feinding seine Cigarre, welche irgend einen Blumennamen hatte und deshalb nicht besser roch.

Endlich zeigte sich in einiger Entfernung die stille Maria, und der kolossale Hund, Harras mit Namen, kam schwerfällig vor ihr hergetrabt und steckte seine Schnauze in Fridolins Hand. „Harras ruft uns", sagte der, und so war es, die Herren Jäger hatten ihr Frühstück verzehrt und waren mit ihrer Beute, einem unglücklichen Steinhuhn, triumphirend nach Obermais zurückgekehrt. Statt ihrer ließen sich nun die schlichten Wanderer nieder, aber nicht im großen Zimmer — in der Küche; Van Arendonck hatte, bevor Fridolin ihn fortführte, beweglich darum gebeten.

Das war eine höchst erquickliche Mahlzeit und eine sehr angenehme Stunde: Hans war schon wieder draußen, aber die Schwestern leisteten den Hungrigen Gesellschaft, und bedienten sie mit freundlichem Eifer, Trinele freilich rühriger, als Maria, die doch immer nur Gast bei den

Geschwistern war. Zum Kaffee kam Hans wieder und nahm ihn nebst den Schwestern gemeinschaftlich mit den Besuchern ein. Van Arendonck stieß einen Seufzer des Behagens aus: so wirklich guten Kaffee hatte er in Tirol noch nicht getrunken. Reinhold Feinding stimmte ihm süß lispelnd bei; Fridolin sagte: „Ich glaube, man trinkt in ganz Tirol den Kaffee nicht so gut, wie hier bei Trinele.“ Fridolin that sich mit einer Art von Papastolz auf Trinele sichtlich etwas zu Gute: es war, als gehöre sie ihm, und er hätte die Ehre von ihren Vorzügen. Als der Kaffee vorüber war, sprach er: „Trinele, jetzt mußt Du uns etwas spielen.“

Sie holte die Zither, Hans stimmte sie ihr, und sie setzte sich an den Tisch, wo das Instrument lag. Als sie die Hände auf die Saiten legte, sahen die Künstler wiederum recht deutlich die feine, vornehme Bildung der Finger. Gleich darauf indessen wurden ihre Blicke magisch an das Antlitz gefesselt, welches, leicht auf das Instrument geneigt, mit den gesenkten Augen, dem ernst geschlossenen Munde und dem Ausdruck des stillen Aufmerkens in einer wahrhaften Verklärung von musikalischer Andacht erschien. Reinhold legte die Hand auf den Arm des Antwerpners. „Die heilige Cäcilia von Carlo Dolce auf der Dresdener Gallerie,“ murmelte er; „ist sie's nicht ganz und gar?“ Van Arendonck neigte bejahend den Kopf; sprechen mocht' er nicht, um keinen Ton zu verlieren. Fridolin beobachtete mit Genugthuung das Entzücken, in welches Trinele die Künstler versetzte; Hans rauchte mit Gemüthsruhe seine Pfeife, und Harras lag und schlief, aber ohne zu schnarchen.

Nach Schenna wurd' es an diesem Tage zu spät, und Reinhold Feinding konnte nicht entscheiden, ob sein Patron wirklich aussehe, wie der geschnitzte Andreas Hofer. Van Arendonck hatte Trinele seine Rose gegeben; hatte er nur die Blume auf Goyen zurückgelassen?

Die Zirbelnußkiefern.

Das artistische Element in Meran äußert sich hauptsächlich in der Musik, und wiederum specifisch in Chorgesang und Zitherspiel. Das Piano, diese moderne Höllenqual, durch welche so und so viele unglückliche Nervenreizbare schon auf Erden ihre Sünden abbüßen, wird an der Passer noch wenig hörbar; die Zither dagegen ertönt immer häufiger: es ist unter den jungen Damen, welche Meran besuchen, Mode geworden, sie zu lernen, und es dürfte bald nicht mehr an einem Lehrer dieses nationellen und poetischen Instruments genug sein. Für den Augenblick gab es indessen noch keinen zweiten: der Zitherseppl, wie er dem Landesgebrauch gemäß getauft worden war, hatte noch das Privilegium der Stunden. Er war eigentlich ein Naturalist, der es durch Fleiß recht weit gebracht hatte, der Meister auf der Zither aber blieb immer der Engelwirth am Rennweg, welcher als Künstler halb Europa durchzogen und sich ein hübsches Vermögen gemacht hatte, welches er nun mit jovialer Ruhe in seinem alterthümlichen Wirthshause, unterstützt

von seiner netten Frau aus Partschins, genoß und vermehrte. Außer ihm wurde noch der Gastwirth in Obermais als guter Spieler genannt und endlich der Hans auf Goyen, dem sogar die, jetzt leider schon geschichtliche Ehre widerfahren war, vor dem späteren Kaiser von Mexico zu spielen, als er mit seiner Gemahlin in Kuglweg oder Villa Pittel gewohnt hatte. Maximilian hatte den jungen ländlichen Virtuosen mit einer schönen Uhr beschenkt; Trinele war leer ausgegangen, obgleich sie den Bruder begleitet. Vielleicht spielte sie damals noch nicht so gut. Für eine Virtuosin galt sie auch jetzt noch nicht, wohl aber schätzte selbst Holzeisen, der Engelwirth, die ganz eigenthümliche Zartheit ihres Spiels.

Oeffentlich, wie der Engelwirth und der Zithersseppl es bei der Liedertafel wohl thaten, ließen die Geschwister sich nie hören; wer sich an ihrem Spiel erfreuen wollte, mußte zu ihnen nach Goyen kommen. Das versäumten denn auch wenige Fremde, besonders wurde, was von Literaten und Künstlern nach Meran kam, bald heimisch draußen. Wie hätten unser Vlaming und unser „Malermeester“ es nicht werden sollen?

Sie wurden es auch, und zwar in einem Grade, daß man sie bald zu den Hausthieren zählen konnte. Es war wirklich merkwürdig, wie sie's immer anstellten, um nach Goyen zu gelangen. Allerdings führten von Meran nicht weniger als neun verschiedene Wege nach diesem magnetischen Schlosse, und sie hatten folglich die Wahl, aber sie kamen auch hin, wenn sie nach ganz entgegenliegenden Richtungen auswanderten. Besonders

komisch war es, daß sie bisweilen sich für den Tag trennten, und dann unvermuthet in Goyen zusammentrafen.

Wie oft sie, bald einzeln, bald Beide, am Familientische in Goyen saßen, ließe sich schwer zählen; freilich versammeln die Tiroler sich häufig um den Familientisch. Eine gescheidte junge Dame sagte einst vom Visitenmachen in Berlin: „Es ist wirklich unangenehm: man mag kommen, zu welcher Stunde man will: immer fällt man einer Familie in die Suppe.“ So mag man in Tirol, im Burggrafenamt wenigstens, kommen, zu welcher Tageszeit es sei — stets ist irgend eine Mahlzeit im Gange. Früh Suppe und Mus, um neun Halbmittag von Wein und Brod, im Herbst wohl auch von Kartoffeln, um elf das Mittag: Selchfleisch, das heißt gesalzenes, und zuweilen grünes oder frisches Fleisch und die unentbehrlichen Knödl mit Speck und Brod; um ein Uhr der Einser, ein sogenannter Schluck Wein, um drei die Marende: Wein, Brod, im Herbst Kastanien, Abends endlich Gersten mit Fleisch, Salat und bei irgend strenger Arbeit Küchl oder Rübl, der südtirolische Schmarren aus Schwarzplente oder Buchweizenmehl — das ist die Art, wie, außer an Fasttagen, um Meran herum die Bauern sich nähren, und wie mit geringen Abweichungen, wie Kaffee oder dergleichen, auch in Goyen gelebt wurde.

Es war also für die Maler nicht schwer, zu einer von diesen Mahlzeiten zu kommen; schwerer wäre es gewesen, sie alle zu vermeiden. Und warum hätten sie das auch thun sollen? Die Zeche war in Goyen immer so niedrig, daß sie ersparten, wenn sie dort aßen. Es

saß und speiste sich nirgends traulicher, als in Trinele's Küche, und dabei war der Empfang der Geschwister immer so gleichmäßig freundlich, daß die Gäste nie argwöhnen konnten, sie kämen ungelegen. Anfangs hatten sie, Feinding zierlich und Van Arendonck aufrichtig, diese Besorgniß geäußert, aber Trinele hatte mit ihrem lieblichen Lächeln geantwortet: „Kommen Sie so oft Sie wollen — wir werden Sie immer gern sehen.“ Trinele sprach ein wunderhübsches Hochdeutsch, dem ein gelegentliches leises Hineinklingen des heimischen Dialektes nur einen Reiz mehr verlieh; sie hatte sich, ebenso wie Hans, durch die vielen Fremden, welche in Goyen Jahr aus, Jahr ein verkehrten, die Schriftsprache zu eigen gemacht. Der Vlaming, dessen angestammtes Niederdeutsch von dem tirolischen Oberdeutsch so verschieden war, wie die Völker der Dünen von denen der Alpen sind, der schon in Deutschland Schwierigkeiten genug gefunden hatte, um zu verstehen, oder sich verständlich zu machen, der Vlaming empfand höchst wohlthuend die Bequemlichkeit einer leichten Mittheilung, und ebenso ging es Reinhold Feinding, welcher aus natürlicher Ungeschicktheit zu Sprachstudien dem Tirolischen nicht minder fremd blieb, als der Antwerpener. So hatten denn Beide die allertriftigsten Gründe, täglich in Goyen einzusprechen, um so mehr, da Trinele die Bedingung eingegangen war, nicht länger Umstände mit ihnen zu machen, sondern ihnen blos vorzusetzen, was gerade fertig war. Die Wahrheit zu sagen, fühlte nur Van Arendonck sich dabei wohl. Reinhold bekannte bisweilen dem Buchhändler mit einiger Beschämung, „daß die

Knödl und der Rübl ihn schrecklich im Magen drückten.“ Aber trotzdem kam er doch wieder und wieder nach Goyen, und es hatte ganz den Anschein, als ob sämmtliche Tiroler und Tirolerinnen in dem zu illustrirenden Buche eine überraschende Familienähnlichkeit mit Hans und Trinele haben würden.

Obgleich Goyen von den jungen Meranern zu keiner Zeit vernachlässigt wurde, so war es doch seit lange nicht so häufig besucht worden, wie jetzt. Es geschieht oft, daß Fremde die Einheimischen in solcher Art anfeuern; gewiß wenigstens war es, daß man fast täglich in den Nachmittagstunden einige aus der männlichen Jugend der Stadt im Schlosse sehen konnte, hauptsächlich Mitglieder der Liedertafel. Selbst Holzeisen und der Zitherseppl wußten sich mehr als ein Mal von ihren Beschäftigungen los und für ein kleines improvisirtes Concert in Goyen frei zu machen. Es schien, als wolle man die letzten schönen Tage, bevor der alte Bau in den Novembernebeln verschwinden mußte, noch recht genießen; vielleicht auch gönnte man mit lokalpatriotischer Eifersucht die junge Wirthin nicht so ausschließlich den fremden Künstlern.

Dieses letztere Gefühl verrieth besonders der Hies, der einzige Sohn und Erbe des englischen Müllers. Daß man hierbei an keinen Engländer denke: der englische Müller, wohl auch kurzweg der Englische, trug diesen Namen lediglich als Pächter einer Mühle, welche dem Kloster der Englischen Fräulein gehörte. Diese Klosterfrauen leiten in Meran den weiblichen Unterricht, auch Trinele war bei ihnen in die Schule gegangen.

Zu dieser Zeit hatte sie den Hies oder Matthias als kleinen hübschen Jungen oft vor der Hofthür der Mühle gesehen und freundlich gestreichelt, denn Trinele war schon damals mütterlich gegen kleine Kinder, und Hies zählte gewiß drei oder vier Jahr weniger, als sie. Als ihr Schulbesuch aufhörte, hatte sie ihn aus den Augen und dem Gedächtniß verloren, und ihm war es vermuthlich nicht anders ergangen. Es herrscht in Südtirol eine Sitte, welche bei Stämmen, die mit verschiedener Sprache in einem Lande wohnen, eben so natürlich, wie vernünftig ist: die Wälschtiroler schicken ihre Kinder nach Deutschtirol, und die Deutschtiroler die ihrigen in die wälschen Gegenden. So lernt jeder Südtiroler von einiger Ausbildung die beiden Landessprachen, und dem unvermeidlichen Verkehr wird die Verständigung gebahnt. Auch Hans war ein Jahr auswärts gewesen, und zwar in Italien selbst, in Villafranca. Hies war nicht so weit gekommen: die deutschen Südtiroler mögen mit den eigentlichen Italienern seit der piemontesischen Aera nicht gern zu thun haben. So war also Hies im Frühjahr nur ganz bescheiden aus Trient heimgekehrt, und zwar ein wenig als Elegant. Hans hatte sich in Italien auch als Herr getragen, aber sogleich nach seiner Rückkunft die Bauerntracht wieder angelegt, die allerdings in ihrer malerischen Alterthümlichkeit seinen prächtig-gewaltigen Wuchs besser hervorhob, als das feinste Kostüm es vermocht hätte. Hies brauchte das nicht zu thun, das Gewerbe seines Vaters war ein bürgerliches, und er selbst ein Städter, folglich hatte er Anspruch auf städtische Tracht. Zum Glück begnügte er sich mit

der, in welcher man die jungen Meraner meistens sieht, mit der einfach grauen, halb studentischen, halb ländlichen, welche zu seiner jugendlich schlanken Gestalt eben so vollkommen paßte, wie die Landsknechtkleidung zu dem mächtigen Hans. Hies war mit seinem regelmäßigen, blassen, feinen Gesicht, mit seinen etwas melancholischen, dunklen Augen, mit dem üppigen dunkelbraunen Haar und dem keimenden Bärtchen auf der Oberlippe in diesem Augenblicke vielleicht der hübscheste junge Mensch in ganz Meran. Van Arendonck bemerkte das eines Tages gegen Fridolin Moll.

Fridolin sagte mit einer Gönnermiene: „Ja, er ist nicht übel."

„Und er singt sehr gut," sprach Piete weiter.

„Er ist bei der Liedertafel, dieses Frühjahr eingetreten. Holzeisen hat ihn zu seinem Quartett genommen. Ja, er singt gut."

„Trinele singt gern mit ihm."

„Ein Mädchen singt immer gern mit einem guten Sänger."

„Kommt er nicht sehr oft her?"

„Doch nicht öfter, als Sie, mein' ich?" fragte, sich unschuldig stellend, der boshafte Fridolin.

Der ehrliche Vlaming wurde roth und stotterte verlegen: „Nein, öfter nicht, aber — ich bin ein Fremder, ich bleibe nicht lange hier, ich —"

Er blieb stecken. Fridolin wartete eine halbe Minute, ob er weiterreden werde, und argumentirte dann: „Und er bleibt wahrscheinlich für immer hier und ist ein Landsmann, ja, sogar ein Kindheitsgespiele von

Trinele.“ — Fridolin faßte die Sache mit Willen unnütz gefühlvoll auf — ihn belustigte der Antwerpener mit seiner eingestandenen eifersüchtigen Pein, und feierlich fragte er nun: „Kann man es ihm verdenken, wenn er Trinele's Freundschaft sucht? Hat er kein Recht darauf?“

„Trinele's Freundschaft!“ wiederholte Van Arendonck ärgerlich. „Eine schöne Freundschaft! Verliebt ist er auf sie, schmählich verliebt!“ Wenn er in Eifer gerieth, handhabte der Antwerpener das Deutsch leicht auf vlaemische Sprachart.

Fridolin blickte philosophisch nach der Gruppe hin, welche Trinele und Hies, der Engelwirth und Hans bildeten. Diese Letzteren begleiteten auf der Zither den Gesang des jungen Paares. Trinele's Gesicht zeigte den schönen, reinen Ausdruck, welchen die Ausübung der Musik ihr immer verlieh; Hies, dessen hübscher Kopf sich über einem nachlässig umgeschlungenen blauseidenen Halstuch äußerst vortheilhaft emporhob, sang offenbar mit Schwärmerei für seine Mitsängerin. Fridolin wandte die Augen von ihm auf die erregten Züge des Antwerpeners zurück und sagte: „Ja, es scheint mir, daß jetzt an ihn die Reihe gekommen ist, ein Zirm zu sein.“

„Ein Zirm? Was ist ein Zirm?“ fragte Van Arendonck.

„Ein Zirm,“ erklärte Fridolin gelassen, „ein Zirm ist in unserer Mundart buchstäblich eine Zirbelnußkiefer, figürlich ein Thor. Wer recht verliebt in ein Mädchen ist, der ist, wenigstens meiner Meinung nach, immer ein Thor, folglich ein Zirm, und bei Trinele ist's noch

ein Jeder geworden, der nach Goyen gekommen ist. Ich war's, mein Bruder war's, der Seppl war's — wer war's nicht? Jeder, Fremder oder Meraner, vornehm oder gering, jung oder alt, verheirathet oder ledig, kurz, wer nur je hier war. Wenn jeder Anbeter Trinele's in einen wirklichen Zirm verwandelt worden wäre, sie hätte einen ganzen Wald von Zirbelnußkiefern um Goyen herstehen. Jetzt spielt der Hies Zirbelnußkiefer, nehmen Sie sich nur in Acht, daß es Ihnen nicht auch so gehe."

Katharinenzauber.

Wenn man Einen, welcher mitten in der Strömung fortgetrieben würde, höflich warnend zuriefe: „Ich bitte, fallen Sie nicht etwa in's Wasser!" so würde diese Warnung ungefähr der gleichkommen, welche der heillose Tiroler an den unglücklichen Vlaming richtete.

Im Uebrigen hatte er Recht: wer nach Goyen kam, verliebte sich in Trinele.

Es war wirklich belustigend, ihr photographisches Album zu durchblättern. Einige Frauen, welche den guten Geschmack der Männer getheilt und Trinele allerliebst gefunden hatten, befanden sich auch d'rinnen, bei weitem die meisten Bilder aber trugen Bärte oder hätten sie doch tragen können, und jedes dieser Bilder, welches Standes, Namens oder Alters das Original auch sein mochte, stellte einen mehr oder minder leidenschaftlichen Anbeter Trinele's vor.

Der bekannte Reisende, welcher Tirol gepachtet hat und den Ertrag davon jeden Herbst auf den Markt bringt, hatte Trinele in eines seiner Bücher genommen und seiner Art nach ganz idealisch hingestellt. Wenn diese Art einigen Lesern nicht ganz zusagen wollte, so war das nicht seine Schuld: er hatte es gut gemeint und das Mädchen wirklich verherrlichen wollen. Ein anderer Schriftsteller, der Professor, berühmt und äußerst gelehrt war, hatte gleichfalls Trinele gewählt, um an ihr irgend ein System über irgend welche Race in Südtirol darzuthun. Man weiß, daß Südtirol einigen Ethnologen große Bekümmerniß verursacht, daß sie durchaus nicht darüber in's Reine gelangen können, welchem Stamme oder welchen Stämmen die jetzigen Insassen dieser von so vielen Völkerschaften bewohnten und durchzogenen Landstriche eigentlich angehören. Der Professor nun wollte es endgültig entdeckt haben, und führte mit äußerst schmeichelhaften Phrasen Trinele als schönen Beweis für seine Behauptung an.

Wenn ältere Bekannte von Goyen sprechen, so bedauern sie noch immer die Zeit, wo die Geschwister im Vorderhause wohnten, und dort mitunter so wunderhübsche Hausbälle stattfanden. Jetzt war das Vorderhaus schon seit Jahren an ein englisches Ehepaar vermiethet, welches, mit seinem Arzt zu Dreien, sich dort dermaßen ein- und abgeschlossen hatte, daß es mit consequenter Unliberalität sogar die Aussicht in's Thal für sich behielt. So lange die Insulaner in ihrer Klausur hausten, war es noch nie einem Fremden gestattet worden, auch nur auf Sekunden aus einem Fenster des Vorderhauses blicken zu dürfen. Wohl, diese starrköpfigen Einsiedler waren für Trinele

die liebenswürdigsten Menschen, wahre Freunde. Der Arzt hatte ihr sogar die beiden mittelsten ihrer kleinen, weißen Zähne von einander gesägt, weil er zwischen ihnen ein schwarzes Fleckchen zu erblicken geglaubt. Daß Trinele ihre Zähne nun viel früher verlieren würde, war ohne allen Zweifel, aber der Doctor hatte ihr den Schaden doch immerhin aus der freundlichsten Absicht zugefügt.

Ihre Dienstboten beteten sie an. Sie sorgte für sie wie eine junge Mutter für ihre unmündigen Kinder, aber sie beherrschte sie auch als unbeschränkte Gebieterin. Ohne nur je die Stimme zu erheben, wußte sie sich durch Anhänglichkeit einen unbedingten Gehorsam zu sichern.

Ja, selbst in ihrer Kindheit schon hatte man ihr nicht widerstehen können; das jüngste von elf Geschwistern, war sie der Liebling, das Spielzeug, der Verzug von allen. Ihre guten Tage begannen erst abzunehmen, als die Geschwister, eines nach dem andern, das mütterliche Haus verließen, um in der Welt des Burggrafenamtes ihre Selbstständigkeit zu suchen. Endlich blieben nur noch die vier Kleinen daheim, und die mußten nach und nach in die Schule. Als auch Lise, Trinele's nächstältere Schwester, den Weg des Wissens wanderte, da litt es Trinele nicht länger mehr im großen Gasthaus zu Schenna, welches damals der Mutter gehörte. Sie wollte nicht allein sein, sie wollte in die Schule wie Lise, Hans und Marie, und sie erschien dort eines schönen Morgens, ohne daß Jemand sie verlangt hätte. Da sie noch viel zu tief unter dem gesetzmäßigen Schulalter stand, schickte der Schulmeister sie nach Hause, aber dafür wußte Trinele

Rath: sie rannte heim, schleppte ein Seidel Wein fort und überreichte es triumphirend dem Schulmeister, um ihn dadurch zu bestechen. Es war nicht möglich, gegenüber dieser naiven Naturverderbniß pflichtgetreu ernsthaft zu bleiben — der Schulmeister lachte, trank das Seidel Wein und ließ das kleine Ding da. Nun kam der Cooperator, um Religionsunterricht zu ertheilen. Die erste Frage lautete: „Wie haben die ersten Menschen geheißen?" Trinele wußte das natürlich, war aber zu klein, um sich bemerklich zu machen. Indessen sie half sich abermals, kletterte geschwind auf eine Bank und steckte ihre kleine Hand hoch empor. Wen konnte der Cooperator anders befragen, als sie? Er that's: Trinele blickte ihm hell und stolz in das freundliche Gesicht, und verkündete klar und laut: „Adam und Genoveva." Der würdige Mann freute sich noch jetzt nach zwanzig Jahren, wenn er die Geschichte erzählen konnte.

Die Männer begeistern sich gern in der Reihenfolge. Wo einer liebt, da lieben mehrere, wo mehrere anbeten, da thun es viele. Es ist das, was die Gewalt der Künstlerinnen ausmacht, was einer Klasse von Frauen, die am besten namenlos bleibt, ihre Erfolge verschafft, was Schuld ist, daß manches schöne und liebenswürdige Mädchen unbewundert altert, weil ihm der erste Verehrer, gleichsam der Entdecker, gefehlt hat. Wollen wir also auch annehmen, daß es unter den jungen Leuten von Meran und den männlichen Besuchern der Stadt allmählich zum guten Ton geworden sei, sich in Trinele zu verlieben, die Engländer und ihr Doctor, die Dienstboten und die Geschwister, der Schulmeister und der

Cooperator waren keine jungen Männer, und mußten doch sämmtlich der Anziehung des Kindes und des Mädchens nachgeben. Und so konnte man, wie man in Belgien ehemals an die St. Gertrautsminne glaubte, hier immerhin von einem Katharinenzauber sprechen.

Aristokratie.

Wodurch Trinele diesen Zauber eigentlich ausübte? Wir haben es schon gesagt: positiv schön war sie nicht, doch hätte das weiter nichts verschlagen, denn die normale Schönheit ist nur für den Bildhauer nöthig, durchaus nicht für den Maler, noch weniger für den Dichter und ganz und gar nicht für die Masse der Männer, welche durch das Akademisch Schöne häufig gelangweilt, folglich kalt gelassen oder selbst zurückgestoßen werden. Der Besitz von absoluter Schönheit also war Trinele entbehrlich so gut wie jedem andern weiblichen Wesen, aber das Wunderliche bei ihrer Hexenkraft war, daß man sie nicht einmal besonders hübsch nennen konnte. Erstens war sie, obwohl höchst ebenmäßig gewachsen, etwas zu groß und zu kräftig, um dem Begriff des Hübschen zu entsprechen, mit welchem unfehlbar eine mehr zarte und wenn auch üppige, so doch kleinere Gestalt verbunden wird. Dann waren ihre Züge nicht fein, die Nase zu stark und zu hervortretend, die Stirn zu sehr gewölbt, der Mund nicht klein. Ihre Augen waren klug, aber nicht groß, und was Fridolin

auch immer von blauen Augen phantasiren mochte, entschieden grau. Ihre Hautfarben waren gedämpft und ohne Glanz, und auch die Frische begann schon zu verschwinden, denn Trinele war nicht mehr in der ersten Jugend, war vierundzwanzig Jahr alt und hatte sich nicht geschont. Sie hatte von Kindheit an gearbeitet, sie arbeitete fort und fort: eine große Wirthschaft wie die auf Goyen wird nicht mit Bequemlichkeit besorgt. Die Engländer sagen: „Die Arbeit der Frau wird nie fertig" — Trinele arbeitete so. Um in die Messe nach Schenna gehen zu können, mußte sie jeden Morgen um vier Uhr aufstehen, denn die Leute wollten ihr Frühstück haben, und jede der vielen Mahlzeiten, deren wir gedachten, muß, wenn es irgend möglich ist, von der Wirthin bereitet werden. Von vier Uhr Morgens bis Abends um neun blieb folglich Trinele in einer fortwährenden Bewegung, und ging sie aus, so war's eben auch nicht ohne Anstrengung, denn mit Ausnahme von Schenna und St. Valentin liegt Goyen keinem Orte nah — selbst bis in's Dorf Obermais ist eine gute halbe Stunde zu gehen. Sich bei Ausgängen vor Sonne, Wetter und Wind zu schützen, erlaubt die Tracht der Etschländerinnen ebenfalls nicht: Trinele ging in der heißesten Sonne ohne Kopfbedeckung und Arme und Hände entblößt. Sie war also Allem preisgegeben, was feindlich gegen die Erhaltung der äußeren weiblichen Blüthe wirkt; was Wunder, daß sie keine frische Heckenrose mehr war, daß sich in den Augenwinkeln nach den Schläfen zu schon kleine Fältchen zeigten? Und dabei bestanden ihre einzigen wirklichen Schönheiten in ihrem runden, zierlichen Kinn,

in dem edlen Oval des Kopfes, in den Linien, mit denen er sich an den Hals schloß, endlich in ihrem goldbräunlichen Haar, welches von dem blonden krauslockigen des Bruders gerade so viel Willkür abbekommen hatte, um nicht langweilig glatt zu sein. Wo steckte also der Zauber, den sie unleugbar ausübte?

August Lewald sagt irgendwo in seinen Aquarellen: „Die Grafschaft Tirol verdiente mit Recht, wenigstens gefürstet zu werden, weil sie so königlich schön ist.“ So konnte man von Trinele sagen: „Sie verdiente vollkommen, daß ihr gehuldigt wurde, weil sie sich so frei und so ganz über das Gewöhnliche erhob.“

Nicht daß sie eine „extraordinaire Person“ gewesen wäre. Dieses Unglück war ihr und Andern erspart worden. Sie war kein phantastisches Bauermädchen, sondern ein sehr realistisches. Sie wünschte sich nicht zu emancipiren. Sie docirte und magnetisirte nicht. Sie las keine Romane, sondern Gebetbücher und hier und da einige Gedichte, die ihr gefielen. Sie wollte keine socialen Probleme lösen, sie glaubte an den lieben Gott und überließ ihm getrost die Zukunft der Welt und ihre eigene. Sie that folglich das Gegentheil von Allem, was ländlichen Romanheldinnen in der neuesten Zeit obliegt, das machte: sie war keine Romanheldin. Auch nervös war sie nicht, und wurde eben so wenig durch ein überspanntes Zartgefühl untüchtig zu ihrer Stelle als Wirthin. Sie wußte einen groben oder zudringlichen Gast — denn auch nach Goyen kamen nicht lauter höfliche Gäste — recht nachdrücklich zurecht- und zurückzuweisen. Dagegen hatte sie auch wieder die nöthige

Nachsicht mit männlichen Schwächen. Wenn einer ihrer Verehrer, nach Fridolins Ausdrucksweise, einen Brand lieferte, das heißt im Stöckelewein des Guten zu viel gethan, so verachtete Trinele ihn deswegen nicht, sondern suchte ihn nur dahin zu bringen, daß er sich ausschlief, oder Wasser trank. Gab's eine Rauferei, so schrie sie nicht und wurde noch weniger ohnmächtig, sie half nur die Kämpfer aus einander bringen, und wer etwa einen blutigen Kopf davongetragen hatte, den verband sie. Genug, Trinele war ganz und gar kein ideales, wohl aber ein sehr ungewöhnliches Geschöpf, denn aristokratisch sein heißt sich mit seiner Persönlichkeit entschieden über die Masse hinstellen, und Trinele war durch und durch aristokratisch.

Für ein hessisches, sächsisches, schlesisches, österreichisches, steirisches, selbst für ein schweizerisches Bauermädchen dürfte das ein Ding der Unmöglichkeit sein — für ein tirolisches nicht. In Tirol ist der Bauerstand der herrschende. Der Bürgerstand kommt nicht in Betracht — er ist zu wenig zahlreich. Der Adel hat seine Macht, seinen Einfluß, seinen Glanz, genug, was in Frankreich als prestige bezeichnet wird, bereits seit vierhundert Jahren verloren — Friedrich mit der leeren Tasche hat ihn in Tirol auf immer besiegt. Wenn die Bauern hier noch jetzt zuweilen damit drohen, daß sie einige Herren „abschlagen“ wollen, so meinen sie damit keinesweges was noch von Adel übrig ist, sondern städtische und Regierungs-Beamte, Advokaten, Aerzte, Kaufleute, Rentiers, mit einem Collectivbegriff Alles, was einen städtischen Rock trägt, denn wie im Sprichwort

das Kleid den Mann, so macht in Tirol der Rock den „Herrn“. Ihrem Adel erweisen die Tiroler gar nicht erst die Ehre, an ihn zu denken, nicht einmal um ihn todtschlagen zu wollen. Viel mehr, als in der Schweiz, ist der Bauer von Tirol Herr im Lande, über sich erkennt er als weltliche Macht den Landesherrn, als geistliche den Clerus, und diese Ausnahmen ausgenommen, weiß er nur von seines Gleichen. Dieses Gleichheitsbewußtsein verliert sich sogar nicht, wenn er bei einem „Herrn“ in Dienst tritt; es ist das eine äußerliche Nothwendigkeit, bedingt durch Bedürfniß des Erwerbes, aber völlig ohne Einfluß auf die eigentliche Stellung des Dienenden. Die Fremden, welche mit dem Tiroler Bauer in Berührung kommen, haben es am allerschwersten: sind sie hochmüthig, zuckt er die Achseln und ist unangenehm; sind sie herablassend, nimmt er's übel; behandeln sie ihn als idyllisches Naturprodukt, macht er sich unbeschreiblich lustig über die dummen Leute. Nur bei wirklicher Einfachheit verkehrt es sich gut mit ihm.

Auf dieser Grundlage einer allgemeinen Unabhängigkeit ihres Standes hatte Trinele sich bis dahin erheben können, wo sie stand und über die Männer gebot. Die Race hatte sie dabei unterstützt. Die Bewohner des Gebietes von Schenna gelten für den schönsten Schlag im Burggrafenamt, und aus einer der ältesten Familien war Trinele's Mutter, welche in zwei Ehen nur Kinder zur Welt gebracht hatte, die, geistig und leiblich gesund, ihrer Abstammung in jeder Art würdig waren.

In Trinele's Stube.

Trinele's Stube lag in dem ersten Stock des zweiten, kleineren Thurmes über dem großen Gastzimmer, wo Reinhold Feinding das vortreffliche Frühstück aufgetragen fand, von dem er Nichts bekommen sollte.

Trinele's Stube war nicht etwa das „weiße jungfräuliche Nest," in welches die Franzosen ihr Täubchen von Heldin so gern einquartieren. Wände und Decke waren allerdings weiß, aber nur prosaisch weiß von ordinairem Kalkbewurf. Die Thür und die Fensterrahmen waren braun, Vorhänge fehlten. Das Sopha war grün überzogen; auf den beiden Betten — Trinele hielt immer ein Bett für eine Schwester bereit — lagen blau- und weißgewürfelte Federdeckbetten. Einige Holzstühle, ein großer alter Wäschschrank und drei Kommoden machten das übrige Mobiliar aus. An der Thür hing das kleine Weihwassergefäß, über dem Sopha eine Photographie: Trinele mit ihren drei rechten Geschwistern. Auf der einen Kommode lagen Erbauungsbücher, unter andern Thomas a Kempis. Das Zimmer war, von Fenster zu Fenster gerechnet, lang, im Verhältniß dazu niedrig und ohne Ofen.

Der Werth des Gemaches lag in der Aussicht. Aus dem Südfenster sah man freilich Nichts als einen kleinen Hof, nur durch die Luken in der Zinnenmauer rechts erhaschte man einzelne Blicke in die Berge jenseits des Etschthales. Dann kam die Südwand des Vorderhauses

und endlich die innere Mauer, welche den kleinen Hof von dem großen vor der Küche schied. Von dieser führte eine Treppe in den kleinen Hof und über diesen in den Keller unter dem Vorderhause.

Aber wenn man an's Nordfenster kam, da sah es anders aus. An der äußersten Linken erhob sich die Alpenmauer, die Meran im Norden schützt, mit der Tschigatspitze, den beiden Röthelspitzen und dem Muttgebirg. Unter diesem lag die Landesveste Tirol und weiterhin ihr Vasallenschloß, Aur, über der Schlucht von Finele. Zur Seite von dieser lief das Jochgebirg landeinwärts und ihm schlossen sich die Berge des Passeierthals an. Alle diese Spitzen waren jetzt schon weiß vom ersten Schnee, am hellsten glänzte der Jaufen, über welchen man nach Sterzing kommt. Unmittelbar unter dem Fenster führte an Kastanienbäumen vorbei der Weg nach Schenna, jenseits desselben stand ein großes mit Stroh gedecktes Gebäude, das Stall und Scheuer zugleich war. Hinter ihm breitete sich ein schöner Abhang des Schenner Berges aus mit grünen Kastanien- und gelben Nußbäumen, mit frischen Wiesen und bräunlichen Rebenleiten, mit einzelnen Höfen und der alten Kirche von St. Georg zu Schenna, deren spitzer Thurm, dem Fenster gerade gegenüber, aus Kastanienwipfeln hervorstach.

So selten reich dieses Bild auch war, so können wir doch nicht sagen, daß Trinele sehr oft davor gestanden hätte. Sie war, getreu ihrem Stande, keine Schwärmerin für Naturschönheiten; wenn es wo hübsch war, gefiel es ihr, damit gut.

Eben so wenig hatte die Einsamkeit besondere Anziehung für sie, im Gegentheil, sie liebte Leben und Bewegung. Sie benutzte folglich ihr Zimmer meistens nur zum Schlafen und zum Ankleiden.

Mit dem letzteren war sie an einem der ersten Novemberabende beschäftigt, etwa drei Wochen nach ihrer Bekanntschaft mit dem Antwerpener. Sie dachte an ihn, während sie sich sonntäglich putzte, um in's Theater nach Meran zu gehen, wo sie ihn treffen sollte. Sie hatte sich nebst dem Bruder am Tage vorher mit ihm und Feinding verabredet. An Reinhold dachte sie indessen nicht. Sie mochte ihn nicht besonders leiden: er war ihr zu klein, zu weichlich, zu häßlich, mit einem Worte: er mißfiel ihr. Darum vergaß sie ihn, so oft sie konnte, d. h. so oft er nicht anwesend oder nicht Gegenstand des Gespräches war, und von selbst machte sie ihn nie dazu.

Freilich sprach sie auch unveranlaßt nicht von Piete Van Arendonck, aber das hatte einen andern Grund, den einer mädchenhaften Scheu, welche Trinele jetzt zum ersten Male empfand. Sonst pflegte sie, gewöhnt an ein kameradschaftliches Verhältniß mit so vielen jungen Männern, wie sie war, ungezwungen über den einen zu dem andern zu reden, und nicht minder eine gelegentliche Bevorzugung unbefangen einzugestehen. Ja, sogar aus einem ernsteren Verhältniß, welches sie eine Zeit lang gefesselt, hatte sie kein Hehl gemacht. Aber der Name Van Arendoncks mochte nicht über ihre Lippen. Fragte Der oder Jener sie, wie der Vlaming ihr gefalle, so sagte sie freimüthig das Beste von ihm, suchte jedoch möglichst bald einen andern Gesprächstoff herbeizuziehen. Auf Necke-

reien wegen Piete, die natürlich nicht ausblieben, antwortete sie leicht ein wenig gereizt, und wollte von einer ernstlichen Huldigung des Malers Nichts wissen. Wurde sie dagegen mit Feinding geneckt, so lachte sie, wenn gleich ein wenig geringschätzig, vertheidigte sich nicht gegen die Annahme, er komme nur ihretwegen, meinte aber: es habe durchaus Nichts zu bedeuten.

Gegen Piete selbst betrug sie sich mit der ihr eigenen unveränderlichen Freundlichkeit, aber zugleich mit einer unwillkürlichen Zurückhaltung, die im Allgemeinen nicht eben auffallend, für Piete jedoch sehr fühlbar war. Der gute Mensch betrübte sich im Stillen darüber. „Mit Allen ist sie vertraulicher, als mit mir," dachte er; „was hab' ich ihr nur zu Leide gethan? Wodurch hab' ich ihr mißfallen? Ich habe es doch gewiß nicht an Ehrerbietung gegen sie fehlen lassen — ich halte sie ja so werth, schätze sie so hoch. —" Er setzte nicht hinzu: „Ich sehe sie so gern!" jenen einfachen innigen Ausdruck, welchen die Vlamingen der Liebe gegeben. Piete gestand es sich nicht ein, daß er Trinele „doch so gern sähe," er wollte sich ja in seinem italiänischen Reiseplane nicht stören lassen. Darum hielt er sein Herz gleichsam mit der Hand zu, damit nicht unversehens die Liebe daraus hervorschlüpfe, wie ein Vogel aus einem offen gelassenen Bauer. Wenn er gehofft hätte, Trinele könne ihn „auch gerne sehen," so würde er sich vielleicht erlaubt haben, hier und da von Möglichkeiten zu flüstern, die auf seine Rückkehr folgen könnten. Ungewiß aber, wie er über Trinele's Gesinnung war, oder vielmehr ganz überzeugt, daß sie für ihn nur die alleralltäglichste freundschaftliche hege,

versagte er sich jedes bedeutungsvolle Wort. Nur das gewann er nicht über sich, sie nicht so oft zu sehen, wie es ihm irgend vergönnt war, und seinen ehrlichen dunkeln Augen vermochte er nicht zu gebieten. Sie verriethen ihn unaufhörlich. Bei Niemand hieß es mit größerem Recht: „Die Liebe sieht ihm zu den Augen heraus.“ Auch war sein Geheimniß längst ein allgemeines, und wurde von den jungen Männern, die sich meistens in Friedels Buchladen zusammenfanden, um Zeitungen zu lesen, zu rauchen und zu plaudern, häufig auf das Lebhafteste discutirt. Ueber die Hauptsache waren sie sämmtlich einig, aber in Nebensachen differirten sie. Hatte er ernstliche Absichten? Hatte er Trinele schon ein Geständniß gethan? Wenn er wirklich abreiste, würde er wiederkommen? Hierauf erwiederte Reinhold Feinding mit einem entschiedenen Nein. Er wußte gar Nichts von Piete's Vorsätzen, selbst über seine Gefühle hatte der Antwerpener nie ein Wort gegen den kleinen Gefährten geäußert, der ihm je länger je unbequemer und selbst bisweilen unheimlich wurde. Der Vlaming hatte auch nicht Unrecht, dem Thüringer zu mißtrauen — Reinhold war nicht eifersüchtig, aber neidisch auf ihn. Es ärgerte ihn, daß von seinen absichtlich auffallenden Huldigungen gegen Trinele gar nicht gesprochen wurde, daß man sie für das erkannte, was sie waren, halb gemachte, sinnliche Schwärmerei, daß Trinele sie so gelassen hinnahm, als verständen sie sich von selbst und wären ohne jegliche Gefahr für sie. Die „guten Meraner“ behandelten ihn sämmtlich, als wäre er „ein völlig unschädliches Subjekt, ein gänzlich

harmloser Mensch." Er war's und eine gutherzige Seele dabei, aber er wollt' es nicht sein. Wer will's am Ende sein? Am allerwenigsten ein kleiner Mann; kleine Männer haben immer die stärksten Ansprüche auf recht große Verruchtheit, noch dazu wenn sie zugleich Künstler sind. Um seine Ehre zu retten, mußte Reinhold irgend „eine kleine Infamie loslassen." Mit größter Ungeduld wartete er auf eine Gelegenheit dazu, die sich immer nicht darbieten wollte: „Es ging Alles so verzweifelt honett zu." Endlich schien seine Stunde geschlagen zu haben, denn er kam mit einem wahren Triumphschein auf seinem blonden Antlitz in den Laden, welchen Fridolin eben schließen lassen wollte, um auf einen Augenblick nach Hause und dann in's Theater zu gehen. Er sah, noch mit einigen Anweisungen für seinen Gehülfen beschäftigt, nur flüchtig über die Schulter, um Reinhold zuzunicken.

„Störe ich?" fragte dieser sanft.

„Nein," antwortete Fridolin, „ich bin gleich fertig — wir schließen." Er sprach noch einige Worte mit dem jungen Menschen und kam dann zu Feinding. „Wollen Sie mich schon abholen?" fragte er; „es ist noch zu früh."

„Oh, ich kam nur eben hier vorbei," entgegnete Feinding, „ich will in den Café und Sie dort erwarten."

Meran hatte nämlich noch kein besonderes Theater: die Bühne, welche sich für die Wintersaison öffnete, ward im Saale des Kaffeehauses zum Rosengarten aufgeschlagen.

Fridolin stimmte bei, und sie gingen die Lauben

hinunter. Die „Lauben“ durchschneiden die Stadt Meran der ganzen Länge nach und machen die einzige große Straße aus. Auf der südlichen Seite liegen sie nach der Passer, auf der nördlichen nach dem Küchlberg zu. Der Rosengarten befindet sich auf der Bergseite, ungefähr in der Mitte; etwas weiter unten wohnte Fridolin.

Sie hatten fast das Haus erreicht, in dessen Tiefe Café und Schauspielsaal sich auf den Garten öffneten, da fragte Fridolin gleichgültig: „Und Piete — ist er noch zu Haus, oder schon im Café?“

„Weder dort, noch hier,“ antwortete Reinhold sanft, das Haupt auf die rechte Schulter neigend.

„Aha, da ist er nach Goyen, Trinele entgegengegangen,“ sagte Mollfriedel lachend. „Der versteht's. Ja, stille Wasser sind tief.“

„Verzeihen Sie,“ sprach Reinhold noch sanfter, „Herr Van Arendonck ist nicht nach Goyen gegangen.“

„Ja, wo ist er denn da?“ frug Friedel, aufmerksam werdend.

„In Bozen.“

„Seit wann denn?“

„Er ist mit einem Wagen diesen Nachmittag hingefahren.“

„Aber er wollte doch mit uns und mit Trinele in's Theater?“

„Ja, er wollte allerdings.“

„Was hat er denn auf ein Mal in Bozen zu thun bekommen?“

Reinhold neigte das Haupt auf die Schulter und zuckte als Zeichen von Unwissenheit die Achseln.

„Hat er denn Nichts für uns hinterlassen, Ihnen Nichts aufgetragen?“

Reinhold wiederholte seine Geberde.

„Können Sie denn Nichts als die Achseln zucken?“ frug Fridolin, endlich ein Mal durch Ungeduld aus seinem Phlegma gebracht.

„Ja, was soll ich Ihnen denn sagen?“ fragte Reinhold.

„Was Sie von dieser plötzlichen Abreise denken. Ist er ganz fort?“

„Kann ich's wissen?“

„Aber er muß Ihnen doch etwas gesagt haben!“ rief Fridolin jetzt wirklich ärgerlich.

Reinhold stand sanft lächelnd vor ihm und schwieg.

„Sind seine Sachen noch hier?“

„Ja, aber die könnte ich ihm nachschicken,“ antwortete Reinhold. „Und seine Rechnung könnt' ich bezahlen,“ setzte er hinzu.

An die Rechnung hatte Fridolin gar nicht gedacht, nur an Trinele. Unter andern Künsten verstand das Mädchen auch die, frühere Anbeter in treue Freunde zu verwandeln. Fridolin war es ihr mit ganzer Seele. Sein erster Gedanke bei Reinhold's überraschender Mittheilung war daher an sie. Reinhold errieth ihn, und sagte halb zu ihm, halb vor sich hin: „Was wird Trinele dazu sagen?“

Mit spöttischem Lachen erwiederte Fridolin: „Trinele? Trinele wird gar Nichts dazu sagen, als daß es nicht höflich von dem Herrn Van Arendonck ist, so ohne jeden Abschied fortzureisen, gewissermaßen durchzubrennen.“

„Oh, Sie glauben doch nicht, daß er in Goyen etwas

schuldig geblieben ist?" fragte unschuldig erschrocken Reinhold Feinding.

Jetzt zuckte Fridolin die Achseln. „Wenn er auch ein paar Kreuzer vergessen hätte, deswegen würde Hans ihn nicht polizeilich verfolgen lassen. Aber beruhigen Sie sich — so viel ich gesehen, hat er seine Zeche jedes Mal berichtigt. Nur höflich wär's nicht und freundschaftlich auch nicht, da wir Alle wie gute Kameraden mit ihm umgegangen sind."

„Und Sie glauben nicht, daß unser schönes Trinele diese — unmotivirte, unvorhergesehene Abreise unangenehm empfinden — ich wollte sagen, daß sie schmerzlich dadurch überrascht werden könnte, weil — weil sie vielleicht ein wärmeres Interesse —"

„Sie meinen, daß Trinele sich vielleicht in den Herrn Van Arendonck verliebt haben könnte?" übersetzte Fridolin die abgebrochenen Andeutungen Reinholds. „Nein, das glaube ich nicht. Ich will Ihnen sagen, was ich glaube: ich glaube, Trinele kann gar nicht lieben."

„Oh, um so besser für sie!" lispelte Reinhold, neigte das Haupt abermals auf die rechte Schulter und trat in den langen gewölbten Gang, welcher durch das Haus oder vielmehr durch die Häuser — denn unter den Lauben hat jedes Haus zwei oder drei Hintergebäude — in den Garten des Café's führte.

Fridolin ging seines Weges weiter, und war sehr grämlich. „Das kommt davon her, wenn man Fremde so zutraulich aufnimmt," brummte er. „Wenn's Trinele nun ernsthaft genommen hat — aber ich glaub's nicht. So weit wie mit dem Stamm kann's noch nicht

gewesen sein, und wie rasch ist sie eigentlich darüber hinweggekommen. Ich glaub's in allem Ernste: Trinele kann nicht lieben."

Fast in demselben Augenblicke machte Trinele auf Goyen ihre Stube zu, und sagte, indem sie über Harras wegstieg, um auf die Treppe zu gelangen: „Ich muß mich wirklich vorsehen, daß er mich nicht einfadle." Ein Mädchen „einfadeln" heißt es mit Liebe bethören. Nach Trinele's Selbstverwarnung schien ihr das Gemisch von Riese, Künstler und Kind, welches Piete Van Arendonck genannt wurde und nach Meran gekommen war, um Staffage zu einem Andreas Hofer mehr zu zeichnen, durchaus nicht so ungefährlich zu sein, wie Fridolin es sich selbst und dem Thüringer einzureden versucht hatte.

Einige Stunden später war sie mit Hans aus dem Theater zurück und wieder in ihrer Stube. Sie wolle sich recht schnell zu Bette legen, hatte sie gesagt.

Aber sie legte sich nicht zu Bette, sie kleidete sich sogar nicht aus. Still saß sie in dem kalten Gemach auf dem Sopha, die Hände auf den Knieen verschränkt, die Augen gesenkt, die Stellung regungslos.

Trinele war kein weichliches Wesen: sie weinte nicht. Sie war auch keine stürmische Natur: sie zürnte nicht und klagte nicht an, weder den Himmel, noch Van Arendonck. Sie wiederholte einige Male mit kalten bebenden Lippen: „Er hat mir Nichts gesagt — ich darf Nichts sagen."

Dann saß sie wieder schweigend da. Der erste große Liebessturm ihres Lebens ging über sie hin. Sie hielt

ihm still. Nur ein Mal schüttelte sie leise den Kopf, als wollte sie eine Last abwerfen, und murmelte: „Ich hätte nicht gedacht, daß es so weh thäte. Das ist doch etwas Anderes.“

Sie meinte damit ihr Verhältniß zu Heinrich Stamm, einem jungen Rheinländer aus einer höheren Beamtenfamilie. Er war zwei Mal in Meran oder eigentlich in Goyen gewesen, hatte sich gleich Anfangs für Trinele entflammt und mit aufdringlichen Bewerbungen nicht eher geruht, als bis er ihr das Versprechen abgedrungen, die Seinige zu werden. Trinele hatte zwar immer wie ein Buch darüber gesprochen, daß eine Heirath zwischen einem „Herrn“ und einer Bäuerin nicht glücklich ausschlagen könne, daß ein „Herr“ andere geistige Ansprüche mache, als die Bäuerin, das heißt Trinele, zu erfüllen im Stande sei, und was dergleichen schöne und kluge Reden mehr waren. Aber in der Praxis war sie ihrer Theorie gern untreu geworden, als der erste „Herr“ ernstlich um sie warb. Es war nicht, um vornehmer zu werden — sie fühlte sich ihm ebenbürtig. Auch nicht, um mehr zu haben — was sie brauchte, hatte sie. Es war, um sich hinausführen zu lassen in die Welt, die jenseits der vaterländischen Alpen lag. Das Tiroler Leben hat nothwendiger Weise etwas Einförmiges und Unveränderliches; Trinele war zu kräftig, um es nicht leicht zu ertragen, zu frisch, um darin zu verkümmern, aber sie konnte ein anderes, farbiger bewegtes begreifen, und als es ihr geboten wurde, freudig annehmen. Leider war es ihr nur geboten worden, um ihr wieder entzogen zu werden. Mit den bestimmtesten Versprechun-

gen, im Herbst zurückzukommen, reiste Stamm ab, schrieb noch einige Male und verstummte dann plötzlich. Trinele hörte durch Bekannte von einer adligen Heirath seiner Schwester, von dem maaßlosen Hochmuth seiner Mutter — Alles erklärte sich. Vielleicht, ja höchst wahrscheinlich war es zu Trinele's Glück, daß sie von der Familie zu gering befunden worden war, die Frau des Sohnes zu werden. Nirgends wird Standesgleichheit unbeugsamer gefordert, als in der Beamtenaristokratie, überhaupt in der Klasse, welche sich gern vorzugsweise die der Intelligenz nennt. Trinele erkannte das auch an. „Es ist gewiß gut für mich," sagte sie, „es schmerzt nur, wenn ein Mensch, auf den man vertraut, sich so falsch zeigen kann." Das war ihre ganze Klage. Sie benahm sich vollkommen ihrer selbst würdig.

Jetzt hatte sie über keine Falschheit, keine Täuschung zu klagen. Van Arendonck war ihr gegenüber völlig frei. Aber es hatte sie zu unvermuthet getroffen, daß er so ohne Abschied fortgekonnt hatte. Als er das erste Mal in's Passeier gegangen war, und eben so, als er mit Fridolin sich hineinbegeben hatte, um die Hoferfeier pflichtmäßig verregnen zu sehen, da hatte er sich so höflich, so herzlich auf Goyen empfohlen; weder Fridolin, noch Feinding hatten daran gedacht, wohl aber Van Arendonck. Und jetzt verließ er Meran auf immer, und sandte nicht einmal ein armes, kaltes Lebewohl, und sie erfuhr es eben, als sie ihn zu treffen hoffte!

Sie gedachte des Abends, wo sie Stamm zuletzt gesehen. Es war im Juli gewesen, bei der Liedertafel im Café Paris. Sie erinnerte sich der tiefen, warmen

Nachtstille, der plaudernden und trinkenden Gruppen, welche im Schein der Lampen und der Sterne umhergesessen, des erhellten Tisches, an welchem im Kreise der Sänger der Engelwirth und der Zitherseppl ein Duo gespielt. Er, den sie als ihren Verlobten betrachtete, hatte den Platz neben ihr inne, aber sie hatte gewußt, daß er am nächsten Morgen abreisen sollte — es war ihr bang, beklommen, betrübt zu Muth gewesen.

Jetzt machte der Winter, welcher auch am Fuß der Meraner Alpen nicht ausbleibt, sich Morgens und Abends schon recht unheimlich fühlbar, die Wolken und Nebel waren bereits häufige Gäste auf Goyen, die Sonne kam so spät und verschwand so früh, daß man kaum sechs wirklich helle Stunden hatte, und Trinele saß allein in ihrer kalten Stube, wußte, daß sie zum ersten Male wahrhaft liebte, und ihr war, als wolle das Herz ihr brechen.

Harras.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und bald nach Tische langte ein ganzer Trupp auf Goyen an. Fridolin Moll und der Zitherseppl, Hies und Reinhold Feinding und noch Einige, deren Namen zu nennen überflüssig wäre, kamen auf einige Stunden, wie sie sagten, um sich zu unterhalten, eigentlich aber, um zu sehen, wie Trinele das Verschwinden des Antwerpeners aufgenommen habe. Am Abend vorher hatte sie die Mittheilung darüber, welche Fridolin ihr theilnehmend zu-

geflüstert, sehr ruhig angehört, zu ruhig, als daß es hätte natürlich erscheinen können, denn sie äußerte nicht die geringste Verwunderung. Auch als Reinhold angeschlichen kam und sie fragte: „Nun, was sagen Sie zu unserm Freund in Bozen?“ antwortete sie blos: „Ich wünsche ihm eine gute Reise.“ Zu sehen, ob diese Standhaftigkeit die Nacht über ausgehalten habe, war die geheime Neugierde jedes Einzelnen, und so geschah es, daß ohne Verabredung die Gewohnheitsgäste, wie wir habitués übersetzen wollen, sich sämmtlich auf dem Weg nach Goyen trafen.

Trinele fühlte recht gut, weshalb sie kamen. Wäre sie nicht so unglücklich gewesen, sie hätte ihnen bitter gegrollt. Aber es blieb ihr nicht Kraft genug zum Zorn, sie brauchte alle, die sie zusammenzuraffen vermochte, um sich aufrecht zu erhalten und mit mechanischer Aufmerksamkeit ihre Pflichten als Wirthin zu erfüllen.

Für einen Mann, welcher weibliche Natur verstanden hätte, wäre Trinele, wie sie ihr Leid unter ihrem Stolz zu verhüllen suchte, ein interessantes Studium gewesen, vielleicht sogar ein Gegenstand ehrerbietigen Mitleids. Aber keiner von ihren heutigen Gästen fühlte, daß sie litt. Sie kannten, besonders bei Frauen, nur den Schmerz, welcher weint, oder doch wenigstens die Augenlider roth und das Gesicht bleich macht. Der, welcher aus klaren Augen blickt und um einen lächelnden Mund leise zuckt, war ihnen bisher fremd geblieben. Jetzt sahen sie ihn, aber sie begriffen ihn nicht. Reinhold Feinding allein traute nicht ganz der Heiterkeit, mit welcher Trinele zwischen ihnen saß. Er bemerkte so

etwas wie Selbstbeherrschung an dem Mädchen, aber auch er glaubte, daß sie Nichts zu verbergen habe, als eine kleine Demüthigung ihrer Eigenliebe. „Sie hat ein Bischen dépit," flüsterte er Hies zu, der neben ihm saß.

Der junge Müller, der nur Wälsch verstand, nicht Französisch, blickte den Thüringer fragend an.

„Ich meine, sie verbirgt einen kleinen Aerger über die Abwesenheit meines Freundes Van Arendonck," erklärte Reinhold.

„Warum sollte sie das ärgern?" fragte Hies ernsthaft, fast etwas herausfordernd.

Hies liebte die Fremden nicht. Van Arendonck hatte er sogar gehaßt, wie man in Südtirol eben haßt: still, verborgen, abwartend, bis sich eine Gelegenheit bietet, es zu zeigen. Seit gestern war ihm mit dem Verschwinden des Antwerpeners eine solche Last von Kopf und Brust weggenommen, daß sein ganzes Wesen elastisch in die Höhe geschnellt war. In einem solchen Befreiungstaumel von langem Druck ist gewöhnlich der Wein gefährlich, ein tückischer Freund, der Einem gern Streiche spielt. Hies hatte bereits zu viel getrunken, und verlangte jetzt noch mehr Wein. Hans, der ihn beobachtet hatte, stand auf, ging um den Tisch herum und sagte, sich über den jungen Müller beugend: „Hies, Du solltest nicht mehr trinken."

„Warum sollte ich nicht mehr trinken?" fragte Hies und schaute unter seinen feinen zusammengezogenen Augenbrauen finster zu Hans in die Höhe.

„Herr Hies frägt heute fortwährend Warum?" lachte Reinhold leise.

„Warum soll ich nicht Warum fragen?“ — Hies hatte sich drohend wieder zu seinem Nachbar gewandt.

„Oh, ich habe Nichts dagegen,“ erwiederte Reinhold höflich, und rückte seinen Stuhl etwas weg.

Hies rückte ihm nach und sah ihn fest an. Trinele wurde ängstlich. Eine Rauschrauferei wäre ihr in ihrer gespannten Stimmung unerträglich gewesen. Sie hatte nicht umsonst die ganze Nacht durchwacht; sie empfand zum ersten Male etwas wie Nervenaufregung. „Hol’ ihm doch Wein, Hans,“ sagte sie.

Hies sah sie dankbar gerührt an. „Du bist doch gut, Trinele,“ sagte er; „Du willst mich nicht dursten lassen. Ich weiß nicht, was der Hans will.“

„Der Hans ist manchmal faul,“ sagte sie lachend. „Du kennst ihn ja.“

„Ja, ich kenne ihn lange,“ sprach er feierlich, „und Dich kenn’ ich noch länger. Weißt Du noch?“ Er sah leidenschaftlich nach ihr hinüber, denn der Tisch war zwischen ihnen.

Sie nickte ihm zu und sagte dann hastig zum Zither-seppl: „Seppl, willst Du nicht etwas spielen?“

„Ja, das dürfte am Besten sein,“ meinte Fridolin und stand auf, um die Zither zu suchen. Hies griff nach seiner Hand und hielt ihn fest. „Warum soll Seppl spielen?“ fragte er. „Wir haben ihn oft genug gehört. Ich will keine Musik, ich will ganz still sitzen und Trinele anschauen.“

„Nun, so sitz’ und schaue sie an — mir verschlägt’s Nichts,“ entgegnete Fridolin phlegmatisch und setzte sich wieder.

Eine Stille entstand; Jeder war begierig darauf, was Hies weiter angeben würde. Er that gar Nichts, er legte nur die Arme auf den Tisch und blickte so, sich ausruhend, das Mädchen an. Seine völlige Trunkenheit war offenbar, aber sie entstellte ihn nicht, weil sie nicht aus Uebermaß von materiellem Genusse, sondern aus Ueberreizung der Nerven entsprungen war. Darum betrachteten ihn auch die Uebrigen mit gutmüthiger Theilnahme, während sie sich zugleich an Trinele's immer sichtbarer werdenden Ungeduld ergötzten. Das Mädchen war an die verschiedenartigsten Huldigungen gewöhnt, indessen fand es diese doch ungewöhnlich unangenehm, und würde längst aufgestanden sein, hätte es nicht gefürchtet, Hies zu reizen. Auch hoffte Trinele, wenn Hans mit dem Wein käme, würde Hies seine lächerliche Stellung aufgeben. Darin täuschte sie sich: Hies goß ein, ohne die Augen von ihr abzuwenden. Dann ging ein helles Lächeln über sein träumerisch schweres Antlitz, er schob ihr das Glas über den Tisch hin zu und machte ihr ein Zeichen, ihm zuzutrinken.

Aber Trinele war zu Ende mit Kraft und Selbstbeherrschung, mit Geduld und Klugheit. Es ist das bei Frauen leicht der Fall: sie halten bis zu einem gewissen Augenblick unglaublich aus, und dann schleudern sie auf ein Mal alle Rücksichten von sich und schreien, daß sie nicht mehr können. So ging es hier. Anstatt die Höflichkeit, die sich in Südtirol ganz von selbst versteht, anzunehmen und zu erwiedern, stieß Trinele das Glas so heftig zurück, daß der Wein herausflog, und indem sie aufsprang, ersuchte sie in einigen scharfen nationalen

Ausdrücken den unglücklichen Hies, kein solcher Narr zu sein und sie in Ruhe zu lassen.

Hies blieb sitzen und blieb ruhig, nur daß seine Augen drohend finster wurden. Sie fest auf Trinele richtend, fragte er: „Du willst nicht trinken?“

„Nein,“ antwortete sie, trotzig schmollend. Hans ging zu ihr und redete ihr zu. Sie wandte sich eigensinnig ab; Hans erkannte seine Schwester gar nicht mehr. Hies sagte mit dem drolligen Ernst der Trunkenheit: „Er ist es also doch.“ Er sprach Hochdeutsch, was man Reinholds wegen den ganzen Nachmittag gethan hatte, eine Rücksicht, welche die Tiroler, sofern sie es nur können, gern für Fremde nehmen. Auch war es Allen bisher ganz natürlich vorgekommen, aber jetzt, von der schweren Zunge des jungen Müllers langsam hervorgebracht, gewannen die unheimischen Laute auf ein Mal etwas höchst Komisches, und der ganze Tisch brach in ein lautes Gelächter aus. Hies sah Einen nach dem Andern an, schüttelte würdevoll mißvergnügt den Kopf, trank, wischte sich den Mund, wandte sich zu Reinhold, der noch immer sehr beunruhigt neben ihm saß, und murmelte vertraulich: „Sie können mir's glauben, es ist der Antwerpener.“

„Ja, mein lieber Herr Hies, ich glaube Ihnen gerne,“ entgegnete Reinhold mit ängstlicher Freundlichkeit; „aber was wollen Sie von Herrn Van Arendonck eigentlich sagen?“

„Sind Sie sein Freund?“ erkundigte Hies sich mit großem Interesse.

„Eh —,“ meinte Reinhold, ganz bereit, den Ant-

werpener zu verleugnen, im Fall der bedrohliche Matthias es verlangen sollte. Hies begehrte jedoch keinen solchen Abfall von ihm, er versicherte ihm nur: „Wenn's der Antwerpener ihr angeboten hätte, so würde sie ihm ganz gewiß Bescheid gethan haben.“

„Sie meinen?“ fragte Reinhold, ungewiß, was für eine Antwort Hies von ihm verlange.

„Ganz gewiß,“ bekräftigte Hies, und darauf erhob er die Stimme und fragte zu Trinele hinüber: „Nicht wahr, Trinele, wenn der Antwerpener es Dir angeboten hätte, würdest Du getrunken haben?“

Trinele, welche mit Hans und Fridolin an einem Fenster gestanden und sich weinerlich beschwert hatte, daß sie sich die Unverschämtheit jedes dummen betrunkenen Jungen gefallen lassen müsse, Trinele fuhr auf und schien, mit Zorn in den Augen und Gluth auf der Wange, scharf und heftig antworten zu wollen. Sie besann sich indessen, schloß den schon geöffneten Mund wieder, ging aber mit dem Anstand einer beleidigten Dame langsam auf die Thür zu. Hies, der seiner Füße sicherer war, als seiner Zunge, sprang vom Tisch auf und ihr entgegen. Beide Hände ausstreckend, wollte er sie aufhalten — sie trat rasch und heftig athmend zurück, Hans und Fridolin kamen ebenso rasch herbei. In diesem Augenblick erhob Harras, der quer vor der Thür lag, den gewaltigen Kopf und ließ ein lautes, drohendes Knurren hören. Das kolossale Thier war von unbestimmter Race, hatte aber höchst bestimmte Sympathieen und Antipathieen. Man wußte nicht, zu welchem Hundegeschlecht seine Großeltern gehört hatten,

aber man wußte sehr gut, wen er leiden konnte und wen er am liebsten gebissen hätte. Fridolin gehörte zu den ersteren, unter den letzteren befanden sich die beiden Künstler. Besonders wenn Van Arendonck gekommen war, hatte Harras ihm auf das Unzweideutigste seine Abneigung zu erkennen gegeben, ohne daß der Antwerpener dem Thiere je zu nahe getreten wäre. Man hätte fast denken sollen, Harras sei eifersüchtig auf Alle, die sich zu liebenswürdig bei seiner jungen Herrin machten, denn auch Hies war seit einiger Zeit unter denen, bei deren Annäherung Harras unwillig knurrte. So feindlich wie heute jedoch hatte er es noch nie gethan, er mußte in besonders gereizter Stimmung, oder erbitterter, als gewöhnlich, auf Hies sein. Hans glaubte das Letztere und rief: „Hies, hüte Dich vor dem Hunde!“

Trinele wurde von einem Gedanken ergriffen, den sie als unsinnig gleich wieder verwarf. So hatte der Hund stets nur dann gegrollt, wenn er Van Arendonck's Schritt erkannt hatte.

Jetzt schlug er an. Dann knurrte er abermals und hörte nicht wieder auf. „Es muß Jemand kommen,“ sprach Hans, und ging, Hies mit der linken Hand leicht zur Seite schiebend, auf die Thür zu. Doch bevor er sie erreichte, wurde sie von außen geöffnet, und heiter, ruhig, nur vom Gange ein klein wenig erhitzt stand Van Arendonck vor dem erstaunten Kreise.

„Guten Tag!“ sagte er mit einer Stimme, der man die Freude des Wiederdaseins anhörte. „Sitzt ihr heute hier?“

Er hatte noch nicht ausgeredet, als Trinele schon

auf Harras zugeflogen war und ihn bei Seite zerrte. Harras, der langsam aufgestanden war, widersetzte sich nicht, aber seine Augen glühten und er zeigte jetzt als Zugabe seines Knurrens die furchtbaren weißen Zähne. Trinele hielt ihn mit der einen Hand fest am Fell im Genick, die andere gab sie Van Arendonck, als er ihr die seine bot. Er fühlte, daß ihre Hand kalt war und zitterte. „Was ist Euch?“ fragte er besorgt, ohne auf einen der übrigen Anwesenden zu achten.

Trinele hatte kaum Athem genug, um zu antworten. „Es ist der Hund,“ stammelte sie, „er ist so böse.“ — „Wird er Euch nicht beißen?“ — „Mir thut er Nichts, aber nach Ihnen könnt' er schnappen — ich bitte, gehen Sie rasch dort hinter den Tisch.“

Van Arendonck lächelte. Es belustigte ihn, daß Trinele ihn hinter den Tisch in Sicherheit schicken wollte. Indessen that er, um sie zu beruhigen, einige Schritte in die Stube hinein — es war die große, unter der Trinele's. Hans stand vor ihm und besah ihn sich. „Guten Tag, Hans,“ sagte der Vlaming herzlich. „Was beseht Ihr mich so? Bin ich seit gestern ein Anderer geworden?“

„Das nicht,“ entgegnete Hans gelassen humoristisch. „Sie sind derselbe, aber mich wundert's, daß Sie hier sind.“

„Warum sollte ich nicht hier sein?“ fragte Van Arendonck erstaunt. „Die Andern sind ja auch alle da.“ Er grüßte gutmüthig nach den am Tisch Sitzenden hinüber.

„Aber wir waren auch nicht auf dem Wege nach Italien," rief ihm Seppl zu.

„Auf dem Wege nach Italien?" wiederholte Piete noch erstaunter.

„Nun ja," antwortete Fridolin, der herangetreten war. „Waren Sie nicht schon in Bozen?"

„In Bozen bin ich gewesen," erwiederte friedfertig Van Arendonck. „Ein Landsmann von mir kam gestern früh vom Stelvio hier an. Er konnte sich nur wenige Stunden aufhalten, sonst hätte ich ihn nach Goyen gebracht. Wir sind nur auf Schloß Tirol gewesen, dann haben wir gegessen und sind mit einem Wagen nach Bozen gefahren. Dort habe ich ihn heute auf die Eisenbahn gebracht, bin zurückgefahren und gleich hierher gekommen. Haben Sie denn das Alles nicht erzählt?" wandte er sich an Feinding, der hinter dem Tische saß und lachte.

„Kein Wort hat er gesagt, außer daß Sie in Bozen wären," antwortete Fridolin.

„Aber nicht, daß er nicht wiederkommen würde," rief Reinhold.

„Sie haben's uns doch glauben lassen," erwiederte Friedel.

„Ja, das haben Sie gethan," bekräftigte Hans.

„Es war ein so guter Spaß," kicherte Reinhold.

„Daß Sie mich als einen undankbaren, unhöflichen Menschen erscheinen ließen?" fragte der ehrliche Piete gekränkt und bekümmert. „Ich finde den Spaß sehr schlecht. Und Sie haben es auch geglaubt?" sagte er zärtlich traurig zu Trinele, welche mit niedergeschlagenen

Augen dastand und Harras noch immer am Genick hielt.

„Die Herren sagten's alle,“ antwortete sie demüthig, und wollte noch etwas von Entschuldigen und Verzeihen hinzufügen, aber sie konnte es nicht. Hies, der mit stieren, wilden Blicken alle Bewegungen des Vlamings verfolgt hatte, schrie plötzlich gellend: „Du sollst sie nicht so anschauen!“ und sprang mit einem Satz auf Van Arendonck ein. Unvorbereitet wie er war, taumelte dieser einige Schritte zurück, faßte jedoch gleich wieder festen Fuß und suchte Hies, dessen Zustand er wahrnahm, gutmüthig beschwichtigend von sich abzuwehren. Hies aber ließ sich nicht abwehren, er war wie toll vor Wuth, und Van Arendonck, welcher bei den Kirmeßfesten seiner Heimath seine Künstlerhände auch als Fäuste zu brauchen gelernt hatte, verlor die Geduld und griff zu schlagenden Gründen. Einige von den Gästen waren genauere Kameraden des jungen Müllers; sie wollten ihn nicht züchtigen lassen, sprangen herbei und suchten Van Arendonck zurückzureißen. Erbittert über ihre Einmischung kehrte dieser sich gegen sie und wurde seinerseits zum Angreifer, nachdem er durch einen letzten, gewichtigeren Schlag Hies für den Augenblick kampfunfähig gemacht hatte. Umsonst suchte Hans mit der Gewalt seiner Lungen und seiner Hände die Streitenden zu trennen, er wurde von allen Seiten zurückgestoßen, und das Handgemenge wurde immer wilder, da riß Harras sich von Trinele's krampfhaftem Griff los und fuhr mitten hinein und auf den Vlaming zu. Aufkreischend stürzte das Mädchen ihm nach, es war schon

zu spät; das Thier hatte die Hand, mit welcher Van Arendonck es zurückzuschleudern versuchte, mit gewaltigen Zähnen gepackt — ein Finger hing blutend, fast gänzlich abgebissen herab. „Laßt ab von ihm — der Hund hat ihn gebissen!“ schrie Trinele außer sich; dann verlor sie die Kraft, sank in die Kniee und wußte nur noch dunkel, wo sie war.

Stiller Brautstand.

„Es ist doch gut, wenn man einen Doctor im Hause hat,“ bemerkte Fridolin weise, als der englische Arzt, von Hans herbeigeholt, den Finger schiente und verband, während Trinele so verzweiflungsvoll schluchzte, „als hätte,“ wie Reinhold murmelte, „der Harras den ganzen Van Arendonck verschlungen.“ Das Mädchen war wieder auf die Füße gekommen, aber noch immer außer Fassung. „Wird der Finger heilen, Herr Doctor?“ fragte es jammernd.

Der Doctor, welcher sich blos von Pflanzenkost nährte und dabei ungemein wohlgenährt aussah, nickte gutmüthig lächelnd mit dem Kopf. Dann fragte er: „Ist noch Einer gebissen oder erschlagen?“

Hans führte ihn zu Hies, der auf einige Stühle gelegt worden war und schwer athmete. Er besah und befühlte ihn, sagte lakonisch: „Ausschlafen lassen,“ und begab sich in die Festung des Vorderhauses zurück. Be=

vor er jedoch die Thür erreicht hatte, stand er still, rief nach Hans und sagte, als der auf die Gallerie kam: „Der Maler soll den Arm in einer Schlinge tragen,“ und damit verschwand er wirklich.

Hans kam wieder in die Stube und sagte der Schwester, was der Doctor noch befohlen hatte. Sie ging so schnell wie möglich hinauf — laufen, wie gewöhnlich, konnte sie nicht, der Schreck war ihr zu sehr in die Füße geschlagen. Oben nahm sie hastig ihr größtes Tuch heraus, aber bevor sie es hinunterbrachte, faltete sie erst die Hände und sprach ein Vaterunser. Sollte sie Gott nicht danken? Er war ja wieder da, und wenn er später doch ging, so würde es, das wußte sie jetzt, wenigstens nicht ohne Abschied sein.

Ebenso glücklich wie sie saß Van Arendonck unten in der Mitte derjenigen, die für wenige Augenblicke seine Feinde gewesen waren. Er hatte ziemlich derbe Schläge und Stöße empfangen, Arme, Brust und Rücken thaten ihm weh, und der Biß schmerzte nicht wenig, aber der Künstler war innerlich selig — er wußte seinerseits, daß Trinele ihn gern sehe, daß er aus Italien über Meran zurückkommen und nicht allein nach Antwerpen heimkehren dürfe. Als Trinele mit dem Tuche kam und es ihm ängstlich sorgsam als Schlinge für die verletzte Hand zurechtmachte, sagte Van Arendonck mit leuchtenden Augen zu ihr: „Wo ist denn der gute Hund, der mich so schön gebissen hat?“

Trinele verstand ihn nicht gleich. Als sie den Sinn seiner zärtlichen Erkundigung nach Harras erst faßte, wurde sie rosig roth und dankte ihm durch ihr lieblichstes

Lächeln. Aber auf den Hund war sie anders zu sprechen, als er. Der sollte morgen gleich aus dem Hause, vorläufig zu ihrer Schwester, die oben im Naifthal das letzte Gehöft bewohnte. Dann wollten sie ihn verkaufen. Ein Herr aus Mecklenburg hatte ihnen ganz kürzlich eine gute Summe für das Thier geboten, die sie damals jedoch ausgeschlagen hatten. Jetzt sollte der Herr den Hund haben, und ihn zu Weihnachten, wo er abreiste, mit sich nehmen.

Van Arendonck machte nur schwache Einwendungen. In dem Zorn der Geliebten gegen das Thier, welches ihr so anhänglich war, erkannte er mit Entzücken auf's Neue ihre Gegenliebe.

Eine eigentliche Erklärung fand zwischen Beiden nicht statt, weder jetzt, noch später; dieser ereignißvolle Nachmittag hatte sie überflüssig gemacht. Es verstand sich von selbst, daß Beider Zukunft eine gemeinschaftliche sein sollte. Niemand sprach es aus, und Jedermann wußt' es. Darein zu reden, fand sich auch Niemand berufen: die Gewohnheitsgäste schickten sich in das Unabänderliche. Hies allein blieb fort, sah trotzig und finster aus, wenn er Van Arendonck begegnete, und ging andere Wege, welche ihm, dem hübschen Menschen, nach allen Seiten hin offen lagen. Seine Abwesenheit wurde gleichfalls nicht bemerkt oder wenigstens nicht besprochen; es verstand sich eben auch von selbst, daß er nicht mehr nach Goyen kam. Und als Van Arendonck nach einer nicht gerade freundlichen Trennung von Reinhold Feinding, welcher nach Leipzig zurückging, das Quartier bei Friedels Bruder aufgab und ganz nach Goyen hinaus-

zog, so verstand sich das nicht minder von selbst. Sein Finger bedurfte noch der ärztlichen Behandlung, und wenn gleich der Doctor ein Pferd besaß, welches seinen großen Kopf melancholisch aus einem Privatstall im Schloßhofe hervorzustecken pflegte, so konnte ihm doch nicht zugemuthet werden, daß er in die Stadt kommen solle, um nach den Patienten zu sehen, welchen er blos aus Gefälligkeit für die Geschwister behandelte. Andererseits wäre die Anstrengung eines täglichen Ganges nach Goyen für die Heilung nicht günstig gewesen, und so war es um Vieles vernünftiger, daß Van Arendonck draußen wohnte, wo der Doctor ihn ohne jede Mühe regelmäßig verbinden konnte.

Es war eine schöne stille Zeit, wo Van Arendonck mit Hans dessen Stube theilte und nicht länger nur Gast, sondern Hausgenosse auf Goyen war. Obgleich der zerbissene Finger an der linken Hand war, hinderte er den Maler doch am Arbeiten, und so bestand Piete's ganze Beschäftigung vorläufig darin, daß er den lieben langen Tag bei Trinele in der Küche oder im anstoßenden Gastzimmer saß. Gelegentlich schneiten sie ein und waren ganz allein, aber dann dünkte es Van Arendonck erst recht schön. Er war nicht eifersüchtig, wie Hies es gewesen war, er hatte ein großes, ruhiges Vertrauen zu seinem Mädchen, aber es that ihm doch recht wohl, wenn er bisweilen Trinele völlig ungestört für sich haben konnte. „Als wenn Ihr schon meine Frau wärt,“ sagte er dann mit einer tiefen Vorfreude jenes höchsten Glückes, welches er sich erringen wollte, wenn er aus Italien nach Meran zurückgekehrt sein würde.

Trinele ihrerseits war unruhig glücklich. Sie konnte nicht vergessen, daß sie schon ein Mal sich Braut geglaubt und sich dann so schmählich getäuscht gesehen hatte. Wenn sie an die Reise dachte, welche noch zwischen der Vereinigung mit dem Liebsten lag, so konnte ihr manchmal der Athem vergehen. Warum sollte Van Arendonck sie nicht auch vergessen, wie Stamm sie vergessen hatte? Freilich, er ging nicht „zu seinen Leuten" zurück, sondern unter Fremde, die Nichts von ihr wußten und folglich auch Nichts wider sie reden konnten. Und dann hatte er keine stolze Mutter. Seine Eltern waren, wie man in Vlaemisch-Belgien sagt, „von der kleinen Bürgerei." Von seinen Schwestern war eine an einen Handwerker, die andere an einen bescheidenen Pachter verheirathet. „Ihr seid viel mehr Dame, als ich Herr bin," hatte Van Arendonck lächelnd gesagt, als Trinele einst ihre gewohnten Bescheidenheitsbedenklichkeiten über seine Herrenschaft vorgebracht hatte. „Meine Eltern wohnen nur zur Miethe in einem kleinen Häuschen, und Euer Bruder ist Herr auf Goyen, was wir propriétaire nennen, und wenn er es einst verkauft und seinen Preis bekommt, so werdet Ihr auch viel reicher sein, als ich für jetzt noch bin. Wenn also Eines von uns zu dem Andern herabsteigt, so seid Ihr es, die Ihr aus einem Ritterschloß unter das niedrige Dach eines armen Künstlers ziehen werdet."

Trinele hatte dieser zärtlich scherzhaften Rede halb überzeugt zugehorcht; sie lächelte, ließ sich vom Verlobten küssen, und versuchte, sich ganz ungetrübt glücklich zu fühlen, aber sie vermochte es nicht — wie ein Ge-

witter mit unheilvollem Dunkel drohte der Abschied am Horizont ihrer Liebe.

Trien lief!

Und er kam heran. Es war Van Arendoncks letzter Abend auf Goyen, der des elften Dezembers. Der Maler wollte gern zu Weihnachten in Rom sein.

Das Wetter war auf ein Mal mild geworden. „Du wirst eine gute Reise haben,“ sagte Hans zu Van Arendonck. Sie saßen in der Küche, um noch ein Mal gemeinschaftlich Abendbrod zu essen. Dann wollte Van Arendonck noch nach Meran gehen, um am Morgen in aller Frühe nach Bozen und von dort mit Dampf weiter südwärts zu fahren. Sein Gepäck war durch einen Knecht bereits in die Post nach Meran gebracht worden.

Trinele schaffte am Heerde. Das Gesinde war schon abgespeist und schlafen geschickt worden — bei der letzten Mahlzeit wollten die Drei ungestört sein. Hans hatte von seinem besten Wein heraufgeholt.

Die Flammen loderten lustig; in ihrem Schein sah Trinele rosig aus. In Wahrheit aber lag eine tödtliche Blässe auf ihren Wangen, und auch ihre Lippen waren bleich und so gespannt, daß man alle die kleinen Zähne darunter sehen konnte.

Van Arendonck seinerseits war ernst, gerührt, aber nicht schmerzlich ergriffen, im Gegentheil freudig aufgeregt. Der Maler überwog in ihm für den Augenblick den

Liebenden. Es wird den vlaemschen Künstlern, besonders den Antwerpenern, von ihren Landsleuten eigentlich nicht gestattet, sich nach Italien zu sehnen — man sieht das gleichsam als einen Seelenverrath an der Heimath an. Indessen nehmen Einige sich hier und da doch die Freiheit, es zu thun, und unter ihnen war schon seit Jahren Van Arendonck gewesen. Alles, was er durch seine bisherigen Arbeiten erworben hatte, war von ihm für diese Reise aufgespart worden, und nun lag sie vor ihm, sollte sich mit dem Morgen verwirklichen, nachdem sie so lange ein Traum gewesen, und was das Herrlichste war: er trat sie mit einem Herzen voll Liebesseligkeit an. War es da zu verwundern, daß er weniger an die bevorstehende Trennung, als an den Tag des künftigen Wiedersehens dachte?

Trinele kam und trug den beiden Männern die Cotelettes auf, die sie gebraten hatte. Sie selbst wollte sich noch nicht setzen. „Ich stelle mir eins warm,“ sagte sie, „ich muß noch das Omelette backen“. Sie wollte Himbeereingemachtes „hineingeben,“ das aß Van Arendonck so gern, und, wie jedes gescheidte Frauenzimmer, wußte Trinele sehr gut, daß es mit einer Lieblingsschüssel am sichersten den Weg zum Herzen des Geliebten findet.

Die Männer aßen. Der Mann kann in den Augenblicken vor einem Abschied essen, eine Frau kann's schwerlich. Trinele wenigstens vermochte, als sie ihre vortrefflich gerathene Omelette aufgetragen und vorgelegt hatte, keinen Bissen davon zu genießen. Auch das warmgestellte Cotelett erwies sich als eine Erfindung. „Ich kann nicht,“ sagte sie bittend, als Van Arendonck ihr zuredete,

„ich kann Nichts herunterbringen — mir ist die Kehle wie zugeschnürt.“ — „Trinele,“ sagte Van Arendonck, der den Appetit verlor und den Löffel hinlegte, „sei doch nicht so traurig!“

„Soll ich vergnügt sein?“ fragte sie bitter.

„Ich komme ja wieder, Trinele, in einem Jahr komme ich wieder.“

Sie warf leicht den Kopf auf, als wollte sie sagen: „Das kennt man.“

„Gewiß, Trinele,“ fuhr er ernstlich fort; „auf mich kannst Du bauen. Ich habe noch Jedem mein Wort gehalten, ich werd' es nicht bei Dir zum ersten Male brechen. Ueber's Jahr um Weihnachten bin ich wieder hier — wenn Gott mir das Leben läßt,“ setzte er fromm hinzu.

Trinele sagte nicht: „Und wenn Du stirbst, oder wenn ich bis dahin gestorben bin?“ aber sie dacht' es, und blickte in herber Trostlosigkeit vor sich hin.

Hans nahm das Wort. „Vielleicht sind wir nicht mehr in Goyen, wenn Du zurückkommst. Ich möchte es gern verkaufen, um die Schwestern endlich auszahlen zu können.“

„Nicht mehr in Goyen?“ fragte Van Arendonck träumerisch. „Das würde mir sehr leid sein. Hier habe ich Trinele kennen gelernt, hier bin ich glücklich gewesen, wie noch nie. Nein, Hans, verkauft Goyen nicht. Ich möchte mich hier verheirathen. Trinele's Geld brauchen wir nicht; wenn ich aus Italien zurückkomme, werde ich ein so wackerer Künstler sein, daß ich verdienen kann, so viel ich nur will. Och, Trinele, was soll ich Euch

für schöne Schildereien mitbringen!" setzte er in dem Vlaemschdeutsch hinzu, in welches er leicht verfiel, wenn er irgendwie erregt wurde.

„Nicht nach zwölf Monaten," sagte Trinele kurz.

Van Arendonck dachte nach. „Die Zeit ist kurz," sprach er, „aber ich werde so fleißig sein!"

„Und wenn Du noch so fleißig wärest," entgegnete Trinele, unfähig, ihr Schweigen und ihre Selbstbeherrschung länger zu behaupten, „wenn Du Tag und Nacht arbeitest — ganz Italien sehen, Dich ausbilden, selbst Bilder malen, die fertig sein sollen — es ist nicht möglich, Du kannst nicht wieder kommen."

„Da nehm' ich die Bilder unfertig mit."

„Das thust Du nicht. Ein rechter Maler — ich hab' doch auch schon von Künstlern gehört — wenn er ein Bild vorhat, er kann nicht davon ablassen, Du wirst's auch nicht thun — Du kannst über's Jahr nicht wieder hier sein."

„So bleibt er zwei Jahr fort," schlug Hans gelassen vor, und wollte hinzusetzen: „Was ist da für ein Unglück?" aber Trinele brach in Verzweiflung los:

„Zwei Jahr? drei, vier Jahr — die Ewigkeit! Und ich — halt's nicht aus — ich kann's nicht — ich muß vergehen — mich siehst Du nicht wieder!"

Wenn Trinele ein Mal ihrer innersten leidenschaftlichen Natur nachgab, so wirkte es um so mehr, weil man gewöhnt war, sie immer so harmonisch ruhig zu sehen. Van Arendonck war tief erschüttert; er wurde blaß und beugte sich zu ihr.

„Trinele, bist Du so sehr unglücklich über meine

Abreise?“ fragte er eindringlich. „Du hast mir immer so viel Muth gezeigt.“

„Ich wollte Muth haben, ich wollte nicht reden, ich wollte Dich reisen lassen,“ wehklagte sie; „ich will's auch noch, ich will Dich nicht halten, geh', geh', aber still bleiben kann ich nicht, weinen muß ich, jammern — o Gott, o Gott — ich habe jetzt schon keine Nacht mehr geschlafen; meine Kraft ist hin — mir ist, als sollt' ich irre werden — laß mich nur weinen!“ Sie wand die Arme, sprang auf und stürzte, laut schreiend, in das anstoßende Zimmer. Dort warf sie sich auf einen Stuhl, Arme und Kopf auf den Tisch, und so lag sie und wimmerte in dem nicht zu bändigenden Trennungsschmerz.

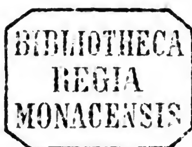
Van Arendonck stützte den rechten Arm auf den Tisch und senkte die Stirn in die Hand; so saß er einige Minuten. Im Nebenzimmer wurde Trinele's Klage leiser und leiser, endlich weinte sie nur noch unhörbar. Hans, der bis jetzt verblüfft stillgesessen hatte, stand auf, um nach ihr zu sehen. Sie hörte ihn, kam ihm entgegen und trat mit ihm in die Küche zurück. Indem sie sich wie ein Kind mit den Händen die Thränen aus den Augen trocknete, kam sie zu Van Arendonck, lehnte sich an ihn und bat schüchtern: „Sei mir nicht bös — ich hab' nichts dafür gekonnt.“

Er blickte lächelnd zu ihr auf und legte den Arm um sie. Eine Erleuchtung der Liebe strahlte auf seinem Antlitz. „Ich bleibe hier, Trinele,“ sagte er zärtlich.

Sie zuckte vor freudigem Schrecken zusammen — dann wollte sie einreden, seine Großmuth ablehnen.

Zum ersten Male gebrauchte er das Ansehen des Mannes und sagte gebieterisch: „Still!“ Sie schwieg. Er stand auf und zog sie fest an sich.

„Ich kann auch in Deiner Heimath schöne Bilder malen,“ sagte er liebreich. „Wir heirathen jetzt bald, und bleiben hier, bis Hans Goyen verkauft, oder bis Du selbst mir die Erlaubniß giebst, nach Italien zu reisen. Wer weiß — vielleicht thust Du es schon in einem Jahre.“ Sie verstand ihn, und wurde lieblich roth. Er sah sie mit der tiefen Zärtlichkeit an, welche in starken männlichen Herzen wohnt. „Warum hast Du mir nicht gesagt: bleib?“ frug er. „Och, Trien lief!“ setzte er, ganz Vlaming geworden hinzu, „Alles, Alles, aber niet Eure Thranen sien!“



Druck von Troitzsch & Ostertag in Berlin.

Druck von Troitzsch & Ostertag in Berlin.





